Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

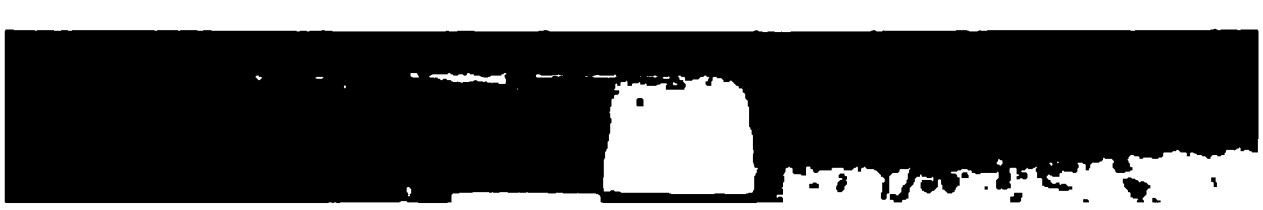
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



Allgemeine

Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Buchner,
Missionsdirektor in Berthelsdorf

und

D. R. Grundemann,
Pastor in Mörs bei Belzig.

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck.
Professor in Halle a. S., Gütchenstraße 20.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Einunddreißigster Band.

Berlin 1904.
Verlag von Martin Warneck.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACK
AUG 2

Gott mußte lachen und sagte: „Nun murre also nicht wieder gegen mich; du siehst, ich habe dich nochmals wählen lassen, und deine Seele hat wieder ihr Geschick gewählt. Allen Menschen stelle ich das Gute zu, aber wenn sie es nicht wollen, müssen sie die Folgen tragen."

Aus Mitleid mit dem Krüppel versuchte es Gott nun auf anderm Wege, ihm zu helfen. Er zerhackte ihn in einer Pfanne und schuf ihn neu mit schöner Gestalt, aber sechsmal wurde er wieder zum Krüppel, weil seine Seele es nicht annahm. Erst beim siebentenmale gelang es und Adjisambola verließ den Himmel als wohlgebildeter Mensch. — Dieser Schluß ist freilich inkonsequent und wohl nur eine Konzession an den Geschmack der Zuhörer des Märchens.

Eine andre Sage berichtet, wie jemandes Seele in der Präexistenz sich allerlei Gutes gewählt habe, aber mit dem Zusatz: zuletzt wollte er, nachdem er 7 Söhne gezeugt, durch einen Tiger umkommen. Durch wunderbare Umstände gelangte er dazu, von diesem Wunsch seiner Seele Kenntnis zu erlangen. (Gewöhnlich weiß der Mensch nichts davon.) Alles kam, wie seine Seele es gewünscht. Als dann der 7. Sohn geboren war, und er des Todes durch den Tiger gedachte, wurde ihm unheimlich, und er tat alles, um sich vor Tigern zu schützen, befestigte sein Dorf, stellte Tag und Nacht Wächter auf, bekam auch tatsächlich nie einen zusehen, erschrack aber schließlich durch ein geschnitztes Tigerbild, das man ihm auf seinen Wunsch gezeigt, damit er doch wüßte, wie ein Tiger aussieht. Indem er erschrak, stürzte er, das Holzbild kam in:s Fallen, stürzte auf ihn und erschlug ihn. Ähnliche Sagen gibt es noch mehr.

Das batakische Denken ist also unter einen ehernen Fatalismus geknechtet. Alles, was dem Menschen begegnet, ist ihm vorher bestimmt und darum unabänderlich. Niemand ist seines Glückes Schmied, sondern man steht vielmehr seinem Schicksal machtlos gegenüber. Daraus resultiert eine stumpfe Ergebenheit in das Schicksal, die auf den ersten Blick der christlichen Geduld im Leiden verwandt scheint, ihr aber diametral entgegengesetzt ist. Noch gefährlicher wird dieser Determinismus, indem er sich auch auf das sittliche Gebiet erstreckt. Für seine schlechten Handlungen ist der Mensch nicht verantwortlich, denn so ist es ihm bestimmt gewesen. Sinnesänderung kann sich in ihm nur vollziehen, wenn sein Schicksal das vorherbestimmt hat. Es liegt auf der Hand, welche starke Mauer dieser Vorstellungskreis gegen das Christentum bildet. Zu beachten ist, daß, so sehr diese deterministische Denkweise mit der des Mohammedanismus übereinstimmt, sie doch nicht eine Anleihe bei diesem, sondern ein batakisches Geistesprodukt ist. Denn es ist nach batakscher Vorstellung nicht Gott, der dem Menschen sein Los zudiktiert, sondern die menschliche Seele, die es sich nach freier Wahl aussucht.

Tod und Verderben wünscht und herbeizieht. Im Denken und im Seelenkult werden die sieben aber nicht auseinander gehalten. Eine der sieben Seelen wird mit der Nachgeburt bei der Geburt des Kindes begraben; an diesem Platze bleibt sie, kann ihn aber verlassen, um den Menschen zu warnen oder ihm zuzustimmen, wenn er recht handelt. Sie tut also gewissermaßen den Dienst des Gewissens. Aber ihre Warnungen erstrecken sich nicht nur auf das sittliche Gebiet. Man nennt sie den „jüngeren Bruder der Seele", wie man die Nachgeburt den „jüngeren Bruder des Kindes" nennt. Ihr wird besonders geopfert. Im Kriege flößt sie dem Menschen Mut ein, auf den Feind loszugehen. In dieser letzteren Seele kann man ein sittliches Moment finden, wovon die batakſche Psychologie sonst nicht viel aufweist.

Die Seelen der lebenden Menschen stehen untereinander im Wechselverhältnis, ähnlich wie die Personen, aber außerhalb dieser. Der Einfluß, den eine Person auf eine andre ausübt, ist auf die Tätigkeit der Seele zurückzuführen. Gibt man diesem Einfluß nicht nach, so gibt es Unglück. Wir sahen schon, daß die Seele der Mutter diejenige des Kindes im zarten Alter zu behüten hat. Geschieht dem Kind ein Unglück, so macht die Frau ihrer Seele Vorwürfe und flucht ihr, weil sie nicht ihre Pflicht getan. Ist ein Kind krank, so bringt man der Seele der Mutter ein Opfer, damit sie sich der Seele des Kindes nicht entfremden möge. Solange die Eltern leben, üben ihre Seelen Einfluß aus auf diejenigen ihrer Kinder. Die Seelen von Eheleuten haben einander Schutzgeisterdienste zu tun. Besondere Pflichten nach dieser Seite hin haben die Verwandten mütterlicherseits, mit deren Seelen man die eigne bisweilen geradezu identifiziert. Sie wollen besonders ehrfürchtig behandelt sein, weil sie besondere Macht über den Menschen ausüben. Darum muß ihnen manches Geschenk und Opfer gebracht werden. Bei Glückwünschen ist es eine stehende Phrase: „Unsre Seelen mögen einander beherrschen", d. h. einander die Dienste guter Schutzgeister tun. Wenn von zwei Leuten, die zugleich krank sind, einer stirbt, während der andre genest, so glaubt man, die Seele des Genesenen habe die des Gestorbenen überwunden. Ein Schüler hat die Seele seines Lehrers zu fürchten. Die Seele eines lebenden Häuptlings übt ihren Einfluß aus auf seine Untertanen, kann Glück und Unglück über sie bringen, weshalb man sie fürchtet und ihr opfert. Ein Hinweis auf

seiner Seele ein Opfer bringen, damit er nicht krank wird. Denn gewisse Träume ziehen gewisse Krankheiten nach sich, da Träume Realitäten im Seelenleben bedeuten.

Bei all diesen Vorstellungen spielt das sittliche Moment gar keine Rolle. Die Seele ist nicht etwa das bessere Teil im Menschen, das man vor Schlechtigkeit zu bewahren hat, oder welches dem Menschen ein Führer ist im Kampfe gegen die Sünde. Nie verläßt die Seele einen Menschen wegen seiner Übeltaten. Gut und böse bedeutet in der batakschen Religion gar nichts. Die Seele ist ein Wesen, das mit dem von ihr bewohnten Körper nur in losem Zusammenhang steht. Die Persönlichkeit des Menschen, sein Ich, deckt sich nicht mit ihr, sondern steht oft mit ihr auf Kriegsfuß. Man glaubt wohl, daß die Seele einen Andern ermahnen und ihm sein Unrecht fühlbar machen kann; aber ihren Eigentümer straft sie nicht. Die Seele ist gar nicht Organ für das Sittliche, das geht u. a. deutlich aus folgendem hervor: wenn Eltern einmal (was selten vorkommt), ein Kind wegen Unart züchtigen, so ist die Seele des Kindes dadurch schwer gekränkt. Die Eltern fürchten, des lieben Kindes Seele könne ihnen weglaufen, und beeilen sich daher, diese um Entschuldigung zu bitten dafür, daß sie es gewagt, das Kind hart anzufassen. Die Kinder sind also um ihrer empfindlichen Seelchen willen eine zerbrechliche Ware. Man kann sich denken, wie es mit der Kindererziehung auf solcher psychologischen Grundlage bestellt ist.

Tuskegee.

Ein Bild aus dem Aufwärtsstreben der schwarzen Rasse in Nordamerika.

Von Pastor Kriele, Barmen.

Das Lebenswerk des merkwürdigen Mannes, das durch das Wort der Überschrift „Tuskegee" bezeichnet wird, hat mit der Mission direkt nichts zu tun. Was Booker T. Washington, ein Neger in den Vereinigten Staaten, erstrebt und erreicht hat und wovon er in seiner Selbstbiographie in so fesselnder Weise erzählt,[1])

1) Up from slavery, an autobiography by Booker T. Washington, New York 1902; deutsch: „Vom Sklaven empor," Berlin 1902. Reimer. Vergl. A. M. Z. 1903, 545.

zwischen den nördlichen Staaten der Union und den südlichen, den Sklavenstaaten. Instinktiv fühlten die Sklaven, vom ältesten bis zum jüngsten, daß es sich in diesem Kriege um ihre Sache handelte. Eines Morgens erwachte Washington davon, daß seine Mutter neben den Kindern auf den Knien lag und inbrünstig darum betete, daß Lincoln und seine Armee siegen und sie die Freiheit erlangen möchten. So sehr die Sklaven von allen Zeitungen abgeschnitten waren, es war merkwürdig, wie genau sie über den Fortgang des Krieges orientiert waren. Es war, als wenn ein geheimer Nachrichtendienst organisiert wäre von Plantage zu Plantage, der trefflich funktionierte. Manche wichtige Neuigkeit erfuhren die Sklaven früher als die im „großen Hause". Mit dem Ende des Krieges schlug die Stunde der Freiheit.

„Am Abend vor dem ereignisvollen Tag," erzählt er, „wurden die Sklavenquartiere benachrichtigt, daß sich am nächsten Morgen etwas Ungewöhnliches vor dem großen Hause ereignen würde. In der Nacht wurde wenig geschlafen. Alles war voller Aufregung und Erwartung. Am nächsten Morgen mußten sich sämtliche Sklaven, alt und jung, vor dem Hause versammeln. Ich zog mit meiner Mutter, meinem Bruder und meiner Schwester und einer großen Schar andrer Sklaven hin. Alle Familienglieder unsres Herrn standen oder saßen auf der Veranda des Hauses, von wo aus sie sehen und hören konnten, was geschah. Ihre Gesichter drückten lebhaftes Interesse, vielleicht auch Schmerz aus, aber keine Bitterkeit. Ja, wenn ich jetzt daran zurückdenke, dann will es mir scheinen, als wären sie weniger betrübt gewesen über den Eigentumsverlust, als über die bevorstehende Trennung von denen, die so lange mit ihnen verbunden gewesen waren und die ihnen in mancher Beziehung nahe standen. Am deutlichsten von der ganzen Szene erinnere ich mich, daß ein Mann, offenbar ein Fremder, ich vermute, er war ein Beamter der nördlichen Staaten, eine kleine Ansprache hielt und dann ein ziemlich langes Schriftstück verlas, wohl die Emanzipations-Proklamation. Dann wurde uns gesagt, daß wir alle frei wären und gehen könnten, wann und wohin es uns beliebe. Meine Mutter schloß uns in die Arme und küßte uns, während Freudentränen über ihre Backen rannen. Sie erklärte uns, was das alles zu bedeuten habe; das sei der Tag, um den sie so lange gebetet, den zu erleben sie aber nicht geglaubt habe."

Es ist kein Wunder, daß zunächst ein allgemeiner Freudentaumel die Schwarzen ergriff und daß sich die stürmischsten Freudenszenen abspielten. Aber nicht lange. Bei vielen schlug die Stimmung bald um, und es ergab sich die bange Frage: was nun?

„Die große Verantwortung frei zu sein und auf einmal für sich und ihre Kinder selber denken und sorgen zu müssen, schien sie plötzlich zu bedrücken. Es war, als wenn man einen zehn- bis zwölfjährigen Knaben allein und unbehütet in die Welt hinausgestoßen hätte."

starrte und das Unkraut im Hof und Garten wucherte. „Sie konnten auf dem Globus zeigen, wo die Wüste Sahara und die Hauptstadt von China liegen, aber die Mädchen hatten keine Ahnung, wo die Messer und Gabeln auf dem Eßtisch hingehören und wo man das Brot und Fleisch hinstellt". —

Solcher zur Verbildung führender Bildungsdrang hatte außer in einer lächerlichen Eitelkeit und Renommisterei seinen letzten Grund in einem tiefgehenden Widerwillen gegen jede körperliche Arbeit, eine Reminiszenz aus der Sklavenzeit. Washington sieht darin eine der schlimmsten Folgen der Sklaverei für seine Rasse. Im Besitz von „Bildung" glaubten sie ein für alle Mal körperlicher Arbeit überhoben zu sein und bequem, leicht und anständig leben zu können. Und da galt neben der „politischen Tätigkeit" kein Beruf für leichter und darum als begehrenswerter, als der eines Lehrers, vor allem der eines Predigers, eines „minister".

Als Charakteristikum dafür erzählt Washington von einem Schwarzen, der an einem heißen Julitage seine Arbeit in einem Baumwollenfeld plötzlich unterbrach, zum Himmel blickte und in verderbtem Englisch ausrief: „O, Herr, Baumwolle ist so krautig — Arbeit ist so schwer — Sonne ist so heiß — armer Schwarzer ist gewiß berufen zu predigen". Kostbar erzählt W., wie gewöhnlich eine solche „Berufung zu predigen" erfolgte: „Gewöhnlich kam der „Ruf", wenn das Individuum in der Kirche saß. Plötzlich fiel „der Berufene", wie von einer Kugel getroffen, auf den Boden und lag da mehrere Stunden, sprachlos und regungslos. Dann verbreitete sich die Nachricht durch die ganze Nachbarschaft, der und der habe einen „Ruf" empfangen. War er etwa gar geneigt, diesem „Rufe" zu widerstehen, so fiel er gewiß zum zweiten oder dritten male hin, und das Ende vom Liede war, daß er den „Ruf" annahm". Washington sagt, daß er eine wahre Angst gehabt habe, als er lesen und schreiben konnte, er könne auch einen solchen „Ruf" erhalten. Er sei aber merkwürdigerweise ausgeblieben.

Die Folge war nicht nur ein Überfluß an Predigern — eine Gemeinde hatte z. B. bei 200 Gliedern 18 minister — sondern eine Fülle von fragwürdigen Existenzen innerhalb der schwarzen Geistlichkeit, die den ganzen Stand degenerierten. Noch vor ungefähr 12 Jahren hat Washington einmal in dieser Beziehung seinem Volke den Spiegel vorgehalten, als er in einem Blatt (Outlook) seine Ansichten über den geistigen und sittlichen Zustand der farbigen Geistlichkeit niederlegte. Das Bild, das er entwarf, war ziemlich schwarz („da ich selbst schwarz bin, muß ich eigentlich sagen: weiß", meint er scherzend). Er berichtet:

„Was ich gesagt hatte, drang bald bis zu jedem schwarzen Prediger im Lande, und ich erhielt nicht wenige entrüstete Zuschriften. Noch ein ganzes Jahr nach der Veröffentlichung dieses Artikels tagte keine Versammlung oder

für Farbige in den Südstaaten, die es unterlassen, ihren Schülern die Würde der körperlichen Arbeit zu lehren". „Vielleicht die wertvollste Erkenntnis, die mir in meinem zweiten Schuljahr zuteil wurde, war das Verständnis für die Bibel. Eine der Lehrerinnen, Frl. Natalie Lord, lehrte mich die Bibel gebrauchen und lieben. Früher hatte ich mich nicht sehr um sie bekümmert; jetzt aber lernte ich sie schätzen nicht nur für die geistliche Hilfe, die sie gibt, sondern auch als Literatur. Das, was mir damals aufging, machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich bis heute, ich mag noch so viel zu tun haben, es mir zur Regel mache, jeden Morgen vor Beginn der Arbeit einen Abschnitt aus der heil. Schrift zu lesen".

Drei Jahre hat Washington in dieser Anstalt zugebracht. Sie waren nicht leicht. Denn Unterhalt und Ausbildung waren keineswegs kostenfrei, und er war vollkommen mittellos. Er mußte beides, so gut es ging, abverdienen. Er wurde Pförtner, mußte morgens um 4 Uhr aufstehen, um die Zimmer zu reinigen, und Abends wieder bis spät in die Nacht hinein arbeiten; dazwischen lagen dann die Unterrichtsstunden. In den Ferien, wo sämtliche Schüler das Haus verlassen mußten, verdiente er sich Geld als Dienstbote in Restaurationen. Mehr als einmal glaubte er, er müsse die Anstalt ganz verlassen. Aber mit eiserner Energie wurde er aller Schwierigkeiten Herr. Wo seine sauer erarbeiteten Groschen nicht ausreichten, halfen freundlich fremde Hände nach. Durch alles das hatte er sich aber so sehr das Vertrauen der Anstaltsleiter erworben, daß man ihm nach Absolvierung seines Kursus, nachdem er einige Zeit als Lehrer in seinem Heimatsort tätig gewesen war, eine neugegründete Stelle in Hampton antrug. Man hatte dort auch angefangen, junge Indianer in ähnlicher Weise wie die Schwarzen auszubilden. Ihr Hausvater so zu sagen sollte Washington werden. Er nahm mit Freuden an. Bald darauf wurde ihm auch die selbständige Leitung einer neugegründeten sog. Abendschule übertragen. Vielen farbigen Männern und Frauen fehlten nämlich die Mittel, um auch nur einen Teil ihres Unterhalts auf der Anstalt zu bestreiten, und doch wollten sie gern etwas lernen, Diese wurden dann aufgenommen unter der Bedingung, daß sie 10 Stunden des Tages praktisch arbeiteten, die Männer meistens in der Sägemühle, die Frauen am Waschfaß und Plättbrett, und abends 2 Stunden die Schule besuchten. Es war nicht leicht für sie, und „doch habe ich an keinen Schülern größere Freude erlebt, als an diesen", sagt Washington.

in Internaten, wohnenden Schüler beträgt jetzt 1100, die aus 27 Staaten Nordamerikas, daneben aber auch aus Afrika, Kuba, Jamaika und andern Ländern stammen. Das Lehrer- und Beamtenpersonal besteht aus 86 Personen. Mindestens 3000 Männer und Frauen haben bis jetzt die Anstalt durchlaufen und sind in den verschiedenen Teilen des Südens beschäftigt:

„Männer und Frauen, die entweder durch ihr Vorbild oder durch ihre persönliche Wirksamkeit der großen Masse des schwarzen Volkes zeigen, wie ihre materielle, geistige, sittliche und religiöse Lage gehoben werden kann. Was ebenso wichtig ist, sie zeigen einen Grad von Gemeinsinn und Selbstzucht (common sense and self-convol), der ein besseres Verhältnis zwischen den Rassen herbeiführen und auch die Weißen des Südens allmählich davon überzeugen kann, daß es sich der Mühe verlohnt, die Angehörigen der schwarzen Rasse zu bilden."

Doch wie ist nun Washington in dem Besitz aller der Mittel gekommen, die zu diesem Werke nötig waren und sind, soweit es sich nicht selbst unterhält, was trotz der Arbeit der Schüler bei dem sehr geringen Kostgeld, das sie zu zahlen haben, nicht möglich ist? Man kann die Kapitel, die er darüber seiner Biographie eingeflochten hat („Die erste Zeit in Tuskegee," „Sorgenvolle Tage und schlaflose Nächte," „Eine Aufgabe, härter als Ziegel machen ohne Stroh," „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott" (Making their beds before they could lie on them) nicht ohne innere Anteilnahme lesen. „Während der ersten Jahren in Tuskegee wälzte ich mich jede Nacht schlaflos auf meinem Lager, weil die beständigen Geldsorgen mir keine Ruhe ließen," gesteht er. Da ist er denn ruhelos umhergereist im Süden und Norden, bei Schwarzen und Weißen, und es ist wunderbar, wie sich ihm eine Tür nach der andern auftat. Und je mehr die Anerkennung sich verbreitete, die den Erfolgen seiner Arbeit gezollt wurde, um so mehr flossen ihm auch größere Beiträge zu. Die staatlichen Behörden erhöhten ihre Zuschüsse; in den Beitragslisten glänzten Namen wie die des bekannten Eisenkönigs Carnegie und andere. Aber auch er machte die Erfahrung, daß der größte Teil der Gelder aus kleinen Beiträgen von wenig bemittelten Leuten kam. „Auf solche kleine Spenden, in denen sich das Interesse von Hunderten von Gebern verkörpert, ist jede gemeinnützige Unternehmung hauptsächlich angewiesen. . . . . Die Groschen und Pfennige aus den Sonntagsschulen, christlichen Vereinen und Missionsgesellschaften sind es hauptsächlich gewesen, die der Ne-

wir erleiden, darf uns nicht blind machen gegen die Gelegenheiten, die uns geboten werden."

Dann aber wandte er sich an die Weißen, erinnerte sie daran, daß ein Drittel der Bevölkerung in den Südstaaten der Negerrasse angehöre, und fuhr dann fort:

„Entweder wir repräsentieren ein Drittel der Unwissenheit und des Verbrechens der Südstaaten oder ein Drittel der Intelligenz und des Fortschritts. Entweder wir tragen ein Drittel zu der Geschäftstüchtigkeit des Südens bei, oder wir sind ein faulender Leichnam, den ihr mitschleppen müßt, der alle eure Anstrengungen, den Staatskörper zu fördern, vereitelt."

So ward ihm die Ausstellung in Atlanta eine willkommene Gelegenheit, vor einer offiziellen und glänzenden Korona den Gedanken einen prägnanten Ausdruck zu geben, in deren Verwirklichung er die Aufgabe seines Lebens sieht. Seinen eigenen Glauben an die Bildungsfähigkeit und Ebenbürtigkeit der Neger weiteren Kreisen zu vermitteln und dieser Rasse durch unausgesetzte Arbeit an ihr die Stelle innerhalb der Gesamtmenschheit zu erringen, die ihr zukommt, darin sieht er seine Lebensaufgabe. Dieser Aufgabe dienen alle seine Reisen und Reden in Amerika. Dieser Aufgabe dient vornehmlich Tuskegee. Sie ist der Mittel- und Ausgangspunkt aller seiner Bestrebungen. So wird dort auch jährlich eine Negerkonferenz gehalten, auf der 800 bis 900 männliche und weibliche Vertreter der schwarzen Rasse sich einen Tag lang damit beschäftigen, die materielle, geistige, sittliche und religiöse Lage der Schwarzen zu untersuchen und Besserungen anzubahnen. Bereits haben sich aus dieser General-Negerkonferenz zahlreiche Lokalkonferenzen entwickelt. Eine weitere Konferenz, gleichfalls in Tuskegee, vereinigt sämtliche Beamten und Lehrer, die an den größeren Erziehungsanstalten des Südens tätig sind. Auf seine Initiative ist endlich auch die Gründung eines Vereins schwarzer Kaufleute und Industrieller zurückzuführen.

Zum Schluß nun noch einige kurze gelegentliche Aussprüche Washingtons:

„Mit Gottes Hilfe habe ich allen Groll gegen die Weißen der Südstaaten abgelegt wegen des Unrechtes, das sie meinem Volke zugefügt haben. Ich diene jetzt mit derselben Freudigkeit meinen weißen wie meinen schwarzen Brüdern und empfinde das tiefste Mitleid mit jedem, der so unglücklich ist, sich von Rassenvorurteilen beherrschen zu lassen." — „Der Prüfstein, an dem man den echten Gentleman erkennt, ist die Art, wie er mit einer ihm nicht gleichgestellten Rasse umgeht."

vorher schon Bewegungen zum Christentum im Gang waren. In Tschutia Nagpur ist die christenfreundliche Bewegung trotz der Notjahre ungehindert fortgegangen; in den Telugu Missionen war die Mala-Bewegung während der Notzeit fast ins Stocken geraten, um erst nach Beendigung derselben mit neuer Kraft wieder einzusetzen (A. Bpt. Miss. Rep. 1903, 159). In Süd-Indien ist die Paria-Bewegung weithin unter dem Drucke der Not zum Stillstand gekommen.

Eine furchtbare Geißel für Indien ist die Beulenpest, welche seit dem Herbste 1896 das unglückliche Land mit unerbittlicher Heftigkeit heimsucht. Von Bombay ausgegangen, setzt sich die Seuche teils in einzelnen verkehrsreichen Mittelpunkten bei Puna, Patna, Hubli u. s. w. fest, wo sie immer wieder auftritt, teils breitet sie sich langsam, aber sicher fortschreitend von Taluk zu Taluk, von Provinz zu Provinz aus, sodaß man fast auf den Monat voraussagen kann, wann sie eine bestimmte Gegend erreichen wird; teils springt sie sporadisch und unberechenbar über weite Gebiete hinweg, um unvermutet in einer anderen Gegend aufzutauchen, überall Furcht und Entsetzen verbreitend und die vor Schreck fast sinnlose Bevölkerung wie ein Sturmwind auseinander jagend. Nach der amtlichen Statistik, die bei der Furcht der Hindu vor der Anzeige und den dann folgenden Haussuchungen, Desinfektionen und dgl. jedenfalls weit hinter der Wahrheit zurückbleibt, sind im Jahre 1898: 118 000; 1899: 135 000; 1900: 193 000; 1901: 274 000; 1902: 577 000; im ersten Vierteljahr 1903: 331 000 Menschen an der Seuche gestorben. Ganz besonders furchtbar wütete die Seuche im Gebiete von Bombay und Puna einerseits und im Pandschab andererseits. In letzterer Provinz starben allein im Februar 1902 nicht weniger als 29 992 Personen, im Gudtschranwala Distrikt stieg Monate lang die Peststerblichkeit auf 1000 in der Woche, im Lodiana Distrikt auf 2900 in der Woche, im Sialkot Distrikt starben im Jahre 1902 allein 30 000 Menschen. Und die Pest ist heute stärker als je im letzten Jahrzehnt, zu einem Erlöschen der Seuche ist noch wenig Hoffnung. Es konnte nicht ausbleiben, daß eine so verheerende Seuche das Volk auf das tiefste erregte. Gerüchte aller Art über die Ursachen und den Zweck derselben durchschwirren die Luft. Bald sollten die Missionare Giftpulver in die Quellen und Brunnen streuen, um die Heiden zu töten, bald die englische Königin oder der König eine allgemeine Vergiftung des Volkes befohlen haben. Auf der andern Seite war man geneigt, in der Seuche ein Strafgericht Gottes über die Sünden des Volkes und in der weitgehenden Verschonung der Christen (der eingeborenen fast in demselben Maße als der englischen) eine gnädige Bewahrung Gottes, einen Sieg Christi zu erblicken (Proc. 03, 206, 262; Un. Presb. Rep. 03, 48. 74 u. s. w.) [1]) Die Missionsarbeit wurde durch die Pest auf mancherlei Weise gestört, Basarpredigt und Distriktsreisen

1) Z. B. in Bombay, der am schwersten heimgesuchten Stadt, starben an der Pest an den 5 Epidemien 1806—1901 91 Europäer und Eurasier, 308 indische Katholiken, besonders Goanesen, aber nur 66 protestantische Indier (von 2265) trotzdem die Protestanten zum Teil in gesundheitlich stark gefährdeten Bezirken wohnen. Int. 1902, 20.

Tabellen des Missionszensus von 1900 sind es jetzt 41 Asyle mit 4500 Pfleglingen. Die selbstverleugnende Arbeit gedeiht in der Pflege der ebenso umsichtigen wie energischen Edinburger Aussätzigen Gesellschaft.

Auf die soziale Lage der Christen wirft ein interessantes Licht eine Zusammenstellung, welche der Indier Modak in seinem 1900 veröffentlichten Adreßbuch (Directory) der indischen evangelischen Kirche gegeben hat. Danach sind 1010 ordinierte Geistliche (nach der offiziellen Statistik nur 893, aber die Rubrik „ordinierte Geistliche" geht bei manchen, zumal independenten Gesellschaften mit den andern „Katechisten, Prediger ꝛc." durcheinander); 590 Ärzte, 1098 im Regierungsdienst mit über 600 Rup. Gehalt (für indische Verhältnisse ein beträchtliches Einkommen), 92 Anwälte, 15 Ingenieure, 33 000 irgendwie als Angestellte im Dienste der Mission, 39 000 Ackerbauer.

Die weitaus bedeutendste und einflußreichste Missionsgesellschaft in Indien, die Church Miss. Soc. (in ihrem Dienste stehen von den 976 Missionaren 194, von den 893 ordinierten Indiern 164, von den 5855 Katechisten sogar 2341) hat sich im letzten halben Jahrzehnt eindringend mit den Fragen der künftigen Organisation der indischen Kirche beschäftigt. Die Verhandlungen über eine Reorganisation ihrer Gemeindeordnung, das Church Council System, sind noch nicht zum Abschluß gekommen. Dagegen ist über die Kirchenverfassung ein großes Promemoria „on the constitution of churches in the mission field" (Proc. 1901, 531 ff; Intell. 1901, 241—270) veröffentlicht; danach sollen im Prinzip Europäer und Hindu in Indien zu einer bischöflich verfaßten Kirche zusammengeschlossen und an die Spitze derselben langsam erprobte Eingeborene gestellt werden. (Vgl. dazu das interessante Votum des früheren Gouverneurs von Bengalen Sir Charles Eliott, Proc. 1901, 204).

Viel gebetet und gearbeitet ist in den letzten Jahren um eine offene Tür nach dem verschlossenen Tibet. Neben der Brüdergemeine, die seit einem halben Jahrhundert in West Tibet auf Vorposten steht, hat die L.M.S. von Almora in Kamaon, die M.E. von Naini-Tal und in Gharwal, die skandinavische Allianz Mission von Ghum bei Dardjiling und die Assam Frontier Pioneer Mission (Messes, Lorrain und Savidge) von Sadiya unter dem Abor-Stamme in Ost-Assam aus ihre Vorposten bis hart an die Grenze vorgeschoben, und Miß A. Taylor hält auf ihrem einsamen, verlorenen Posten in Yatong ein paar Stunden jenseits der Grenze Wache. Durch den russisch-tibetischen Vertrag von 1903 ist die Aussicht für die evangelische Mission ungünstiger als je. § 3 desselben beginnt: „Volle Religionsfreiheit genießen in Tibet die russische Orthodoxie und der Lamaismus; dagegen sind alle andern religiösen Lehren streng verboten." Rußland will Tibet für sich allein in Anspruch nehmen, und man weiß, wie intolerant die russische Orthodoxie speziell gegen die evangelische Mission ist. (Der Vertrag ist abgedruckt. Miss. Rev. 1903, 554).

ein unwürdiges. Schon als 10—12jähriges Mädchen, wenn die Kabylin Spinnen und Weben, sowie die Zubereitung des Kuskus, der Lieblingsspeise des Bergbewohners, gelernt hat, muß sie jeden Tag gewärtig sein, an einen ungeliebten Gatten verkauft zu werden, der das Recht hat, sich noch andre Frauen hinzuzukaufen und jede nach Belieben wieder zu verstoßen.

Bei der Nähe Algeriens konnte es nicht ausbleiben, daß die evangelische Mission auch das tapfere und fleißige Bergvolk der Kabylen in den Bereich ihrer Tätigkeit zog. Vor 22 Jahren ließen sich die ersten Glaubensboten, ein französischer Schweizer und zwei Engländer, in dem Bergdorfe Dschemâ-Sahridsch nieder, und jetzt wird in der Dschurdschura auf 6 Stationen von 4 verschiedenen evangelischen Missionsvereinen unter den Kabylen Missionsarbeit getrieben. Ich war, als ich im Herbst 1903 die „Große Kabylie" kreuz und quer durchstreifte, erstaunt über den tiefgehenden Einfluß, den die evangelische Mission auf die Eingeborenen ausübt. Die Predigt der Missionare, denen bereits das von dem Schweizer Cuendet in die Kabylensprache übersetzte Neue Testament und ein Liederbuch zur Verfügung steht, findet jetzt fast überall freundliche Aufnahme, und ich hatte öfters Gelegenheit, die intelligenten Fragen zu bewundern, die die Zuhörer an den predigenden Missionar richteten. Einer großen Liebe und Anhänglichkeit erfreuen sich auch die Frauen der Missionare und die Missionslehrerinnen bei dem weiblichen Teile der Bevölkerung. Ebenso bedeutsam ist die ärztliche Hilfe, welche die evangelische Mission den von Krankheiten vielfach heimgesuchten Kabylen zuteil werden läßt. Um so bedauerlicher ist es, daß das zur Zeit von den Jesuiten beeinflußte französische Gouvernement in Algerien den evangelischen Missionaren alle möglichen Hindernisse in den Weg legt. So dürfen letztere z. B. der Kabylenjugend weder Lesen noch Schreiben lehren, während dies den katholischen Missionaren natürlich unverwehrt ist. Auch hat die französische Gensdarmerie den geheimen Auftrag, jede Bewegung der evangelischen Missionare aufs genaueste zu überwachen.

Literatur-Bericht.

Frau **Rijnhart**, Dr. med.: „Wanderungen in Tibet". Autorisierte Verdeutschung mit Bildern und einer Karte. Calw. 1904. 2 Mk. Die ergreifende Geschichte des abenteuerlichen Versuchs des freimissionarischen Ehepaares Rijnhart (er ein Holländer, sie eine Kanadierin), von China aus über Sining in Tibet einzudringen, um dieses verschlossene Land dem Evangelio zu öffnen und womöglich in seiner Hauptstadt Lhasa sich niederzulassen. Der kühne 1896 unternommene Versuch nahm ein tragisches Ende: nur wenige Tagereisen von Lhasa zur Umkehr gezwungen, verschwand Rijnhart, als er nach einem räuberischen Überfall in einem Zeltlager Hilfe suchte, sodaß die allein gelassene Frau nach vergeblichem Forschen über seinen Verbleib auf einer langen, beschwerlichen und gefahrvollen Reise nach Schanghai zurückkehren mußte, von wo sie in ihre Heimat sich begab. Man muß den Heroismus dieser glaubensstarken Pioniere bewundern, aber er unternahm ein verfrühtes

den Titel des Buches der Bücher. Sie wird durch eine nüchterne und aufmerksame Erwägung seines Inhaltes erfordert und für die bibellesende Christenheit schreibt sie der heilige Geist mit leuchtenden Zügen darauf.

Mit ihren Übersetzungen in 416 Sprachen[1]) ist sie freilich noch nicht in dem Sinne Buch der Menschheit, daß schon alle Völker und Stämme sie als Volksbuch besäßen. Um das zu beweisen, braucht man nicht erst weiter daran zu erinnern, daß in den christianisierten Völkern Millionen sie kaum noch oder gar nicht mehr kennen, nicht besser als die Millionen der Völkermassen dort, wo die Mission eben erst eindringt. Aber das darf man trotzdem kühnlich sagen:

I.

Die Bibel wird das Buch der Menschheit.

Von ihren Anfängen her hat sie es werden sollen. Die Phalanx des großen Alexander trug die griechische Sprache bis an die Grenzen Indiens und der eiserne Tritt der römischen Legionen eröffnete ihr das Abendland, so weit nicht schon die kecken, hellenischen Kolonisten ihre Pflöcke gesteckt hatten. Der alten Sage nach hat ein hellenischer König von Ägypten dafür sorgen müssen, daß die Bibel der Juden das neue Gewand der Weltsprache anzog; und Weltsprache war das Griechische damals verhältnismäßig mehr als heute das Englische. Jedenfalls gilt dieses Werk des alexandrinischen Judentumes „als erster Versuch, auf dem Gebiete der Mittelmeerkultur, von einer Sprache in die andere zu übersetzen." Hat sie damals dem Proselytismus dienen sollen, so hat sie ein dem Universalismus zugewendetes Antlitz. Und gewiß ergoß sich in diesen wohlbereiteten Kanal, in das Griechische der jüdischen Diaspora, der klare Strom des Evangeliums, um den Befehl zu erfüllen: „machet zu Jüngern alle Nicht-Juden." Und dann ist anderthalb Jahrhunderte nach Jesu die zweiteilige griechische Bibel im Gebrauch; zweihundert Jahre darauf trägt sie allgemein den auszeichnenden Namen „die Bücher", nachher „das Buch". Sobald und soweit die griechische Weltsprache nicht mehr ausreicht, wird die Kunst der Übersetzung an der Bibel fortgeübt. Zwei wichtige Erzeugnisse derselben

1) Von den 40 veralteten abgesehen. Außer der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft sind auch noch von andren Bibelgesellschaften und Anstalten Drucke von Bibelübersetzungen veranstaltet worden.

Kunst des Übersetzens von Kind auf gelernt; sie läßt sich dann leichter auf immer neue Sprachen übertragen. Doch darf hier nicht übersehen werden, daß in vielen Fällen die Missionare der Linguistik mehr gedient haben als diese ihnen; nämlich dort, wo sie den Rohbruch zu betreiben hatten. Die unsäglich mühevollen Versuche, wildgewachsene Sprachen erst zu verstehen, dann zu stammeln, endlich zu sprechen, den gewonnenen Ausdruck dann in Laute aufzulösen und in Schrift auszudrücken, um ihn endlich für die Übersetzung eines Evangeliums zu verwenden — diese Kunst haben unsre Missionare zuerst und wohl auch zumeist nicht bei Sprachforschern gelernt, sondern die Menschenliebe hat sie diese Kunst erwerben lassen und sie hat hier und da dann ein schlummerndes Talent oder auch Genie erweckt. Nicht Berechnung, sondern Menschenliebe hat dazu getrieben, solche Arbeit auch für unverkennbar absterbende Stämme oder Sprachen zu übernehmen. Die Liebe zur Menschheit geht hier den entgegengesetzten Weg als die Kultureroberung; während diese dahin zielt, der Bequemlichkeit des Verkehres eine einzige gleiche Kultursprache zu Dienst zu stellen, strebt die Liebe Christi dahin, jeder gewachsenen Menschenart das neue große Gut des Gotteswortes auch in ihrer Sprache voll zu eigen zu geben.

Kritisch oder höhnend mag man auf die Unvollkommenheit mancher dieser Übersetzungen der Bibel hinweisen. Gewiß, der Eifer vergreift sich; er läßt vielleicht voreilig die Unfähigkeit oder Unfertigkeit übersehen. Um billig zu urteilen, dazu haben wir den geschichtlichen Rückblick. Diese Arbeiten der Neuzeit sind bestenfalls hundert Jahre im Gange, zumteil kaum Jahrzehnte; bis sie zu vollkommneren Leistungen führen, wird es gewiß nicht so lange dauern, wie von Ulfila, Otfried und Heliand bis auf Luther! Die Entwickelungen verlaufen jetzund rascher. Ob dem Kappadokier Ulfila seine Herkunft für die Behandlung seiner adoptierten gothischen Volkssprache hemmend oder fördernd gewesen, kann man schwerlich noch ausmachen. Gewiß wird niemand so wie Luther in eine andre als in seine Muttersprache übersetzen; und die aufopfernden Männer, welche den Kulturvölkern, wie denen ohne Schrift und Literatur die ersten Bibeln in ihren Sprachen lieferten, werden sich noch im Himmel freuen, wenn ihre Versuche durch vollkommene Leistungen eingeborener Christen überboten werden. Wir sehen freilich nur die Anfänge dazu, daß die Bibel Menschheitsbuch wird; aber wir sehen sie und sie versprechen viel.

die Bibel zum Buche ganzer Völker werden könne. Eben die Grenzen, welche die Sprachen setzen, bedingen diese Bescheidung; dieser Schranke gegenüber ist schon der Anfang einer christlichen Literatur ein errungener Sieg auf dem Zuge zur Eroberung der Menschheit. Das aber ist wieder nur ein Zug an der Geschichtlichkeit, in der Gott sein Heil nach seinem Ratschlusse darbietet. Vergessen wir dabei nicht, daß die Menschheit selbst erst wird. Die Menschheit ist ja nicht nur die ausgezählte Summe aller zu allen Zeiten lebenden Menschen; ja recht verstanden, ist sie das überhaupt nicht. Die Menschheit ist vielmehr der neue einheitliche Wuchs, der die verwesenden Trümmer des natürlichen Stammes, indem er sich aus ihnen erhebt, in sich aufzehrt und die zerfallende Völkerwelt in sich aufnimmt, um sie neu zu gestalten. Diese neue Menschheit wächst trotz aller Völkerselbstsucht unaufhaltsam empor unter der mächtigen Leitung der Vorsehung, aus ihren kleinsten, unerkennbaren und aus ihren größesten, in die Augen springenden Fügungen. Die eine große Epoche dieser Entwickelung nennt die Bibel selbst die Fülle der Zeiten. Eine zweite war die mittelalterliche Kirche in ihrer Umspannung der werdenden modernen Völker. Eine dritte bildet der die Erde umspannende Verkehr der modernen Kultur, vor dem sich die ehernen Tore verholzter Sonderkulturen Schritt für Schritt widerwillig öffnen müssen. Für die erste Stufe hat Gott seine Bibel bereit gehalten, damit sie ihren Gang zugleich mit jenem äußeren Wachstume mache, in dessen Innerem sich die Menschheit des andern Adam regt. Heute sind Wissenschaft, Technik und Weltverkehr in unverkennbarem Anbruche dabei, die alte Welt, wie es zuerst der neuen Amerikas widerfahren ist, trotz aller Völkerselbstsucht zum Mischtopfe der Völker umzugestalten. Zugleich bieten sie die Mittel dar, um in diesen gewaltigen Scheffel Mehles den Sauerteig in der Gestalt der Bibel zu mischen. Diese bedeutsame Tatsache verkündigt in unabweislicher Veranschaulichung die Bibelsammlung der Londoner Gesellschaft.

So wird die Bibel das Buch der werdenden Menschheit.

Sagt uns nicht: „was ist das Besondres? Mit der werdenden Menschheit wird die Weltliteratur, und in der Weltliteratur wird natürlich auch die alte Bibel der Christenheit ein Buch der Menschheit, wie alle großen Bücher, deren jedes ein großes Stück des Menschheitsschatzes bildet; wie namentlich die Religionsbücher

nur zutage, was sie ihrer Bestimmung, was sie auch erkennbarer Weise ihrer Beschaffenheit, ihrem Inhalte nach ist.

II.

Die Bibel ist das Buch der Menschheit.

Deshalb kann sie das Buch der Menschheit werden und wird es. Und sie ist das Buch der Menschheit, weil sie das jedermann verständliche Buch von der Menschheit ist.

Voran: Der Bibel dankt die Menschheit das Bewußtsein darum, eine Menschheit zu sein.

Einem jeden Volke gelten die andern für Barbaren; über sie erhebt es sich im Stolz auf seine Autochthonie oder auf seine gewaltsam erworbene Vorherrschaft. Als eine Volksherrlichkeit nach der andern verwelkte, als sie schließlich unter das eherne Szepter Roms gebeugt waren, da zerfielen diese Völker vor dem eigenen Blick in eine Masse von ringenden Einzelnen, und vor dem Bewußtsein der Denker erhob sich die Menschengleichheit und eine Ahnung von der Menschenachtung. Längst indes zuvor wußte ein, nach seiner eigenen Erinnerung junges Volk von einem einheitlichen Anfang alles Menschenlebens, von seiner Zerschlagung in Zungen und Stämme, von seiner Bestimmung zu seiner Vereinigung. Nur Israel unter den alten Völkern kennt einen geschichtlichen, lebendigen Universalismus des Menschentumes. Und mit der Predigt von dem Messias der Juden geht die Bekundung der Einheit aller Menschen hinaus in die Völkerwelt. Wohin keine philosophischen Ideen dringen, wo keine politischen Ideale die Herzen erfassen, wo die Kultur nur als Erdrückung des angeerbten Volkstumes empfunden wird, dahin trägt die Mission mit ihrer Bibel jene Kunde und prägt sie in den Grundzügen einer umfassenden Geschichte ein, anschaulich für Unmündige und für Ungebildete, fesselnd und Aufgaben stellend an die Kulturträger wie an Philosophen. Nie hat ein unbefangener Sinn aus diesem Buche Rassenstolz oder Rassenhaß oder Partikularismus gelernt. Seine ersten Blätter erzählen von den gemeinsamen Eltern aller der Erde Entstammenden; der erste Vater der Menschheit erscheint, angesehen von der Mitte ihrer Wege, von dem andern Adam aus, als das sein Gegenbild fordernde Urbild (1. Kor. 15, 45. Röm. 5, 14); und an den wiederkommenden Christus ist der Abschluß der Geschichte wie der Abschluß jedes Menschenlebens geknüpft. Diese

von Opfern genießen sie nur den Geruch. Sie wohnen familien- und geschlechterweise zusammen; sobald gestorbene Verwandte ankommen, werden sie in den Familienkreis aufgenommen. Je mehr Nachkommen jemand hat, desto angenehmer ist er im Totenreich. Wenn jemand auch von Haus aus arm ist, so kann sein Ansehen doch wachsen, wenn seine Nachkommen an Reichtum und Ehre zunehmen. Er ist also in seiner Stellung ganz abhängig von dem Ergehen und Benehmen seiner Nachkommenschaft. Wenn die Menschen ein Fest feiern, so stellen sich die Geister in großen Scharen als ungesehene Zuschauer ein. Die Sünden und Leidenschaften der Menschen herrschen auch unter den begu, auch Krankheiten. All ihr Leben und Treiben spielt sich des Nachts ab; tagsüber ruhen sie. Alte Sagen berichten, wie es einzelnen Menschen geglückt ist, den Weg in die Unterwelt zu finden, und was sie da gesehen haben. Dabei finden sich ahnungsweise Vorstellungen von einer gerechten Vergeltung: Leute, die sich nicht belehren lassen wollen, müssen nach dem Tode lauter verkehrtes Zeug tun; Menschen, die mit Mordplänen umgingen, müssen nach ihrem Tode immer auf Mord sinnen; Spieler müssen immerfort die Bitterkeiten des Spielens auskosten; Schwätzer bekommen eine lange Zunge; Diebe halten die von ihnen früher gestohlenen Gegenstände, daß alle es sehen können. Doch sind das nur vereinzelte Sagen; in der Volksvorstellung lebt die Vergeltung nach dem Tode nicht. — Menschen, die an entehrenden Krankheiten wie Aussatz, Cholera starben, werden im Totenreich Sklaven. Als höchst entehrend gilt der Selbstmord, denn er beweist, daß die Seele keine Neigung mehr hat, den Leib zu bewahren und ihn feige verläßt. Schmachvoll im höchsten Grade ist der Tod im Wochenbett, auch Tod im Felde oder Wald und kinderloses Ableben. Allen solchen Leuten ist eine besonders demütigende Stellung im Totenreich zugedacht.

Man hat die Verstorbenen in drei Klassen zu teilen: 1. „begu“ d. i. allgemein Seelen der Toten, teils gutartige, sogar freundlich gesinnte, teils schlimme. Zu fürchten sind sie mehr oder weniger alle. 2. Aus den gewöhnlichen begu können mit der Zeit, wenn reichlich Nachkommen vorhanden sind und diese ihnen die gehörige Ehre erweisen, höhere Geister werden, welche im Totenreich eine angesehene Stellung einnehmen, man nennt sie „sumangot“ d. h. zu verehrende Ahnen. 3. Über ihnen wiederum stehen die „som-

den zu sich zu ziehen, sie zu erschrecken, zu quälen, zu betrügen, besonders auch schwangere Frauen zu ängstigen. Im engeren Sinne sind die Seelen aus andern Stämmen zu fürchten. Diejenigen Toten, die mit dem Lebenden eines Stammes sind, können seine Genossen werden, wenn gebührend geehrt; die aus andern Stämmen sind seine natürlichen Feinde, ganz wie in dieser Welt. Die Feindschaften reichen auch über das Grab hinaus.

Ganz besonders schlimme Geister aber sind folgende: die Seelen aller derjenigen, welche sterben, ohne Söhne zu hinterlassen; die Seelen von Menschen, die Hungers gestorben sind, oder an Aussatz oder Cholera, denn sie erwecken bei den Menschen dieselbe Krankheit; die Seelen ganz armer Leute, denn sie machen krank; die Seelen derjenigen, deren Leiche man nicht gleich nach dem Tode gemessen; diese sind besonders den Schwangeren und Gebärenden gefährlich. Ihren Seelen dient niemand unter den Lebenden, und sie rächen sich damit, daß sie den Menschen Böses antun, wo immer sie können. Die Seele eines Selbstmörders bleibt an dem Ort, wo dieser sich das Leben genommen, sie darf nicht ins Totenreich und rächt sich dafür an den Lebenden. Besonders verächtlich ist die Seele einer Frau, die über der Geburt stirbt, denn sagt man, sie hat das ihr anvertraute Kind nicht pflegen wollen und ist davon geflohen. Sobald solch ein armes Weib gestorben ist, muß ihrer bösen Seele entgegengearbeitet werden: man stopft ihr Asche in Mund, Ohren und Augen, damit ihre Seele nichts mehr wahrnimmt von der Menschenwelt, dann öffnet man die Bretter des Fußbodens und wirft ihren Leichnam unter Verwünschungen unter das Haus und verscharrt ihn daselbst, wo das Vieh zugleich seinen Stall hat. Ihre Seele darf mit andern Seelen keinen Verkehr haben. Sie sinnt nun darauf, andere Weiber zu verderben und ihnen das gleiche Los zu bereiten.

Man denkt sich die ganze Welt bevölkert mit bösen Geistern, welche überall den Menschen auflauern. Im Walde und in der Wildnis sind sie am zahlreichsten, da überfallen sie die Lebenden und bringen über sie Krankheiten und Wahnsinn. Nachts schleichen sie um die Häuser und spähen durch die Ritzen der Bretterwände, kommen auch in Menschen- oder Tiergestalt ins Haus, und verlocken Einzelne, ihnen zu folgen. Bei Epidemieen kann man sie bisweilen sehen. Es gibt Menschen, die spiritistisch veranlagt sind und die

was einem batak'schen Herzen begehrenswert erscheint: mit Nachkommenschaft, Geld und Gut, Viehstand, Gesundheit. In Krankheitsfällen sollen sie den Krankheiten wehren, in jeder Not einen Ausweg finden, sie sollen alle Arten böser Geister verjagen. Sofern sie selbst das Elend über die Menschen bringen, wenn diese nämlich ihren Opferpflichten nicht genügen, so muß die Darreichung der geheischten Gaben die ersehnte Hilfe bringen. Darum glaubt man dem, was der Zauberpriester oder das Medium über die Wünsche der Verstorbenen berichtet, unbedingt und erfüllt es auf alle Fälle, selbst wenn man dariiber Schulden machen muß und arm wird, „denn es ist besser der Menschen Sklave zu werden als der Geister," sagt ein Sprichwort.

Da das Befinden der Toten so eng mit demjenigen der Lebenden verwoben ist, so können die Seelen der Abgeschiedenen mit den Menschen in direkten Verkehr treten und ihnen ihre Wünsche äußeren. Ihre Seelen müssen sich zu dem Zweck auf geeignete Medien niederlassen, denn ein körperloser Geist kann nicht mit Menschen reden, er muß sich erst eine Menschengestalt leihen, eben die des Mediums. Hier stehen wir vor einer eigentiimlichen und psychologisch rätselhaften Begleiterscheinung des Seelendienstes. Folgendermaßen ist der Hergang beim Erscheinen des Geistes: die ganze Stammesverwandtschaft versammelt sich, um einen großen Ahn zu ehren und ihn iiber irgend etwas wichtiges zu fragen. Erst wird lange mit den vier verschiedenen Trommeln Musik gemacht. Der Rythmus dieser monotonen Instrumente, deren Melodie eigentlich nur im Takt beruht, hat etwas Faszinierendes. Plötzlich springt ein Medium auf und wird ein andrer Mensch; er sieht die Seele des Ahns in ihrer früheren Gestalt zu sich kommen; von seinem eigenen Körper weiß er nichts mehr, er fühlt sich als der betreffende Verstorbene, dessen Seelenleben das seine völlig verdrängt; die anwesenden Menschen sieht er klein und rötlich. Er beginnt zu springen und in rasendem Tempo unter Verziickungen zu tanzen, immer getragen von der dumpfen Musik, bis sich alles um ihn dreht und er endlich erschöpft, schaumbedeckt, innehält. Man bringt ihm Palmwein und Betel und fragt ihn dann aus. Vorher aber verlangt er noch besondere Weisen der Trommelmusik, welche immer die Bedingung für das Erscheinen des Geistes ist. Man prüft aber zunächst das Medium, ob wirklich die Seele des betreffenden Ahns

Geister auch ohne zwingende Veranlassung, nur eben, um sie zu ehren und durch sie wieder geehrt zu werden. Nur Großvieh darf man ihnen opfern. Dieser sumangot muß nun weiter geehrt werden. Wird die Nachkommenschaft säumig in der Erfüllung ihrer Pflichten, so rächt er sich durch allerlei Unheil, das er über sie kommen läßt. Andrerseits segnet er die, die ehrfürchtig seiner gedenken. Es gibt alte batakische Erzählungen, welche berichten, wie Leute, die sonst nicht gerade ehrlich, aber treu waren in der Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Ahnen, dadurch zu großem Reichtum und Ehren kamen. Bei den Opfern betet man direkt zu den Ahnen und ist überzeugt, daß sie das Gebet hören und ihm Folge geben.

Die höchste Stufe, die der Geist eines Verstorbenen erklimmen kann, ist „sombaon“. Alle, die einen Ahn haben, tun sich zusammen und veranstalten ein großes Fest, bei welchem die Seele des zu Verehrenden auf ein Medium sich niederläßt. Durch diese höchste Ehrung hat der Urahn nun aber die Pflicht übernommen, seine Nachkommen, d. h. den ganzen Stamm, nobel zu bedienen und ihnen für alles zu sorgen, was ihnen heilsam und wünschenswert ist. Zu gleichen Zeiten kommt eine ganze Landschaft zusammen, um einem sombaon zu opfern. Man schlachtet ein Pferd oder Büffel oder eine Kuh. Auf dem gemeinsamen Marktplatz wird ihm eine Art kleiner Tempel gebaut. Dort wird das Opfer gebracht. Alle Familienhäupter haben sich gleicherweise, ohne Rücksicht auf ihr verschiedenes Vermögen, an den Opfersteuern zu beteiligen. Besonders feierlich ist das Darbringen eines Pferdes. Dabei werden vier rohe Pferdebilder benutzt, ähnlich einem Steckenpferd, auf die je ein Mann sich setzt, um damit einen feierlichen Tanz aufzuführen. Das zu schlachtende Pferd wird in der Mitte des Marktplatzes angebunden und umtanzt. Das Blut wird in ein Loch gesammelt und gilt als eigentliches Opfer. Das Fleisch wird verteilt unter die Teilnehmer. Die Einladung zu diesem Feste darf niemand ausschlagen.

Der sombaon ist ein Fürst unter den Seelen der Toten. Von ihm sagt man, daß er manchmal zu Gott im Himmel emporsteigt und da jahrelang bleibt. Er erwählt sich eine Wohnung an unheimlichen Plätzen, auf hohen Bergen, dichten Wäldern, Schwefelquellen und dergl. Seine Wohnung, die er sich selbst wählen kann, dürfen die Menschen nicht betreten; führt einen der Weg in der Nähe vorbei, so muß man höflich grüßen und sagen: Entschuldige

Licht einer hohen Zivilisation gaben, wie sie in unserer Literatur, die die Bewunderung aller Nationen bildet, niedergelegt ist.

Zu den Mahlzeiten begab ich mich in das Haus meiner Eltern, wobei ich mich meinem Großvater ehrfurchtsvoll, meinen Eltern mit Verehrung und meinem älteren Bruder mit Achtung näherte. Ich redete nur, wenn ich zuvor angeredet worden war; um so aufmerksamer hörte ich zu, wenn zu Hause von den rothaarigen fremden Teufeln mit grünen Augen und behaarten Gesichtern die Rede war. Sie wurden mir als wild, ungestüm und gottlos geschildert, als Leute, die weder den Moralvorschriften des Konfuzius und andrer Weisen folgten, noch den Ahnen die schuldige Verehrung zollten, sich vielmehr weiser dünkten, als ihre Väter und Großväter. Raub und Mord sei bei ihnen an der Tagesordnung. In den Straßen Hongkongs könne man sehen, wie sie vor Trunkenheit taumelnd, harmlose Leute mit ihren Stöcken bearbeiteten. Ihre Sprache laute wie ein wildes Gebrüll, ähnlich der Stimme des Tigers oder des Büffels. Sie seien gekommen, um den Chinesen das Land wegzunehmen. Männer und Frauen lebten zusammen wie die Tiere, ohne Heirat und Treue. Ihre Schamlosigkeit gehe so weit, daß man sie sogar am hellen Tage Arm in Arm auf den Straßen gehen sehen könne! So erzählten die alten Leute.

Alles das klang natürlich sehr empörend in meinen Ohren, da bei uns Frauen sehr selten auf der Straße zu sehen waren (?), ausgenommen etwa des Abends, wenn sie zum Brunnen gingen, um Wasser zu schöpfen. Begegneten sie bei diesen Gängen einem Manne, so standen sie still und wendeten sich um, dem Hause zu (?), während er den Blick in die Ferne schweifen ließ (?). Ein Mann, der eine Frau auf der Straße in einem chinesischen Dorf anzureden wagt, läuft Gefahr, geschlagen oder gar getötet zu werden (?!).

Mein Großvater erzählte uns, wie die englischen fremden Teufel mit unsrem Kaiser einen gottlosen Krieg angefangen, und mit Hilfe ihrer Zauberkünste seine Armeen besiegt und ihn gezwungen hätten, dem Opium freie Einfuhr zu gestatten, sodaß die Chinesen, die sich dem Laster des Opiumrauchens frei hingeben könnten, entnervt würden, und die fremden Teufel mit leichter Mühe sie ihres Landes berauben könnten. Von meinem Großvater hörte ich auch, daß es weltbekannt sei, daß die Chinesen stets die größte und weiseste Nation der Welt gewesen seien. Jede gute und nützliche Erfindung sei

Jahre arbeitete ich als Diener und bekam zuletzt 35 Dollars pro Monat. Von meinen Ersparnissen sandte ich meinen Eltern zu ihrer Erleichterung hin und wieder etwas. Obgleich ich mich gut kleidete, gut lebte, und auch meine Vergnügungen hatte (ich ging oft ins chinesische Theater und zu Eßgelagen in der Chinesenstadt), gelang es mir doch in den ersten 6 Monaten 50 Dollars in den zweiten 90, in den dritten 120 und in den vierten 150 Dollars zu ersparen. So hatte ich am Ende von 2 Jahren 410 Dollars und ich war imstande, ein Geschäft anzufangen.

Ich eröffnete eine Wäscherei im Verein mit einem Teilhaber, der schon seit Jahren in dieser Branche tätig gewesen war. Wir begaben uns landeinwärts zu einer Stadt, wo gerade eine Eisenbahn gebaut wurde. Wir mieteten eine Baracke und arbeiteten für die Leute, die den Eisenbahnbau betrieben. Für Miete bezahlten wir 10 Dollars per Monat, unsere Kost kam uns auf 5 Dollars per Woche pro Mann, denn Nahrungsmittel waren teuer, und wir wollten von allem das beste. Unsere Nahrung, die wir uns selber zubereiteten, bestand aus Reis, Hühnern, Enten und Schweinefleisch, Die Chinesen sind geborene Köche. Für Möbel und sonstige Ausrüstung hatten wir etwa 50 Dollars Auslagen, trotzdem gelang es uns, 60 Dollars per Woche zurückzulegen, die wir uns teilten. Wir mußten uns viel dafür gefallen lassen, denn nicht selten kam es vor, daß Leute kamen, die Pakete für sich in Anspruch nahmen, die ihnen garnicht gehörten, indem sie vorgaben, sie hätten ihre Scheine verloren. Hätten wir uns geweigert, sie gutwillig herzugeben, so hätte es blutigen Kampf gegeben. Zuweilen hatten wir vor dem Magistrat zu erscheinen, der uns für den Verlust von Hemden, die wir nie gesehen hatten, zu einer Geldstrafe verurteilte. Als die Bahnarbeiter ihren Wohnsitz verlegten, zogen wir mit ihnen. Die Leute waren roh und voll Vorurteil gegen uns, doch ging es uns anderwärts in den großen Städten des Ostens nicht besser. Erst seit kurzem ist es dahin gekommen, daß die Chinesen in New-York die Gitter vor ihren Fenstern haben entfernen können; bis auf den heutigen Tag machen sich aber die Straßenjungen ein Vergnügen daraus, die Fenster in den chinesischen Wäschereien einzuschlagen, und die Polizei scheint es für einen Scherz anzusehen.

Drei Jahre waren wir dem Bau der Bahn gefolgt, dann wandten wir uns den Minen zu, wo wir viel Geld in Goldstaub

Der Grund, warum sich so viele Chinesen dem Wäscherberuf zuwenden, ist, weil wenig Kapital hierzu erforderlich ist, und weil dieser Beruf einer der wenigen ist, die den Chinesen hier offen stehen. Andere Nationalitäten, die neidisch auf die Chinesen geworden sind, weil sie treuere Arbeiter sind als andere, haben gegen die chinesische billige Arbeit ein solches Geschrei erhoben, daß sie von anderen Berufsarten wie Landwirtschaft, Eisenbahnbau, Straßen- und Kanalbauten usw. einfach ausgeschlossen sind. Ein Handwerk auszuüben ist ihm ebenfalls untersagt, und seine Gelegenheit, Handel zu treiben, ist auf seine eigenen Landsleute beschränkt. So bleibt ihm nichts anderes übrig, als eine Wäscherei anzufangen, wenn er den Dienst im Hause als Boy usw. aufgegeben hat.

Die Behandlung der Chinesen in diesem Lande ist ganz verkehrt und gemein. Man läßt keine Änderung eintreten, nur weil China sich alles gefallen lassen muß. Die Amerikaner würden es nicht wagen Deutsche, Engländer, Italiener oder selbst Japaner so zu behandeln, weil diese Nationen sich zu wehren wissen.

Es ist gar nicht einzusehen, warum man gerade gegen die Chinesen so voller Vorurteile ist. Der Lärm um billige Arbeit war ja stets eine Lüge. Die Arbeit der Chinesen war nie billig, und ist auch jetzt nicht billig. Was aber unsern Gegnern ein Dorn im Auge ist, ist der Umstand, daß wir vorzügliche und zuverlässige Arbeiter sind, sodaß Arbeitgeber keine anderen haben wollen, als Chinesen, wenn sie die Wahl haben. Wenn sie Leuten zusehen, die an der Straße arbeiten, so finden sie in der Regel einen Aufseher für 4 oder 5 von ihnen. Eine derartige Beaufsichtigung ist bei Chinesen nicht nötig. Sie arbeiten unbeaufsichtigt eben so treu, als wenn man stets ein Auge auf sie haben würde.

Die Eifersucht der Arbeiter anderer Nationalitäten, besonders der Iren, haben diesen Aufschrei gegen die Chinesen veranlaßt. Es wird ja niemand einfallen, einen Irländer oder Deutschen oder Engländer oder Italiener zu dingen, wenn er einen Chinesen haben kann, denn meine Landsleute sind ehrlich, ausdauernd, fleißig, mäßig und unverdrossen. Man hat die Chinesen verfolgt nicht wegen ihrer Laster, sondern wegen ihrer Tugenden.

Und die Verfolgung nimmt noch immer kein Ende, weil die Amerikaner ein Gewerbe aus ihrer vielgerühmten Gerechtigkeitsliebe machen. Bei ihnen dreht sich eben alles ums Geld, und da geht

nahmslos schon in Tschota-Nagpur mit der Mission in Berührung gestandene Christen gesammelt. Die Anlage einer zweiten Station ist beschlossen.

Für weitaus die meisten Missionen in Bengalen und Assam ist das letzte halbe Jahrzehnt eine Zeit langsamen Wachstums gewesen. Daß die Mission auch in diesem Teile des Landes eine Macht ist, hat der frühere Gouverneur der Provinz Sir Charles Elliott an einem interessanten Rechenexempel bewiesen. Trotzdem die Bengalen einer der intellektuell begabtesten indischen Volksstämme sind, Hochschulen und Kolleges aller Art zu höheren Studien einladen und den Graduierten glänzende Lebensstellungen und Gehälter in Aussicht stehen, gab es nach dem Zensus von 1901 in Bengalen nur 150 000 Eingeborene, die Englisch verstanden. Und trotzdem der Übertritt zur christlichen Kirche den Ausschluß aus der Kaste, Verfolgungen und Zurücksetzungen aller Art im Gefolge hat, gab es dort gleichzeitig 168000 Christen (Proc. 1901, 203 f.)

Die Mission der schottischen Staatskirche in Kalimpreg hat sich unter dem tatkräftigen Missionar Graham seit 1900 in größerem Umfang der arg vernachlässigten Halbinder (Eurasier) angenommen. Bisher kümmerten sich um sie außer den Römischen, zu denen die Mehrzahl derselben — die Goanesen — gehören, nur die anglikanische Staatskirche (hauptsächlich durch allerlei kleine Pöstchen und Unterstützungen) und die auf diesem schwierigen Gebiete sehr tätigen und erfolgreichen amerikanisch-bischöflichen Methodisten (besonders durch höheres Schulwesen). Missionar Graham hat die englischen und schottischen Presbyterianer Kreise um sich gesammelt und auf den schönen Bergen um Kalimpong im englischen Bhutan eine schnell wachsende Zahl von Colonial Homes gegründet, in welchen Knaben und Mädchen eine praktische, auf Stählung der Energie dieses verweichlichten und charakterlosen Geschlechts gerichtete Erziehung zu teil wird. — Die in Ghum bei Dardjiling ansässige skandinavische Allianzmission verlor 1900 ihren Führer Frederickſen, einen sprachbegabten Mann, der sich eine tüchtige Fertigkeit im Umgangs-Tibetisch angeeignet hatte und auch von der britischen Bibelgesellschaft zur Revision der Jäschkeschen Bibelübersetzung herangezogen war. In Assam hat der Baptisten-Missionar Gurney nach fast dreißigjähriger Arbeit (seit 1874) eine sorgfältige Übersetzung des ganzen Alten Testaments aus dem Hebräischen in gutes Assamesisch vollendet und sorgfältig revidiert, sodaß nun mit Hinzunahme der älteren Brownschen Übersetzung des Neuen Testaments auch in dieser Sprache die ganze Bibel revidiert vorliegt. — Die auf den südlichen Waldgebirgen Assams unter den Khassia und Djaintia-Stämmen mit großem Erfolg arbeitenden Walesschen Methodisten sind durch eine hochherzige Gabe von 3 Millionen Mark (von dem Groß-Industriellen Robert Davies aus Menai Bridge) zu einer beträchtlichen Ausdehnung ihrer Arbeit instand gesetzt. — Die C. M. S. hat an der Stelle, wo die Bahn von Kalkutta nach Dardjiling den Unterlauf des Ganges kreuzt, bei Kuschtia eine neue Missionsstation eröffnet, von wo besonders unter der verwahrlosten mohammedanischen bäuerlichen Bevölkerung dieser Gegend gearbeitet wird. — Die englischen Baptisten haben von ihren zahlreichen Missionsposten im östlichen Bengalen aus ihr Stationen-Netz über Tschittagong

am 16. Mai 1900, der fast 50 Jahre lang (seit August 1852) die Säule der C.M.S. Pandschab-Mission gewesen (ein schöner Nachruf für ihn steht A.M.Z. 1903, 91), und des bekannten Imaduddin am 28. August 1900 (sein Lebensbild A.M.Z. 1903, 10 ff.). Obgleich das Pandschab sowohl von den beiden Hungersnöten als auch von der Pest schwer und dauernd heimgesucht ist, geht es mit der Mission langsam, aber sicher voran, und zwar ist dies das Hoffnungsvolle, daß fast alle Gesellschaften an dem Wachstum gleichmäßig beteiligt sind: weitaus die wichtigsten sind die C.M.S., die Am. Presbyt., und die beiden Schulter an Schulter arbeitenden: die Am. unirten Presb. und die schottische Staatskirche. Der Zuwachs erfolgt auch hier fast ausschließlich aus den niederen Volksklassen, den Mehtar, den Tschamar und den Tschuhra. Infolgedessen werden von dem religiös-sittlichen Niveau zumal der Landgemeinden vielfach sehr trübe Bilder gezeichnet. — Um dem sozialen Elend der durch verschuldete und unverschuldete Not verarmenden Landbevölkerung zu steuern, hat die Regierung eine „Landbill" erlassen, welche den Kleinbauern ihren Landbesitz erhalten und die Verschleuderung desselben an Wucherer und Großgrundbesitzer verhindern soll (Proc. 1901, 271). Noch wichtiger ist die Bemühung der Regierung, die ungeheuren Wassermassen des Fünfstromi-Landes durch ausgedehnte Kanalnetze zur Urbarmachung der in dieser Provinz besonders ausgedehnten Ödländereien zu verwerten. Im Oktober 1901 wurde der Djilam-Kanal eröffnet, der von Pind Dadan Khan abwärts das Doab (Zwischenstromland) zwischen Djilam und Tschinab, ca. 3542 qkm bewässert. Im Laufe des Jahres 1902 ist das noch größere Kanalsystem von Dschang Bar, dem Doab zwischen Tschinab und Ravi, fertig geworden, das jetzt bereits 1 353 000 acres Wüste in Reisland verwandelt. Allein dies letztere Kanalsystem umfaßt 858 km Haupt- und Neben- und 3844 km Zweigkanäle, abgesehen von den zahllosen Gräben, welche sich die Anwohner angelegt haben (Intell. 1902, 596 f.; Proc. 1901, 290). Diese riesigen Meliorationsanlagen haben auch für die Mission Bedeutung; nicht nur daß auch zahlreiche Christen in die neu erschlossenen Distrikte strömen, um sich dort anzusiedeln; die Regierung hat auch direkt den Missionen, bes. der C.M,S. größere Landstriche zu dem Zwecke angeboten, sie mit zuverlässigen christlichen Kleinbauern zu kolonisieren. So sind die Christendörfer Mongomerywala und Jsapur entstanden. Auch sonst wird an der sozialen und wirtschaftlichen Hebung der Pandschab-Christen fleißig gearbeitet. Der vornehmste Christ der Provinz und überhaupt von Indien, der Radscha von Kaparthala Sir Harnam Singh, der in den letzten Jahren mehrfach hervorgetreten und auch von der englischen Regierung ausgezeichnet ist, hat den Christen des Pandschab 50 000 Rupies geschenkt als einen Fonds zur Beförderung von Handwerken und industriellen Betrieben. In dieser Provinz haben auch die neuerdings hervortretenden industriellen Bestrebungen der Mission ihren Anfang genommen. Das geistige Leben der nichtchristlichen Bevölkerung ist von eigentümlichen Gegensätzen durchzogen: hier ist der Hauptsitz des Arya Samasch und die Heimat des wunderlichen Mirza Ghulam von Qadian, an der Grenze der Provinz liegt die Madrasa i ilm arabi in Deoband, die orthodoxe Hochschule der altgläubigen mohammedanischen Partei. Eine merkwürdig neuere Sekte ist die des Tschet Ram; er steht so stark unter christli-

Am 1. Oktober 1903 ist der erste **Eisenbahnzug** in **Kumase** eingetroffen. Welch eine Wandlung, seitdem die beiden Missionare Ramseyer und Kühn 4 Jahre als Gefangene hier weilten und welch eine freundliche Fügung Gottes, daß der jetzt greise Ramseyer, der Pionier der Asante-Mission, sie noch erlebt hat. An der 270 km langen Bahn ist mit Unterbrechungen von durchschnittlich 18000 Arbeitern seit 1898 gearbeitet worden. Ihre Kosten belaufen sich auf ca. 32 Millionen Mk. (Ev. Miss.-Mag. 1904, 47.)

* * *

Im Hinterlande von **Kamerun**, in der weit abgelegenen Landschaft Garua, beabsichtigen 2 deutsche Freimissionare auf eigne Hand eine Mission zu beginnen. Wir hätten gewünscht, daß die wenig erfahrenen und verbandlosen Männer sich lieber an die Basler Mission angeschlossen hätten. Schmerzliches Lehrgeld wird nicht ausbleiben. Die Fülle von Missionsorganen, die wir jetzt auch in Deutschland haben, sollte uns vor dem independenten, romantischen und nach dem Zeugnis der Erfahrung wenig fruchtbaren Freimissionartum bewahren. (Ev. Missionen 1903, 287).

* * *

Der Direktor der Vaterlandsstiftung in Stockholm, **Kolmodin**, ist zum außerordentlichen Professor in Upsala berufen worden, verbleibt aber — wenigstens zunächst — noch in Verbindung mit der Gesellschaft. Sein Nachfolger als Direktor des Missionsinstituts in Johannalund ist der bisherige Lehrer an demselben, Pastor Lindgren, geworden.

* * *

In der Norwegischen Missions-Gesellschaft, deren Direktor Dahle von seiner Visitationsreise in Madagaskar jüngst zurückgekehrt ist, geht zur Zeit eine Bewegung vor sich zugunsten der Frauen, die der Gesellschaft angehören und mit ihren ca. 3000 Vereinen einen sehr erheblichen Teil der Arbeit leisten, daß sie auch bei der Verwaltung beteiligt werden sollen, indem sie Stimmrecht erhalten und in die Vorstände der Vereine und Vereinsorganisationen oder zu Deputierten zu Kreis- und Generalversammlungen gewählt werden können. Die Kreisversammlungen dieses Jahres haben die Frage bereits behandelt. Im nächsten Jahre wird die Sache auf Grund dieser Verhandlungen der Generalversammlung vorgelegt werden, deren Beschluß entscheidet. In diese Sache spielen ja die norwegischen demokratischen Anschauungen stark mit hinein. Nach Abhaltung der Generalversammlung werden wir eingehend über den Gegenstand berichten. (Privatmitteilung). Warneck.

Literatur-Bericht.

Stosch: „Das Heidentum als religiöses Problem in missionswissenschaftlichen Umrissen." Gütersloh. 1903. 2,40 geb. 3 Mk. Dieses 155 S. starke Schriftchen ist die Überarbeitung einer Vorlesung die P. Stosch an der Berliner Universität, an der er als Privatdozent speziell für Missionswissenschaft sich habilitiert hat, gehalten. In einem Einleitungskapitel wird zunächst die Aufgabe bestimmt und begrenzt, die er sich gestellt hat, nämlich nicht eine ethnographisch gehaltene Beschreibung der Volksreligionen und

andern geschichtlichen Größen dar. Hier fehlt keine Erscheinung; aus den Felsengräbern und dem Wüstensande ist noch keine Kultur aufgestanden, die ihre Spuren nicht in die Bibel eingezeichnet hätte. Die großen vorsemitischen und semitischen Landmächte Vorderasiens, das uralte Nilreich, die phönikischen Weltkolonisatoren und die Lichtgestalt des Indogermanen Koresch, die makedonischen Diadochen und die römischen Imperatoren, alle sind im Gesichtskreise. Wer das überlegt, wird wohl eingestehen, daß der Versuch vergeblich bleiben müsse, aus andern erhaltenen Quellen einen gleich einheitlichen und vielseitigen Auszug aus den Denkmälern des Werdens der Menschheit bis zum vollen Aufbrechen des Menschheitsbewußtseins in der christlichen Ära zusammenzubringen. Und dieser Auszug ist nicht absichtvoll unter diesem Gesichtspunkt zurecht gemacht, sondern von selbst gewachsen.

Wollte aber einer sagen: Das ist für uns nur die Abmalung einer Leiche; wie soll uns diese vergangene Geschichte unsre moderne Menschheit kennen und verstehen lehren! Hat doch der Romanschreiber in die Gewänder von Persern, Ägyptern und Römern moderne Herzen und Seelen stecken müssen, um uns zu fesseln und zugleich zu täuschen. Dann übersieht man den entscheidenden Vorteil dieser Sachlage. Bei dem uns Naheliegenden sind wir beteiligt mit unsern Leidenschaften, Neigungen, Vorurteilen. In der Bibel liegt eine abgeschlossene Geschichte vor uns, fremd genug für uns, um ruhige Betrachtung zu gestatten; sie fordert ein unparteiisches Urteil wie von selbst ein. Und das ist nicht ein beliebiger Ausschnitt aus den Geschicken eines Menschheitteiles; nein es ist die Einleitung zu der einheitlichen Entwickelung während unsrer Zeitrechnung. Welches Volk auch, und zu welcher Zeit es in die einheitliche Entwickelung hineingezogen wird, hier muß es die Wurzel des Wachstums suchen, dem es sich einfügt. Wie den Romanen und Deutschen wird auch ihm dieser Prolog der Menschheitsgeschichte unabweislich an Stelle seiner einsamen Anfänge zur Geistesheimat.

Malt sich so der geschichtliche Aufstieg des Menschenlebens mit seinen uns, den späten Nachkommen, unvorstellbaren und unbeurteilbaren Ursprüngen auf diesen Blättern ab, so faltet sich zugleich das Menschenleben nach allen Richtungen vor dem Betrachter auseinander. Ein Volksleben in seinen Fortschritten durch Jahrhunderte und in seinen Wechselwirkungen mit seinen Nachbarn

ihre höchste Vollendung zugleich mit der prophetischen Rede im Munde des Meisters aus Nazaret findet. Das Lied durchläuft alle Töne des menschlichen Herzens von dem unmittelbarsten Erguß über die verborgensten Erlebnisse der Seele bis zum Chorgesang der Gemeinde, zu dem Mitfühlen der Volkserlebnisse und der anbetenden Betrachtung von Natur und Geschichte. Der leuchtende Morgen und Mittag der Prophetie wirft im Buche Daniel und den Johanneischen Gesichten den Abendschein einer Geschichtsphilosophie, die sich in bedeutsame Bilder kleidet. Man hat daran erinnert, daß auch eine Fabel nicht fehlt, und darüber gestritten, ob man in der tiefsinnigen und prächtigen Dichtung von Hiob ein Drama zu sehen habe; ein geistreicher Philosoph hat sie mit der göttlichen Komödie und dem Faust aus dem Schema der Dichtungs-Gattungen herausgestellt und inkommensurabel genannt. Wichtiger ist es, auf die eigentümliche Ausbildung hinzuweisen, welche das Charakterbild in den Evangelien und der Brief in den Zuschriften der neutestamentlichen Gemeinde- und Seelenhirten findet. Hat Herder Stimmen der Völker gesammelt; hier hört man die Stimmen der Menschheit in einer schier unendlichen Abwandlung durcheinanderklingen. Wer es sich zur Aufgabe macht, sie vor den Ohren später Geschlechter wieder vernehmlich zu machen, wird nicht der Gefahr erliegen, eintönig zu werden.

* * *

Freilich, was frommte ein Bild, wenn es sich in einem verzerrenden Glase spiegelt? Und ist das hier nicht der Fall?• Wir sehen ja hier mit semitischen Augen. Die Sage, und der fromme, dogmatisierende Wahn soll ja selbst das Bild der eigentlichen Hauptgestalt mitten in einer geschichtlichen hell beleuchteten Zeit fast bis zur Unkenntlichkeit gewandelt haben. Wir dürfen diese peinlichen Untersuchungen hier beiseite schieben. Es handelt sich im Augenblick nicht um die geschichtliche Verläßlichkeit der einzelnen Berichte, sondern nur um ein treues Bild unsres Lebens, wie es sich zum Leben der Menschheit entfaltet. Da hat nun kein geringerer als der Geschichtsphilosoph Th. Carlyle auf die unerbittliche Wahrhaftigkeit der Bibel unter dem sittlichen Gesichtspunkt aufmerksam gemacht. Sie mißt nicht bloß quantitativ; darum steigert sie die Unsittlichkeit nie ins Titanische, auch in einem Ischariot nicht. Sie verhüllt nicht und erspart keiner ihrer Gestalten das Selbstgericht.

ihm der Sinn für die Erzeugnisse und Genüsse der hellenisch-römischen Kultur abgegangen sei, — gibt es ein klareres Urteil über die Bildungswelt in den Tagen der Julier als den Gang dieses Menschenfreundes, wenn er sich begnügt ihre Opfer erbarmend an sich zu ziehen, um an dem Versagen ihrer stolzen Rechtspflege seinen Untergang zu finden! So vielgestaltig tritt alles Menschenleben in diesen scharf religiös beleuchteten Kreis hinein, daß man wahrlich nicht selten in der Christenheit der Versuchung erlegen ist, in der Bibel statt der anschaulichen Kritik der Erscheinungen vielmehr die Muster für die Gestaltung der Verhältnisse zu suchen und, um mit Luther zu reden, „der Juden Sachsenspiegel" zum anwendbaren Urbilde des gesellschaftlichen Lebens zu machen. Solchen Mißgriff veranlaßt unsre eingewurzelte Neigung, immer nur auf uns und unser Treiben zu schauen, deshalb auch eifriger nach der Religion zu forschen, als nach dem, den sie allein meint, und nach seiner Offenbarung. Dieser Hintergrund aber ist es doch, auf dem sich die Erkenntnis von der Einheit der Menschheit erhebt; die Ewigkeitsbeziehung gibt mit dem bleibenden Inhalte den Jahrtausende durchdauernden Zusammenhang. Am Lichte der Selbstoffenbarung Gottes entzündet sich das Menschheitsbewußtsein und in ihrer Beleuchtung die glaubensvolle Erkenntnis einer Weltgeschichte. Nur hierher stammt der Tiefblick, der L. Ranke seine Weltgeschichte mit dem Kapitel beginnen läßt: Amon-Ro, Baal und Jehovah.

Man denkt hierbei leicht vornehmlich an die Formen, in die sich das religiöse Leben gefaßt hat. Indes der Fortschritt einer positiven Religion vom nationalen Partikularismus mit fernschimmerndem universalem Horizont zu der an keine geschichtliche Form gebundenen, geistlichen Missionsreligion ist nicht das Ganze. Zugleich folgt man der Geschichte des Glaubens. Er hat sich durch die Aufgaben und die rauhen Tatsachen der Geschichte hindurch zu behaupten; er ringt aber auch mit der sinnenden Beobachtung und dem forschenden Gedanken, mit dem das innerste Leben erschütternden Zweifel. „Gottes Furcht der Weisheit Anfang", dabei bescheidet sich verzichtend ein prüfendes Nachdenken, dem alles eitel geworden ist. Um die Zuversicht zu einem gerechten Gott ringen die tiefsinnigen Dichter. Und der unlösbar geschlirzte Knoten in dem Verhältnisse zwischen Verheißung und Erfüllung, Patikularismus und Universalismus, sich kreuzend in dem Tode des Messias Israels durch

Same.“ Wahres Wesen des Menschen und Wesenseinheit aller Menschen, Menschheit als Wesensbestimmung und als Sammelname, beides in seinen uns so oft stoßenden scheinbaren Widersprüchen stellen uns die kurzen Jahre vom Jordan bis auf Golgatha und den Ölberg dar. Ein grausames Buch wäre diese Bibel mit ihrem unerbittlichen Gericht über die Sünde und ihrem schwermütigen Gemälde davon, daß alles Fleisch wie Heu und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume ist, wenn sie ohne ihr Schlußstück bliebe oder wenn es gewissen Gelehrten gelänge, für enge oder weite Kreise dieses Schlußstück in ein wirres Traumbild einer schwärmerischen Sekte zu wandeln. Vielmehr ist diese Bibel vom ersten bis zum letzten Blatt die Predigt: „Herr Herr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue, der da bewahret Gnade in tausend Glieder und vergibt Missetat, Sünde und Übertretung und vor welchem niemand unschuldig ist; der da die Missetat der Väter heimsuchet auf Kinder und Kindeskinder bis ins dritte und vierte Glied.“ Die Bibel ist die Predigt von dieser ernsten, züchtigenden Gnade, weil sie ihr Schlußstück hat; denn aus der Zusage dieser Gnade ist eben in ihm atmende, wirkende, unwiderstehlich die Herzen erobernde Wirklichkeit inmitten der Menschheit geworden. Da liest, da schaut man es: das Wort, das bei Gott war, ist Fleisch, ist Mensch geworden, um uns von der Menschheit abgefallene Menschenkinder dadurch zu uns selbst zu bringen, daß es uns zu Gott hinführt und uns den Zugang zum Vater eröffnet, selbst der lebendige Weg zu ihm. Nichts als Menschensohn und doch der einzige dieses Namens Würdige; geboren und geworden in der Menschheit wie wir alle und doch der „neue Mensch“; der Ausgestoßene — aber in der Zugehörigkeit zu ihm nehmen wir alle die neue Art eines Gottesmenschen an, die alle natürlichen und geschichtlichen Unterschiede zu dienenden Mitteln herabsetzt, damit das Haupt aus den Millionen einen gegliederten Leib gegenseitigen Dienstes herausbilde, die Menschheit Gottes, jene Stadt, darinnen Gott und das Lamm Tempel, Sonne und Mond sind.

Von dem Sündenfall ab bis an den Sinai; von den zehn Worten auf den steinernen Tafeln weiter durch die Propheten in ihren Reden und ihrer im Glauben beurteilenden Berichterstattung bis zum Täufer erzieht die Bibel sich ihre Leser, damit ihr inneres Auge fähig werde, die Herrlichkeit Gottes auf dem Antlitze Christi, die reine,

Anfangszeit darstellte. In diesem Hinweise auf die Kunst wird zugleich klar, daß diese Anschauungssprache eben eine Lebenssprache ist; sie redet durch geschilderte Personen und Tatsachen. Auf ihrem Gipfel steht der Bildnismeister; seine Gleichnisreden gehen in nicht abgebrauchter Frische durch die Jahrtausende. Von ihrer schlichten Kraft der Verdeutlichung und Einprägung gewinnt unsere durch die Gewöhnung von Kind an abgestumpfte Empfänglichkeit einen überwältigenden Eindruck, wenn uns die schlichte, ergreifende Handlung seiner bildlichen Erzählungen von einem verständnisvollen Künstler gemalt werden. Da tritt der Mensch aller Zeiten und also auch unserer Zeit vor das Auge der Seele; wir spüren es, daß wir mit Dem verkehren, der in dem verborgenen Buche unsers eignen Herzens blättert. Und deshalb ist und bleibt diese Anschauungssprache das nicht versagende Verständnismittel über die Grenzen der Zeiten und des Völkertumes hin. Hier ist das Element, in dem unser Sinn sich gebildet, sich selbst und alles um ihn messen gelernt hat. Hier sind wir zu Hause; umsonst versucht man es künstlich, mit gelehrten Entdeckungen über Wotan und Herta einen überspannten Volksstolz zu entflammen — die christianisierten Völker haben ihre Geistesheimat da, wo die Bibel jene Anschauungssprache erzeugt hat; der schon gefundene wie der zu suchende Wortausdruck hat seine Fundstätte unausbleiblich in der Bibel.

Barbaren sind die Völker einander um des im Volksbewußtsein entwickelten Stolzes und seiner Selbstsucht willen; die unverständlichen Sprachen sind die äußeren Zeichen dieser Geschiedenheit und die schwer niederzulegenden Schranken. Der Weltsinn im Dienste des Verkehrs fordert für die Bewältigung der Natur eine Weltsprache; sie ist nur denkbar mittels Vergewaltigung aller Sprachen durch eine, wie zu Roms Zeiten, oder durch einen ausgeklügelten Ersatz, der vielleicht dem Verstande zum Austausche genügt, aber dem Gemüte für den lebendigen Ausdruck versagen muß. Denn Sprache ist Schöpfergabe, Naturgewächs und nicht Kulturerzeugnis. Der Kulturgebrauch läßt die Sprachen verarmen und entarten, bis zu armseligem Stammeln wie in der Lingua Franca. Diese Schwierigkeiten und Übelstände hat der Dienst am Wort in der Ausführung der Marschordre seines Herrn längst zum großen Teil überwunden und ist mit Erfolg weiter an der Lösung der Aufgabe. Er hat den Völkern die einheitliche Anschauungssprache der Menschheit ge-

möglich, Ausgabe und Erfolg auseinander zu halten. So entstand eine etwas andere Einteilung der ganzen Sache. Kurz gefaßt würde sich dieselbe etwa so bezeichnen lassen: Unser Werk in Madagaskar, beleuchtet

I. nach Ursache,
II. nach Ursprung und Geist,
III. nach seinem Bestand,
IV. nach seiner inneren Rückwirkung auf die Heimat.

Selbstverständlich muß das eigentliche Erzählen unter einer solchen pragmatischen Gruppierung der Gegenstände zu kurz kommen. Ich werde es dennoch nicht unterlassen können, wenigstens hier und da den persönlichen und historischen Faktoren einen Platz zu geben.

I.

Was nötigte die Pariser Missions-Gesellschaft, in Madagaskar einzutreten?

Die Antwort auf diese Frage ist eine äußerst einfache, und ist einem jeden unter Ihnen wohl bekannt. Es sind die politischen Verhältnisse, es ist die Eroberung Madagaskars durch Frankreich gewesen, welche uns genötigt hat, in Madagaskar einzutreten.

Über die Eroberung Madagaskars selbst will ich kein Wort verlieren. Die Kolonialpolitik ist überall eine und dieselbe, und ich vermag keinen Unterschied zwischen den vielfachen derartigen Besitznahmen zu finden, seien sie durch Franzosen, durch Deutsche oder Engländer geschehen. Von etwaigen Rechten kann nur in relativem Sinne die Rede sein. Absolut genommen müssen alle solchen Rechte irgend einer Macht über fremde Gebiete geradezu verneint werden. Was man in der kolonialpolitischen Sprache Recht nennt, ist eigentlich nur der Anspruch, den die eine oder die andere Großmacht auf dieses oder jenes Gebiet erhebt. Das Alter jenes Anspruches, die mehr oder weniger häufigen Versuche, diese Ansprüche durch tatsächliche Besitznahme zu beweisen, der etwaige Verkehr oder die Verträge mit dem betreffenden Lande oder auch mit anderen Mächten hinsichtlich dieses Landes — das ist es, was in diplomatischem Sinne das Recht über ein fremdes Stück Land bildet, sei es eine Insel oder eine Provinz. In diesem Sinne hatte Frankreich allerdings gerade so viel und vielleicht mehr Rechte auf Madagaskar, als irgend eine

II.

Wie und in welchem Geist trat die Pariser Mission in Madagaskar ein.

Allerdings die ganze Größe der Gefahr konnte man im Anfang nur erst ahnen, lag doch in dem Verhalten und in dem Charakter des ersten Befehlshaber eine entschiedene Garantie der Neutralität und sogar der freundlichsten Handlungsweise. Aber daß dennoch in Madagaskar evangelische Kirche und Mission bedroht lagen, das fühlte ein jeder; und als anfangs Oktober 1895 die Einnahme von Antananarivo in Paris bekannt wurde, war einem jeden unter uns die Sache klar: der französische Protestantismus kann sich der Pflicht nicht entziehen, etwas für Madagaskar zu tun.

„Ein jeglicher sei seiner Überzeugung gewiß", diese Regel des Apostels findet nirgends so häufige und so wichtige Anwendung als in der Mission. Da gilt es nichts ohne jene Fülle der Überzeugung, jene Plerophorie des Glaubens zu unternehmen. Da gilt es auf die Wolkensäule die Augen zu richten, und je nachdem sie sich erhebt oder stehen bleibt, bereit zu sein selbst weiter zu ziehn oder stehen zu bleiben. Schon länger hieß es in verschiedenen Kreisen: „ihr solltet etwas in Madagaskar anfangen;" und auch offiziellerseits ist uns einige Jahre früher eine Einladung zugekommen, der Regierung Pastoren zur Verfügung zu stellen, welche gleichzeitig mit der Besitznahme auf der Insel installiert werden sollten. Wie Sie wissen, fehlte uns aber alle innere Freiheit, dieser Einladung zu folgen; und unsere Weigerung war ein nicht geringer Anlaß zu Angriffen und zur Unpopularität. Sie erinnern sich wohl der Anklagen eines de Mahy, der uns jahrelang als Fremdlinge und Verräter im eigenen Lande, sowohl im Parlament als in der Presse und in häufigen Vorträgen verleumdete. Unter dem Drucke jener Angriffe dünkte es wohl auch manchem unter uns, daß vielleicht doch etwas angefangen werden sollte; aber die Leiter unserer Gesellschaft blieben fest: die Wolke hatte sich nicht geregt, so wollten sie, gleichwie die Kinder Israel, still warten auf die Hut des Herrn, und sie zogen nicht.

Aber als durch die Besitznahme Antananarivos die Lage gründlich geändert war, verschwand jeder Zweifel. Einstimmig richteten die evangelischen Missionare, vor allem die Londoner, aber auch die Quäker und die Norweger, einen Ruf an den französischen Protestantismus, er möchte doch eintreten und den bedrohten Kirchen

stadt, obgleich auch er vieles von den Kirchen des Landes zu sehen bekam; er studierte eifrig und suchte die schwere Frage unseres ferneren Eingreifens ins Klare zu bringen.

Aber ganz anders gestaltete sich die Aufgabe der Befestigung und der Verteidigung, als während dem sahavalischen Aufstand und dessen Unterdrückung eine Schreckenszeit begann. Krüger war bereits fortgereist und zog über Südafrika nach Frankreich zurück. Lauga erlebte nun schwere Tage. Von allen Seiten kam die Nachricht über gewalttätige Besitznahme von Kirchen, von Einschüchterungen, von Massenübergängen zum Katholizismus. Es mußte gekämpft, protestiert, reklamiert und plaidiert werden; und so kam in den letzten Monaten das so zuversichtlich begonnene Jahr zu einem trüben Ende. Gern wäre Lauga länger geblieben; unter den veränderten Verhältnissen hatte sich die Notwendigkeit seines Daseins und seines Wirkens hundertfach gesteigert; er mußte aber fort; seine Familien- und Amtspflichten riefen ihn zurück. — Konnte sein Platz leer bleiben? Gewiß nicht. Aber wer sollte ihn ersetzen?

Gerade damals war von unserer Station am Senegal, Saint Louis, der einzige Missionar jenes kleinsten unserer Arbeitsfelder nach 5jähriger ununterbrochener Wirksamkeit auf Urlaub heimgekommen. Er hatte gerade eine Erholungszeit in Aernen im Wallis mit Frau und Kindern angetreten, als der Gedanke sich uns aufdrängte, er sei der einzige, der an Laugas Stelle eintreten könnte. Der Ruf kam zu ihm — und am selbigen Tage, am 20. Juli 1896, flog die telegraphische Antwort nach Paris zurück: „Ich stelle mich völlig zur Verfügung des Komitees". Und schon nach einem Monat waren die Reisevorbereitungen fertig. Ich hatte die zugleich süße und ernste Pflicht, dem teuren Freunde seine Instruktionen in Aernen selbst zu bringen. Hier fand ich ihn im schönen Familienkreise. Ich sagte ihm „Lebewohl; auf Wiedersehn". Leider soll das Wiedersehn erst jenseits stattfinden.

Es wird einem recht unheimlich zu Mute, wenn man bedenkt, in welcher schweren niederdrückenden Lage sich Benjamin Escande befand, als er nach der Abfahrt Lauga's, ein junger Mann von 32 Jahren, allein die ganze Last der Vertretung des Protestantismus und der religiösen Freiheit zu tragen hatte. Eine ungeheure Elastizität des Temperaments, eine rüstige, zähe, französisch-optimistische Soldatennatur, eine echte hugenottisch-biblische Kultur, wie sie sich in

derung religiöser Gebäude, und auf Grund dieses Beschlusses war es unsren Missionaren möglich, viele Kirchen wieder zurückzugewinnen.

Als ich im September 1898 in Ambositra ankam, bemerkte ich, kurz vor Eintritt in die Stadt, eine Gruppe von Männern und Frauen, welche in sonntäglichen Kleidern den Weg nach einer ferneren Ortschaft einschlugen. Eine der Frauen trug eine große neue Bibel. Ich schlug sie auf und hatte die Erklärung jenes feierlichen und doch fröhlichen Zuges. Der Inschrift nach sollte diese Bibel die Erinnerung an die Wiederbesitznahme von einer der gestohlenen Kirchen auf der Kanzel derselben forterhalten. Und als ich die Station selbst betrat, war ich nicht wenig überrascht, das Haus des Missionars voller hölzerner Kreuze zu finden. Es waren das die Reste der momentanen Okkupation der Kirchen durch die Katholiken; ein solches Kreuz habe ich auch als Andenken an jene Zeit samt einer Blechplatte mit der Inschrift „école protestante française“ mit nach Haus gebracht.

Jetzt sind nur noch 13 jener Gebäude im ganzen Madagaskar in den Händen unserer Gegner. Auch sie wurden später mehrere Male reklamiert, die Sache wurde aber amtlicherseits als durch Verjährung erledigt angesehen, und dabei ist es bis jetzt geblieben.

Freilich die Frage nach den Gebäuden ist eine geringfügige im Vergleich zu der Frage nach den Leuten selbst. Hier sollte ich eigentlich zur Statistik greifen. Aber ehrlich gestanden, hat mir die Zeit zu einer solchen Arbeit gefehlt; es galt nämlich, die Ziffern nicht nur abzuschreiben, sondern auch, sie zu wählen. Allerdings würde eine solche sorgfältig aufgestellte Vergleichung zwischen dem Einst der nationalen Unabhängigkeit mit dem Jetzt der neuen Verhältnisse eine bedeutende Mehrung sowohl der zu den katholischen Kirchen als Schulen gehörigen Bevölkerung offenbaren. Jene zusammen und das verhältnismäßige Stillstehn der protestantischen Fortschritte erscheint aber in einem ganz anderen Lichte, wenn man die Lage sogleich nach dem Kriege und vor unserem Eingreifen mit der heutigen vergleicht. Ein genaues Studium der Verhältnisse führt zu der Überzeugung, daß überall wo ernstlich gearbeitet und gekämpft worden ist, der Protestantismus seine alte Stellung nach und nach wieder erobert. Getrost kann man behaupten, daß keine Anstrengung, kein Opfer an Zeit, an Kraft, an Geld und an Leben verloren geht.

Hier sei es mir erlaubt, eine charakteristische Äußerung eines der Madagaskar-Jesuiten anzuführen:

durchzuführen, und man hat uns angedeutet, daß wir uns auf das völlige Zurückziehen der staatlichen Beisteuer gefaßt machen müssen. Obwohl dieser Beschluß uns besonders in Madagaskar beeinträchtigt, so wird vielleicht der Schaden nicht so groß sein, als man im ersten Augenblick glauben könnte. Bekanntlich haben die offiziellen Beiträge immer und überall die Folge, daß die Kosten des Unterrichts und der ganzen Schuleinrichtung gesteigert werden; dazu kommt, wie schon bemerkt, daß in Madagaskar infolge der katholischen Konkurrenz und des Vorhandenseins eines offiziellen Schulsystems die den freien Schulen verliehene Hilfe immer doch kärglich und unzureichend geblieben ist.

Aber, wie gesagt: die große Wohltat dieses zeitweiligen Einverständnisses zwischen Missionsschule und Staat wird hoffentlich die Einrichtungen, die sein Vorhandensein bestätigen, überdauern. Die verschiedenen Missionen, welche in Madagaskar das Evangelium verkündigen, sind einmal geblieben und werden auch, so Gott will, ferner bleiben. Nicht nur die Regierung und dieser oder jener Befehlshaber, sondern auch die öffentliche Meinung, gewöhnen sich nach und nach an die fremden Missionen als an einen stehenden Zug in der Physiognomie der Kolonie. Und obwohl Rückgänge und mögliche Erneuerung der alten Verleumdungen und Angriffe immer zu befürchten sind, so haben doch die Vorgänge in Madagaskar, und ich darf hinzufügen auch das Verhalten unserer Mission, dazu beigetragen, etwas mehr Einheit, etwas mehr Wohlwollen in die Gemüter zu bringen und wenigstens etwas von Vorurteilen zu beseitigen, die so oft Völker und Menschen unnötigerweise von einander fern halten.

Länger als ich es wünschte, habe ich mich bei jener ersten Aufgabe unserer Mission der Verteidigung und Befestigung der madagassischen evangelischen Kirche aufgehalten. Wir befanden uns nämlich hier in der Entstehungsperiode und es war natürlich, daß dabei die Persönlichkeiten, besonders diejenigen der jetzt entschlafenen Diener des Herrn, sowie auch die Verhältnisse etwas eingehender beleuchtet wurden. Jetzt kann ich aber schnell an dem übrigen Teile meiner Aufgabe vorübereilen, um noch etwas von den Rückwirkungen des übernommenen Werkes auf unser heimatliches Missionsleben berichten zu können.

punkt und das Bedürfnis nach einer Religion immer mehr empfindet, die das Verantwortlichkeitsgefühl des Individuums weckt. Drei bedeutende japaniſche Staatsmänner, die Grafen Okuma und Aoki, ſowie der Baron Maejima haben dem Bedürfnis nach einer Religion öffentlich Ausdruck gegeben und ſie verſtehen unter ihr das Chriſtentum.

Es mag hier angebracht ſein, auf die Urſachen einzugehen, weshalb das geſchäftliche Leben in Japan an einem ſo großen Mangel an Moralität leidet. Die Frage wurde mir oft geſtellt, weshalb das Wort eines Chineſen ſo gut wie Gold, und dasjenige eines Japaners wertlos ſei. Andere drückten ſich präziſer aus: „Warum ſind in China die Kaufleute völlig zuverläſſig und die Beamten korrupt, während in Japan die Beamten rechtſchaffene Leute ſind und die Kaufleute nicht vertrauenswürdig?“ Man gibt ſeiner Verwunderung oft darüber Ausdruck, daß dieſe beiden Völker in ihrem Geſchäftsleben ſo verſchieden ſind. Der Grund iſt jedoch völlig klar. Beide Nationen haben ſich unter der Einwirkung der Moral des Konfuzius entwickelt. Im Zentrum ſeiner Lehre ſtehen die fünf Beziehungen der Menſchen zueinander: der Eltern zu den Kindern, der Oberen zu den Untergebenen, des Ehemanns zur Ehefrau, der Brüder und der Schweſtern, und der Freunde. China betonte vornehmlich die Beziehung der Eltern zu den Kindern mit ihrem Korrelat: der kindlichen Pflicht. Die Familie nimmt die erſte Stelle ein, und alles, was dazu dient, ihr Dauer und Gedeihen zu verſchaffen, iſt ehrenhaft. Und weil der Handel das tut, ſo iſt er ein ehrenhafter Beruf, deſſen Ausübung auch ehrenhafte Grundſätze heiſcht. Darum kann man ſich auf den Chineſen als Kaufmann verlaſſen. Die Erfahrung der Jahrhunderte hat den Chineſen zu einem ehrlichen Manne gemacht in einem Berufe, der ſelbſt für ehrenhaft gilt.

Anders iſt es in Japan. Als vor ungefähr tauſend Jahren die Lehre des Konfuzius in dieſem Lande Eingang fand, übte der kriegeriſche Geiſt ſchon einen beſtimmenden Einfluß aus, und ſo kam es, daß die beiden Hauptbeziehungen der Menſchen zueinander eine Umſtellung erfuhren. Das Verhältnis des Herrn zum Abhängigen, mit ſeinem Korrelat der Loyalität, trat an die erſte Stelle. Der Staat war alles, und diejenigen, deren Tapferkeit und Treue die Grundfeſten des Staates ſtärkten, waren die geehrte Klaſſe. Loyalität und Bildung haben die zweiſchwertigen Samurai gemacht, und ſie wiederum haben Japan gemacht. Die Tugenden des Kriegers beſtehen in der Bereitwilligkeit, Familie, Leben, alles für den Fürſten zu opfern, in der Rechtſchaffenheit, der Einfachheit des Lebens und in der Verachtung des Geldes mit ſeinen verderblichen und entnervenden Verſuchungen. So kam es, daß der Kaufmann mit ſeinem weichlichen Leben auf die unterſte Stufe der ſozialen Rangklaſſe geſtellt wurde. Er wurde verachtet als einer, der Geld über alles ſchätzt, und der ſelbſt eine Lüge nicht ſcheut, wenn ſie ihm nur Gewinn bringt. Jahrhunderte geſellſchaftlicher Mißachtung haben den japaniſchen Kaufmann zu dem gemacht, was er iſt. Und wenn es auch einige Handelshäuſer gab, wie die Mitſuis, deren Wort ſo gut wie Gold war und noch iſt, ſo ſind das Ausnahmen. Das iſt der Hauptfaktor, der die niedere Geſchäftsmoral Japans verſtändlich macht. Aber jeder, der das Volk kennt, weiß, daß dieſes Übel

artigen Hilfs- und Waisenwerke der Pandita Ramabai ist bereits an anderm Orte (A. M. Z., 1901, 486) berichtet; leider befindet sich dasselbe neuerdings in großer finanzieller Schwierigkeit.

Die Madras Präsidentschaft bietet auch im letzten halben Jahrzehnt dem Missionsfreund viele teils erfreuliche, teils bedenkliche Züge von hoher Bedeutung. Beginnen wir im Westen mit der Basler Mission. Sie ist durch eine Krise hindurchgegangen betreffs ihrer industriellen Unternehmungen. Der allgemeine wirtschaftliche Druck, das Stocken von Handel und Wandel infolge der überhand nehmenden Pest machte sich empfindlich fühlbar; große Haufen von Vorräten waren unverkäuflich, die Produktion mußte stark eingeschränkt, zahlreiche Arbeiter teils entlassen, teils in der Arbeitszeit beschränkt werden. Das war um so schmerzlicher, als es sich dabei fast ausschließlich um Christen handelte, welche keinerlei andre Subsistenzmittel besaßen und also mit dem Versiechen dieser Einnahmequelle die Armenkassen der Gemeinden zu belasten drohten. Zudem schienen die ebenso im südlichen Malabar wie in Kanara aufstrebenden Konkurrenz-Ziegeleien selbst den Bestand der Basler Missionsziegeleien zu bedrohen. Es zeigte sich deutlich, wie gefahrvoll es ist, die Existenz der Christengemeinden auch auf noch so gut fundierte und geleitete Industrien zu gründen. Verfasser weilte gerade zur bedenklichsten Zeit an der Westküste und mußte sich überzeugen, wie durchaus unumgänglich nötig und im ganzen segensreich dieselben trotzdem sind. Die Krise ist gnädig vorübergegangen; die Arbeit hat fast im ganzen Umfang wieder aufgenommen werden können. Der Jahresbericht 1902 weist einen Reingewinn der Missionsindustrien von 239473 Fr. nach. Jedenfalls war die Notzeit eine ernste Mahnung, die Industrien nicht noch weiter auszudehnen, um nicht in noch höherem und bedenklicheren Maße von den wirtschaftlichen Konjunkturen abhängig zu werden.

Diese Mahnung war doppelt bedeutungsvoll in einer Zeit, wo zumal in Malabar Scharen von Heiden, zumal aus den niedern Schichten, verlangend an die Pforten der Mission klopften. Zumal im Bereich der Stationen Kodakal und Kalikut regte es sich mächtig. Allein im Bereich der Basler Mission hat sich weithin die Anschauung festgesetzt, daß sich Uebertretende in der alten Umgebung nicht behaupten können, sondern bei der Mission Arbeit und Verdienst finden. Da dieselbe neuerdings beim besten Willen nicht imstande ist, Scharen weiterer Arbeiter einzustellen, ist die Bewegung in Malabar in ein sehr langsames Tempo, teilweise ganz zum Stillstand, gekommen. Bei der Lage der Dinge bleibt der Basler Mission nichts andres übrig, als mit allem Nachdruck darauf zu dringen, daß die Konvertiten in ihrem alten Berufe bleiben, sich in ihrem Dorfe behaupten und sich selbst Arbeit suchen. Es wird einige Zeit dauern, bis die Malabaren das gelernt haben, und solange wird voraussichtlich die Basler Mission trotz aller treuen Arbeit still stehen. Die Mission hat einen Ausweg versucht, indem sie östlich von Tschombala in dem fieberreichen Hügellande am Fuße der Ghats, nahe dem Landgute Perambra des trefflichen, 1900 in Kalikut verstorbenen Christen Paul Karunagaram, ein ausgedehntes Latifundium kaufen wollte. Allein widrige Prozesse,

süchtigen heidnischen Kasten zu greifen entschlossen sind, um aufstrebende Kastenabteilungen niederzuhalten, — ein ernstes Memento für die Mission in ihren aufopfernden Bestrebungen zur Hebung der Kastenlosen.

In Madras ist am 1. Januar 1901 ein Denkmal für den hervorragenden freischottischen Schulmissionar Dr. Miller enthüllt, dessen Kosten fast ausschließlich von seinen dankbaren Schülern bestritten sind. Schon vorher war Dr. Miller zum Ehrendoktor der Theologie und Jura ernannt, mit dem hohen Orden des „Sterns von Indien" dekoriert und 1896 zum Moderator der freischottischen Generalsynode erwählt. Der der C.M.S. angehörige Prof. Satthianadan ist seitens der Universität Cambridge zum Doktor der Rechte ernannt, der erste Indier, dem diese Ehre zu Teil geworden ist. Zwei für Madras wichtige Ereignisse waren die südindische Missionskonferenz im Januar 1900 (Basl. M.-Mag. 1900, 237 ff.) und die Zehnjahrs-Konferenz im Dezember 1902 (A.-M.-Z. 1903, 275 ff.) auf die wir hier nicht näher eingehen, um die Rundschau nicht ungebührlich auszudehnen.

Ueberaus bedauerlich sind die Wirren in der Radschamundry Mission der am. Lutheraner (Gen. Council). Da es mir trotz aller Nachforschungen nicht gelungen ist, ein klares Bild von den letzten Gründen der Wirren und dem Charakter der am meisten beteiligten Missionare zu gewinnen, begnüge ich mich mit einem kurzen Resumé der Vorgänge. Seit längeren Jahren bestand zwischen dem Missionar H. Schmidt, dem Senior der Mission einerseits und fast allen anderen Missionaren andererseits eine so starke Spannung, daß ein friedliches Neben- und Miteinander-Arbeiten fast unmöglich war. Bereits auf mehreren Synoden in den Vereinigten Staaten (in Reading und Chicago 1899) waren diese Wirren verhandelt, aber auch die von der Generalsynode in Chicago zur Prüfung der Angelegenheit eingesetzte Kommission stellte sich auf Schmidt's Seite gegen seine Ankläger. Inzwischen waren die Missionare Mc. Cready, Kuder und Müller ausgeschieden, Holler war im Begriff zu gehen, und auch Arps hatte bereits seine Entlassung eingereicht, die Mission drohte aus den Fugen zu gehen. Da beschäftigte sich die Generalsynode zu Lima am 14. Oktober 1901 wiederum eingehend mit der heiklen Angelegenheit und ernannte eine neue Kommission von 12 unparteiischen Synodalen, denen alle vorliegenden Akten und das persönliche Zeugnis der auf Urlaub in der Heimat weilenden Missionare zugänglich gemacht wurde. Zwar erklärte der Missionssekretär Dr. A. Schaeffer ausdrücklich u. z. auch noch nach den Sitzungen der Untersuchungskommission, an denen er teil hatte: „es sei nie eine Klage gegen Schmidt vorgebracht; es sei alles Lüge und Verleumdung, was man gegen ihn sage." Trotzdem kam die Kommission zu dem überraschenden Ergebnis, der Generalsynode vorzuschlagen, daß 1) Missionar H. Schmidt abzuberufen sei, 2) von dem bisherigen Missionskomitee die Hälfte der Mitglieder auszuscheiden haben. Auf Grund welcher Akten dieser Beschluß gefaßt ist, läßt sich nicht nachprüfen, da sie offiziell verbrannt sind; man muß sich dabei beruhigen, daß der Beschluß einstimmig gewesen ist. Daß dem Dr. H. Schmidt zu einer persönlichen oder amtlichen Verteidigung keine Gelegenheit gegeben wurde, ist uns ebenso unbegreiflich, wie daß in die neue Missionsbe-

d. h. wenn sie als Stellvertreter Gottes und Lehrer der ganzen Kirche eine Lehre vortragen, welche den Glauben oder die Sitten betrifft. Der Abschluß eines Konkordates mit einer weltlichen Macht hat aber mit Glauben und Sitten, insofern es sich um eine Lehre handelt, nichts gemein.

Ich hoffe, daß Sie, im Interesse der Wahrheit, die Güte haben werden, Ihren Lesern diese Berichtigung mitzuteilen; es wird vielleicht manchen interessieren und auch belehren.

Hochachtungsvollst

Acker, Prov. der Väter vom hl. Geist.

Ich muß allerdings zugeben, daß ich den Abschluß von Konkordaten, bei welchen es sich, wie dort in Indien, um das Seelenheil vieler Tausende handelte, nicht für bloße Verwaltungssache gehalten habe. Ich rechnete sie zu der ex cathedra geübten Tätigkeit des Papstes. Indem ich von der Berichtigung Kenntnis nehme, kann ich mich jedoch nicht der Auffassung entschlagen, daß der zu bedauern ist, welcher neben dem Anspruch auf Unfehlbarkeit sich vor der Drohung eines kleinen irdischen Königs zurückziehen muß.

D. R. Grundemann.

Nachschrift des Herausgebers. Ich möchte mir die Frage erlauben: Gehörten die — noch dazu sich widersprechenden — Entscheidungen der Päpste in den bekannten Akkomodationsstreitigkeiten auch zu den bloßen Verwaltungssachen?

Literatur-Bericht.

Piolet, Père J.-B., S. C., La France au Dehors. Les Missions Catholiques Francaises au XIXe. Siècle, publiées sous la direction du — avec la collaboration de toutes les Sociétés de Missions. Bd. IV—VI, Imper. 8°, je 511 S.; Paris, Armand Colin, 1902—03. à 12 fr.

Die 3 letzten Bände[1]) des großartigen Prachtwerkes, das in seiner äußeren Erscheinung etwas Bestechendes hat, bestätigen bei näherer Betrachtung das Urteil, das wir (1903 S. 249 ff.) über die drei ersten abgegeben haben. Noch deutlicher tritt hier das Bestreben hervor, dem Werke den Anschein einer wissenschaftlichen Leistung ersten Ranges zu geben. Ja das Schlußwort spricht es unverhohlen aus: „Wenn diese Geschichte nicht ein Ruhmesdenkmal für den Katholizismus wäre, würde sie immer noch ein Beitrag von seltener Bedeutung zur Wissenschaft vom Menschen sein.“ Was die ethnographischen Darlegungen in den das Land und die Leute behandelnden Abschnitten betrifft, so kommen sie wenig über ganz allgemeine kompendiumartige Angaben hinaus. Es werden gelegentlich Autoritäten zitiert. Aber von selbstständiger wissenschaftlicher Arbeit ist nichts zu spüren. Die von verschiedenen Verfassern bearbeiteten Abschnitte sind verschieden ausgefallen. Hier und da ist wohl der Anlauf genommen, den Gegenstand in eleganter Anschaulichkeit zu behandeln, und einzelne Partien eingehender vorzuführen. Aber es bleibt

1) IV Afrika, V Ozeanien mit Madagaskar, VI Amerika.

Wie kommt man zur Fruchtbarkeit? — das ist die Frage, die mancher in sich bewegt. Schöpferische Macht ist das Vorrecht der Majestät Gottes. Nur er hat sie und nur er kann sie geben. Sie ist ein Geheimnis. Er allein kann unser Wort zur Tat, zur Macht, zum Leben machen. Und wie er das macht, das sagen uns Jesu Worte.

Er verbindet mit einander Sterben und Wirken.

Das ist die Regel, die seinen Lebenslauf regiert. Und darum regiert sie auch unseren.

Als Jesus diese Worte sprach, da umrauschte ihn der Jubel seines Volkes und auch die Heiden drängten sich an ihn. Ein berauschender Erfolg. Welch ein Anblick, der das Herz schwellen macht! Die Juden und die Griechen! Weltmission! Wie nahe lag da der Gedanke: nun geht es vorwärts, jetzt sind wir am Ziel. Die große Frucht ist da, das Volk ist gewonnen. Die Begeisterung steckt an und reißt hin. Ein scharfblickender Denker hat einmal gesagt: wer jemals eine Volksmenge hat wütend heulen hören, der muß mit einem Fuße im Himmelreich stehen, wenn sein Herz nicht beben soll. Aber ebenso richtig ist es, daß der, der sich durch den Beifall der Menge, durch ihre Begeisterung nicht betören lassen will, mit beiden Füßen im Himmelreich stehen muß. Ein Kollege hat gesagt, man merke es der Erzählung der Evangelien an, daß Jesus sich in diesen Tagen auf die Begeisterung des Volkes stütze und daß er darum hoffnungsfreudig sei. Aber weil Jesus wohl vor Gott, aber nicht vor dem Volke gezittert hat, so hat er auch wohl über Gottes Liebe, aber nicht über die Begeisterung des Volkes gejubelt. Er macht sich keine Illusionen. Freilich weiß er mit dem Machtbewußtsein des Sohnes Gottes, daß alle Leute ihm gehören und daß einst die eine Herde zum einen Hirten kommen wird. Aber die Begeisterung, die er jetzt vor sich sieht, das ist nicht die viele Frucht, die ihm sein Vater verheißen hat. Das sind Blätter aber keine Früchte. Ehe er zu der Ernte kommt, wo die Fülle der Heiden eingeht und auch Israel zu ihm bekehrt, selig wird, muß er durch den Tod hindurch. Warum das? Wenn er für sich selbst gelebt, geworben und gewirkt hälte, dann hätte er an diesem Erfolg Freude haben können. Denn diese Begeisterung hat er für sich selbst erworben. Sie gilt dem großen Wundertäter, dem mächtigen Redner oder wenn ich es einmal modern ausdrücken soll, dem genialen Menschen. Aber die Leute,

sich alle Kniee beugen. Er hat den großen Namen erhalten, der über alle Namen ist. Er erntet die hundertfältige Frucht. So macht auch Gott aus dem bescheidenen, stillen und verborgenen Dienst, der vor der Welt keine Ehre bringt, die reiche Frucht. Er schafft sich aus so viel unscheinbarer, zersplitterter Arbeit, aus so viel Stückwerk und Flickwerk die große Gemeinde, er macht für uns selbst oft unbemerkt unser Wort zur Kraft, zum Geist und zum Leben. So geschehen in den unscheinbarsten Verhältnissen auf dem kleinsten Dorf für die Leute und auch für die Täter selbst unbemerkt die großen Taten Gottes, die ewige Bedeutung haben und mit ewigem Danke belohnt werden. Amen!

Das Werk der Pariser Mission in Madagaskar.[1])

Von Direktor Boegner in Paris.

Daß es bei dem anfänglichen Eintreten für die aufgenommene evangelische Sache nicht auf die Dauer bleiben konnte, ist schon aus dem bereits Gesagten klar geworden. Habe ich doch von der Übernahme und Zurückgabe von Schulen seitens unserer Gesellschaft berichtet. Daß wir irgend etwas von der Last des Werkes selbst übernehmen sollten, war uns von der ersten Stunde an klar; was aber dieses Etwas sein sollte, wußten wir noch nicht. Zweierlei war es, was wir im voraus für wahrscheinlich ansahen: erstens, daß wir einen Missionar oder Pastor als ständigen Vertreter der protestantischen Interessen in Madagaskar anstellen müßten, und zweitens, daß eine gut eingerichtete französische, evangelische Schule die eigentliche Befriedigung des durch die Eroberung entstandenen Bedürfnisses bilden sollte. Noch nach Ostern 1896 erhielten wir einen Brief von Krüger, der dieses Programm festhielt, obwohl damals schon ein viel umfassenderes Werk vorausgesehen werden konnte.

Aber was damals nur als eine unklare Ahnung vor uns lag, gestaltete sich in die festen Züge einer gebieterischen Pflicht, als die trübe Zeit des fahavalischen Aufstandes und die Unterdrückung des-

---

Berichtigung: Es ist zu lesen S. 131 Z. 2 v. u. statt wechselnde: wachsende; S. 132 Z. 20 v. o. statt nur: war; S. 137 Z. 3 v. u. statt und zwar: ebenso wie. S. 139 Z. 12 v. u. ist 2) einzusetzen.

festen Gang zu schaffen. Die Zukunft wird zeigen, wie viel in dieser Hinsicht durch Bianquis treue, unermüdliche Arbeit ausgeführt worden ist.

Von der Organisation selbst ist es unmöglich, etwas bezeichnendes zu sagen, ohne in das Detail einzugehen. Besonders das Schulsystem muß ich, leider, dahingestellt sein lassen, um so mehr als es sich gerade in einem Stadium der Veränderung und Vereinfachung befindet. Die nahe bevorstehende Aufhebung aller offiziellen Unterstützung wird zur Folge haben, daß wir das Schulprogramm nunmehr einfach und allein den Bedürfnissen des Werkes anpassen können. Das schließt natürlich keine unsrer höheren Schulen aus; nach wie vor werden wir unser so viel als möglich vollständiges Schulsystem behalten, nur hie und da vereinfacht und ohne die früheren doppelten Anstalten, wie zum Beispiel in Tananarivo, wo wir bis jetzt infolge verschiedener Methoden zwei höhere Knabenschulen und zwei höhere Töchterschulen unterhalten mußten.

Was die Kirche betrifft, so begnüge ich mich mit zwei Bemerkungen: da wir einmal ein eigenes Missionswerk besitzen, so ist es natürlich, daß wir es auch einrichten, wie es uns am besten erscheint. Unser Bemühen ist es, den von uns anerkannten Gemeinden wie auf unsern anderen Arbeitsfeldern die Vorteile des presbyterianisch-synodalen Systems zu sichern und überhaupt so viel als möglich Festigkeit und Ordnung in das Leben der Kirche einzuführen. Aber bei aller Unabhängigkeit gegenüber den anderen Missionen ist es nicht unsere Absicht, eine neue, von den jetzt bestehenden independentischen Gemeinden verschiedene Kirche zu gründen. Unsere Gemeinden vereinigen sich mit denjenigen der Londoner und der Quäker in verschiedenen regelmäßigen Versammlungen, namentlich in den oft erwähnten Isan enim Tolnie- und Isan kerin taone-Versammlungen (wörtlich: alle sechs Monate, alle Jahre), wo sich die Einheit der madagassischen Christen bewährt und bejaht. Unsere Hoffnung ist, mit Gottes Hilfe nach Kräften die große eine madagassische Kirche aufzubauen, an der auch die Norweger und sogar die Hochkirchlichen, ohne es zu wollen, arbeiten.

IV.

Die Rückwirkungen des Werkes in Madagaskar auf das Missionsleben in der Heimat.

Eine Frage, welche eigentlich wieder einer längeren Erörterung

innern, daß gerade in den letzten Jahren die Gesellschaft durch Gottes Hand auf zwei neue Arbeitsfelder geführt worden war: einmal am Sambesi, wo Coillard seit 1884 an der Gründung unserer Barotse-Mission arbeitete, und dann in dem französischen Kongostaat, wo sich ebenfalls eine Mission in der Gründungsperiode befand. Es ist nicht zu verwundern, daß unter solchen Verhältnissen unserer Gesellschaft öfters und mit Nachdruck der Rat gegeben wurde, die nichtkolonialen Missionsfelder aufzugeben und einer anderen, z. B. einer englischen Gesellschaft abzutreten. Solche Ratschläge der Rechnungspolitik waren uns schon lange gegeben worden; nicht zu verwundern ist, daß sie der madagassischen Sache gegenüber mit doppeltem Nachdruck erteilt wurden. Ich sehe es aber als eine göttliche Gnade an, daß es unseren Leitern gegeben ward, nicht auf solche Ratschläge einzugehen, sondern der Rechnungspolitik die Glaubenspolitik entschieden vorzuziehen, welche es als Grundsatz ansieht, nur dann einzugreifen, wenn man sich des göttlichen Willens so viel als möglich vergewissert hat, aber dann auch rüstig einzutreten und nichts fahren lassen in der festen Zuversicht, daß wenn Gott einem ein Werk auflegt, er auch die nötigen Mittel dafür verschaffen wird.

Ich weiß nicht, ob Ihnen dies etwas schwärmerisch erscheinen wird? Ich halte es für elementare Wahrheit in der Missionsarbeit, die sowohl schriftgemäß als geschichtlich begründet ist, auch in der Sache Madagaskars durch Tatsachen belegt werden kann. Unzweifelhaft ist es mir, daß nichts von dem Aufschwung, von dem wir Zeuge waren, stattgefunden hätte, wenn wir die nötigen Mittel zum Eingreifen in Madagaskar von einem einfachen Versetzen unserer Kräfte erwartet hätten, wie zum Beispiel durch das so oft geratene Abtreten der Basutomission an eine englische Gesellschaft, und das Versetzen unserer Basutolandmissionare nach Madagaskar. Abgesehen davon, daß ein derartiges freiwilliges Preisgeben eines aus den Tiefen der heiligsten Liebe geborenen Missionskindes eine moralische Unmöglichkeit ist, so würden eigentlich keine der erhofften Vorteile daraus entsprungen sein. Anstatt der gewaltigen Waffenergreifung, welche stattgefunden hat, hätten unsere Kirchen ruhig dem vermeintlichen Austausch beigewohnt, ohne eine Ahnung davon, daß der Sache eigentlich durch eine Aufopferung des eigenen Fleisches und Blutes gehörig gedient werden konnte. Aber noch mehr: wäre der *erste* Schritt unseres Unternehmens in Madagaskar eine Lossagung

14 Stationen, an die sich nicht weniger als 790 Einzelgemeinden angliedern mit 56473 Christen.[1]) Von Anfang an waren die Gemeinden der Norweger fester gefügt und besser geordnet als die mit der Howa-Staatskirche verbundenen Massengemeinden der Londoner. Ganz anders als dort behielten hier die Missionare die Oberleitung in der Hand; vor allem ließen sie sich die Bildung eines tüchtigen eingeborenen Pastorenstandes angelegen sein, was die Londoner auf dem platten Lande nur allzusehr versäumten. Nicht verhindern konnten sie freilich, daß auch bei ihnen viel Namenchristentum herrschte, dem die Missionare durch Einrichtung von Wochengottesdiensten, Sonntagsschulen, Gründung von Vereinen u. s. w. nach Kräften entgegenzuwirken suchten. Das Howareich endete ruhmlos im Kriege gegen Frankreich. Der Sturz des evangelischen Königtums verursachte den Norwegern nur wenig Schaden. Doch der in den unruhigen Zeiten ausbrechende Fahavalo-Aufstand, eine Reaktion des sich mächtig regenden madagassischen Heidentums gegen alle Europäer und das Christentum richtete arge Verwüstungen an. Mit tiefem Schmerze sahen die Missionare ganze Gemeinden abfallen. So manche ihrer „Christen" beteiligten sich an der schrecklichen Belagerung, die die Station Sirabe 1897 auszuhalten hatte, bei der das mit der Station verbundene Aussätzigendorf zerstört wurde. So manche Kirche in Nordbetsileo ging in Flammen auf. Eine verhängnisvolle Folge des Aufstandes war die Ersetzung des protestantischen Generalgouverneurs Laroche durch den Katholiken Gallieni, der freilich durch sein tatkräftiges Eingreifen den Aufstand bald erstickte, aber den Jesuiten in ihrer Protestantenverfolgung damals freie Hand ließ. Die Londoner Mission erlitt hierdurch bekanntlich die schlimmsten Verluste, doch auch bei den Norwegern sah es traurig genug aus. Das äußerste wurde hauptsächlich durch das tatkräftige und aufopfernde Eingreifen der französischen Protestanten abgewandt. Nach und nach füllten sich die Lücken wieder, die Verluste der Norweger wurden bald wieder eingebracht, der Jahresbericht von 1898 zählt schon wieder 46230 als Gesamtbestand des Inlandes; aber mit Schrecken sahen die norwegischen Missionare, wie wenig gefestigt gegen solche Stürme doch noch die Mehrzahl ihrer Christen war, und ersehnten und erflehten eine innere Belebung und Erneuerung ihrer Gemeinden.

Da begann im Jahre 1900 eine Erweckungsbewegung um sich

1) Siehe Jahresbericht 1902.

merksamkeit erregte und überall begeisterte Anhänger der „Apostel“ schuf, war die Kunde von wunderbaren Heilungen. Im Vertrauen auf Jesu Wort Mark. 16, 18 habe man, so heißt es, zuerst gewagt, auf einen Aussätzigen die Hände zu legen, und er sei genesen; bald seien auch Taube und Stumme durch Handauflegung geheilt worden. Um die Mitte des Jahres 1900 ließ ein eingeborener Pastor im Bezirk der Station Soavina in Nordbetsileo Rainisoalambo bitten,[1]) zu ihm zu kommen und die Hand auf ihn zu legen, daß er gesund würde. Da machte sich Rainitiaray mit zwei andern Aposteln, Radaniela und Rapetera, alle drei von ihren Frauen begleitet, auf den Weg. Unterwegs redeten sie zu den Leuten, die in Mengen zusammenströmten. Sie waren noch nicht bis Soavina gekommen, als der Beamte von Sirabe sie gefangen nehmen ließ, weil er eine Beunruhigung der Bevölkerung fürchtete. Dies Märtyrertum war natürlich nur geeignet, den Ruhm der „Apostel“, die sich geduldig abführen ließen, zu erhöhen. Von Sirabe nach der Provinzialhauptstadt Betafo gebracht, wurden sie, weil sie keinen Paß hatten, zu einer Geldstrafe von 5 Frcs. verurteilt und aus Nordbetsileo verwiesen. Von Tausenden umgeben, kehrten sie zurück, um in Talavia an der Grenze von Mittelbetsileo (Ambositra) Halt zu machen. Jener kranke Pastor, der sie hatte rufen lassen, ließ sich trotz seiner großen Schwäche zu ihnen tragen und ward gesund. Drei Wochen blieben sie hier, selbst aus Imerina strömten die Leute herbei. Jeden Tag fanden mehrere Versammlungen statt, das Haus faßte die Menge nicht. Von mannigfachen Heilungen wird hier berichtet. Ein eingeborener Arzt, Dr. Salomon, der, obwohl getauft, dem Christentum kühl gegenüberstand, ward selbst ein begeisterter „Jünger des Herrn.“ In einem Briefe[2]) verbürgt er sich für drei Fälle von Heilungen, einer unterleibskranken Frau, eines Mannes mit einer Lähmung im linken Arm und eines andern mit tuberkulösem Aussatz, bei dem sich nach der Handauflegung auf dem ganzen Körper Knoten bildeten, die nach Absonderung von blutigem Eiter vertrockneten. Bei den sonst berichteten Heilungen vermißt man die Augenzeugenschaft eines Missionars, manche Heilungen werden auch als nur vorübergehend erwähnt. Starke seelische Erregung hat gewiß viel zu manchen „Heilungen“ beigetragen. Wieweit die hoch-

1) A. a. O. 1901. S. 11 f.
2) A. a. O. 1901. S. 182.

Unseres Herrn Jesu Christi Gnade und Friede sei mit Euch. Amen.

Für Geförderte hatten Rainitiaray und seine Begleiter besondere Unterweisungen abgehalten, in denen die Schriftstellen von der Bruderliebe, der rechten Bekehrung, der Teufelaustreibung, Gebetsheilung und von baldiger Wiederkunft Jesu behandelt wurden. Diejenigen, die geeignet und bereit erfunden wurden, ihre bisherige Lebensstellung aufzugeben und überallhin zu gehen, wohin sie gerufen würden, hießen Apostel; diejenigen, die in ihrem Wohnort bleiben und die Erweckten pflegen sollten, wurden als Hirten eingesetzt.

Bis nach der Landeshauptstadt Antananarivo drang die Bewegung. Der Lehrer Ramarjauna, ein ernstgesinnter und hervorragend tüchtiger Mann, vernahm von der Bewegung, hielt in der kleinen Gemeinde der Norweger Gebetsversammlungen und bat im Anfang des Jahres 1901[1]) Rainitiaray zu kommen. Aber die fünf Apostel, die daraufhin sich aufmachten, wurden bereits südlich von der Hauptstadt gefangen genommen, weil sie „Aufläufe veranstalten", d. h. sie hatten in einem Hause eine Betstunde abgehalten und sich dann zur Ruhe begeben; aber trotz der verschlossenen Türen und Fenster sammelte sich eine große Menschenmenge vor dem Hause an. Für dies Vergehen wurden sie jeder zu 100 Frcs. Geldbuße verurteilt. Drei von ihnen wurden sofort von Verwandten ausgelöst — für die beiden andern waren auch bald die 200 Frcs. aufgebracht — und hielten dann in der den Norwegern gehörigen Schule Versammlungen, deren Verlauf eine eingeborene Lehrerin mit Begeisterung schildert. Auch von andern Gemeinden der Hauptstadt waren viele herbeigekommen. Einige brachten Kranke in der Hoffnung, daß die Apostel sie heilen würden; aber sie taten es nicht, da die Obrigkeit ihnen gedroht hatte, sie nach Bourbon zu verbannen, wenn sie öffentlich predigen oder heilen würden. Eine Menge Menschen hatte sich vor dem Hause angesammelt, um die wunderbaren Männer zu sehen. Sie warteten von 4 Uhr nachmittags bis Mitternacht; aber die „Apostel" flüchteten auf den Hausboden. Die Schreiberin (der Brief ist an Dr. Borchgrevink, den Vorsteher der Inlandsmission und seine Frau gerichtet) ist selbst ganz ergriffen:

„Es ist erfreulich, diese Bewegung des Geistes um uns zu sehen. Eine kleine Erstlingsfrucht beginnt sich schon hier in der Stadt in unserer Gemeinde in Ambatovinaky zu zeigen. Es ist ein „Verein der jungen Christen" gebildet.

1) a. a. O. 1901. S. 156. 187 f.

zwingen Gott nicht; tu mit mir, was du willst.“ Da begann er uns zu verfluchen und zu verhöhnen. Als er es eine Weile so getrieben hatte, sagte er: „Euer Gott scheut die Sonne, wo ist euer Karatra (Ausweispapier)?“ Nachdem er es untersucht hatte, sagte er: „Geht nach Hause nach Betsileo und tut hier keine Wunder bei uns! Ich höre, daß ihr törichte Leute weise macht und Lahme aufrichtet, aber ihr seht mir nach nichts anderem aus, als einfache Maurer und Wegearbeiter, und ihr wollt Wunder tun? Packt euch heim nach Betsileo, zu den dummen Leuten da!“

Endlich gingen wir weg. Wir beide wandten uns zurück und kamen hierher nach Imalaho und wissen nicht, wie lange wir hier bleiben oder wohin er uns führen wird. Petera und, die mit ihm sind, sind in Vonizongo (Landschaft westlich von Antananarivo). Josefa und Rainivela in Imiauzorano. M. Delord (von der Pariser M.-G.) in Ambatomanga (in der Nähe von Antananarivo) hat uns gebeten zu kommen, und John und Ramajaon sind dorthin gegangen. Joela verließ uns, als wir in Fisakana (Nordbetsileo) waren, und wir haben ihn seitdem nicht gesehen. Betet für uns!

Der Herr zeigte eines Tages seine Herrlichkeit. Ein Blinder erhielt sein Gesicht, und Lahme wurden aufgerichtet. Betet für uns!

Das Volk hier dürstet nach Gottes Wort, aber wir sind so wenig. M. Paul in Anasibe schickte nach uns, aber wir haben keinen zu senden, und wir selbst können nicht dorthin gehen.

Vom Zustand der Jünger hier wollen wir etwas schreiben; denn der Herr hat uns nicht verlassen. Das Volk in Ambohimalaza (östlich von Antananarivo) hatte auf uns gewartet und als wir kamen, begleiteten uns viele zur Stadt. Und wir waren einige Tage bei ihnen, und als wir nach Soabina gingen, folgten sie uns, ebenso wie nach Ambohimasina und nach allen Orten. Und nicht bloß diese, sondern viele längs des Weges gingen mit und wollten sich nicht von uns trennen. Einige wollen uns so weit wie nach Soatanana folgen, ehe sie zurückkehrten. Sie waren auch willig, mit uns ins Gefängnis zu gehen.

Betet für uns, daß wir mögen bewahrt bleiben in Demut! Lebt wohl! Das sagen Rainitiaray und Jeremiasy.

Von der Art, wie Rainisoalambo mit seinen Schülern umging, gibt Missionar Rustad in Sirabe ein anschauliches Bild[1]). Ein Mann, der über einen Monat in Soatanana gewesen war, erzählte:

„Wir waren ungefähr 150 Schüler. Als wir eines Morgens versammelt waren, kam Rainisoalambo mit seiner Bibel. Die Stelle, die er uns an dem Tage auslegen wollte, war Joh. 13, 34. 35. Er las die Verse uns einigemale vor und sagte dann: Nun könnt ihr gehen; kommt in 3 Tagen wieder. In diesen Tagen gab er genau acht auf unser Benehmen; als wir zur festgesetzten Zeit wieder versammelt waren, trat er zu mehreren von meinen Genossen und sagte: Ihr könnt wieder nach Hause gehen; denn ihr habt durch euer liebloses Betragen in diesen drei Tagen gezeigt, daß ihr das Wort nicht

1) a. a. O. 1901. S. 415.

Pfingsten an und wandten kritiklos einzelne Herrenworte auf die Gegenwart an. Die Betonung des „neuen Gebots der Liebe“ (und das dadurch bedingte Vorherrschen der echtchristlichen Ethik) war doch gewissermaßen nur ein glücklicher Griff oder vielmehr ein Zeichen der lauteren Gesinnung der Träger der Bewegung und die Gewähr für ihre Gesundheit; harmlos mochte immerhin noch der Apostelname sein, den übrigens einige auf Wunsch der Missionare in „Sendboten des Herrn“ umwandelten; bedenklich aber waren die Gebetsheilungen verbunden mit Handauflegung und Teufelsaustreibung. Alles Böse kommt vom Teufel, so war etwa der Gedankengang, alle Sünde und alle Krankheit; Christus ist erschienen, daß er die Werke des Teufels zerstöre. Wer also Christo angehört, dem darf der Teufel nichts mehr anhaben. Christi Jünger erhalten alles, um was sie bitten, durch Gebet und Handauflegung geht die Kraft des heiligen Geistes von einem auf den andern über, folglich können die „Jünger“ den Teufel der Krankheit austreiben. Missionar Johnson in Betafo machte[1]) bei aller Anerkennung der erfreulichen Seite der Erweckungsbewegung, folgende Bedenken geltend:

1. Es scheint, als ob Handauflegung und Teufelsaustreibung das ist, was den Menschen zum Christen macht, anstelle der Taufe, der Buße und des Glaubens. Es ist zu befürchten, daß manche sich dadurch von der Pflicht befreit erachten, sich zu bekehren und dem Teufel und allen seinen Werken zu entsagen, weil sie das den Teufelaustreibern überlassen. Es muß unchristliches Richten entstehen, wenn die einen die Handauflegung empfangen, die andern aber sie nicht zu bedürfen meinen. 2. Es ist zu befürchten, daß die Vermengung von Teufelsaustreibung und Heilung die Ehrlichsten zur Verzweiflung bringt, wenn sie trotzdem von ihrer Krankheit nicht befreit werden. 3. Es ist vorgekommen, daß Heiden oder Ausgeschlossene ohne weiteres der Vergebung versichert und Jünger des Herrn genannt wurden. 4. Rainisoalambo als Empfänger von Offenbarungen wird eine Art Mittler zwischen Gott und den Menschen, ein neuer Papst.

Mit dem schnellen Umsichgreifen geriet die Bewegung in der Tat in die Gefahr der Verflachung. Für die große Menge war doch das Gesundmachen die Hauptsache. „Die Gesundmacher kommen!“ das war der Ruf, der den Aposteln voranging und die Neugierde aufs äußerste erregte. Arzenei zu nehmen, galt geradezu als ein Zeichen des Unglaubens. Ein „Hirte“ brachte es sogar fertig, seiner kranken Kuh die Hände aufzulegen. Etliche der „Apostel“, besonders jüngere, bewiesen große geistige Unreife. Die vorsichtige

1) a. a. O. 1901. S. 228 ff.

Eine Zeitlang schien es, als wenn diese Erweckungsbewegung das Schicksal so mancher früheren teilen, in Schwärmerei ausarten und die besonneren Elemente abstoßen würde. Weihnachten 1900 fand bei Rainisoalambo in Ambatoreny eine große Versammlung der „Jünger" statt. Die Erwartung war aufs höchste gespannt, große Dinge sollten kommen, chiliastische Schwärmerei verband sich bei vielen mit nationalem Fanatismus. Nach Neujahr sollte nur noch eine Sprache in der Welt sein, die alle können würden, ohne sie zu lernen (natürlich entweder Madagassisch oder Französisch). Auf dem Felde dort soll in den Tagen ein großes Feuer eine Woche lang gebrannt und einen Stein, so groß wie eine Kirche, verzehrt haben. „Als die Apostel nach Neujahr zurückkamen", erzählt Pedersen, „waren wir rein unmöglich. Jonasy sagte gerade heraus, daß alle Missionare, die nicht mitgehen wollten in dieser Bewegung und sich nicht die Hände auflegen lassen wollten, aus dem Lande verjagt werden würden, — doch nicht von Menschen, sondern von Gott. Nach diesem starken Satz sagte er: ‚Ich bin gewiß, daß der Tag kommen wird, da unsere Missionare vor uns niederknieen und um die Handauflegung bitten.' Das sagte er in der Stationskirche." Das war dem Missionar doch zu viel. In mehreren ausführlichen Besprechungen mit Pastoren und Lehrern und den „Aposteln" legte er seinen Standpunkt mit solchem Nachdruck dar, daß die Apostel bescheidener wurden, sogar schon Versammlungen ohne Handauflegung hielten.

Verschiedene Umstände wirkten zusammen, daß die Bewegung ihre Sturm- und Drangperiode überwand und gesunde Bahnen einschlug. Zunächst war es die aufrichtige Demut der Leiter, wodurch der ersten und hauptsächlichsten Gefahr jeder Erweckung: der Selbstgerechtigkeit, dem geistigen Hochmut, dem lieblosen Aburteilen über andere auch bei den Aposteln und Hirten und Jüngern am besten entgegengewirkt wurde. Sodann ernüchterten sich viele schwärmerische Gemüter, als die Prophezeiungen und Hoffnungen nicht eintrafen, als Kranke trotz der Handauflegung starben. Eine schwere Fieberepidemie kam hinzu, in der doch schließlich die meisten ihren „Glaubensstandpunkt" verließen und Chinin nahmen.

Ferner nötigte eine sonderbare heidnisch-christliche Nebenbewegung, so verworren sie an sich war, die Ernstgesinnten zu

1901, zu denen Hunderte von Abgesandten der Einzelgemeinden kamen, ihre Erfahrungen austauschten und hörten, was die Missionare darüber zu sagen hatten. In öffentlichen Besprechungen und im Gespräch unter vier Augen, in Predigten und Aufsätzen in dem christlichen Gemeindeblatt, in kleineren und größeren Versammlungen machten die Missionare auf Irrtümer aufmerksam und halfen so gut es ging durch positive Belehrung der Bewegung über die unruhigen Zeiten hinweg, eine freilich oft mit Undank belohnte, aber doch schließlich höchst segensreiche Tätigkeit. Die Londoner Missionare verhielten sich dagegen dieser auch auf ihre Gemeinden, besonders in Nordbetsileo übergreifenden Erweckungsbewegung gegenüber wesentlich mißtrauischer. Auch die Pariser Missionare konnten sich nur schwer entschließen, gutes von der Bewegung zu erwarten. Missionar Gaignaire[1]) in Ambositra (Mittelbetsileo) spricht die Befürchtung aus, daß eines Tages diese schöne Bewegung auf Abwege geraten und scheitern wird, lobt aber den Eifer der davon Ergriffenen und erzählt selbst, daß er 50 Personen, die von der Erweckung erfaßt waren und um die Taufe baten, ohne Vorbereitung getauft habe, so unmittelbar sei ihm die Gewißheit geworden, daß sie der Hauch von oben berührt habe. Maroger[2]) in Tsiafahy (Imerina) berichtet von den Erweckungspredigern:

„Sie haben Imerina erreicht; es sind Männer des Volkes, einfach, ohne große Bildung, aber fest an der Bibel hängend, von erprobter Selbstlosigkeit." Im Anschluß daran bemerkt der Konferenzbericht der Pariser Missionare: „Man steht vor einer tatsächlichen Kundgebung des Geistes Gottes. Wohl mischen sich bizarre Elemente hinein, aber das ist oft geschehen, wenn der Geist Gottes wehte, besonders nach unruhigen Zeiten. Eine wahrhaft nationale Erweckung madagassischer Christen, eine religiöse Bewegung der Eingeborenen konnte keine andre Gestalt gewinnen, als den Enthusiasmus dieser einfachen Leute, die die Fülle der Geistesgaben mit einem Male ergreifen wollen. Pflicht der Missionare angesichts einer solchen Bewegung ist es, ihr mit Sorgfalt zu folgen, sie soviel als möglich zu leiten. . . . Die drei Distrikte Ostimerinas Tsiafahy, Anibatomanga und Anosibe haben den Vorzug gehabt, den Besuch der Apostel zu erhalten, und stehen gegenwärtig vor einer erfreulichen Bewegung."

Die katholischen Missionare verhielten sich natürlich dieser auf evangelischem Boden entstandenen, auf die Bibel allein begründeten Bewegung völlig ablehnend und gingen soweit, diejenigen aus

1) Journ. des Miss. 1901. I. 436.
2) a. a. O. 1902. I. 65.

Getaufter. — Der Pastor Eliasy kam eines Tages und sagte, er hätte gelobt, ein Monatsgehalt zu opfern, wenn die Erweckung in seine Parochie käme. Die 20 Franks wurden in die Gemeindekasse gelegt. Ein ehemaliger Lehrer, der vor mehreren Jahren ausgeschlossen und nun bekehrt war, gab als Dank für die ihm widerfahrene große Gnade ein Reisfeld, dessen Steuern er aber selbst weiterzahlen wollte. Ein armer Senftenträger gab ein Viertel seines Lohnes zurück für den Herrn.

Rustadt aus Fisakana (Nordbetsileo) kann von einem Zuströmen zum Taufunterricht berichten; aber auch von erfreulicher Opferwilligkeit. Bestimmte Opfertage sind eingerichtet. Eine Versammlung faßt einstimmig nach Gebet und Gesang den Beschluß, die Kirchenbauten selbst zu übernehmen. Es wird eine große Kirche im Wert von 3000 Frcs. erbaut. Jeder Christ, ob Mann oder Weib, arbeitet einen oder mehrere Tage als Tagelöhner auf dem Reisfelde und gibt den Tagelohn, 20 Cent. in die Kasse der Gemeinde. Ambohimanga (du Sud) hatte 1902 bei 272 erwachsenen Gemeindegliedern 1022 Kommunizierende und 102 Taufen. In Betafo wuchs die Zahl der Kommunizierenden in vier Jahren von 4000 auf 12000 an, in Sirabe wurden in einem Jahr fast 1000 getauft. Die Erweckten tragen ständig Bibel und Gesangbuch unter ihrer Lamba in einem Beutel.

Liebliche und erbauliche Züge werden erzählt von innigem Glaubens- und Gebetsleben, von neu erwachtem Eifer der Pastoren und Lehrer, von seligen Sterbebetten, wo des Todes Bitterkeit überwunden ist, von übervollen Kirchen, von Glaubenszeugnissen, lebhafter Teilnahme an der Liturgie und den Taufhandlungen. Besonders wertvoll ist die im Gefolge der Erweckung aufgetretene Anstrengung, mehr als bisher für die kirchlichen Bedürfnisse selbst zu sorgen. Die Gemeindebeiträge beliefen sich im ganzen im Jahre 1898 auf 5042 Frcs., 1900 auf 11865 Frcs., 1901 auf 15105 Frcs., 1902 auf 20965 Frcs., eine Steigerung, die um so anerkennenswerter ist, als Fieberepidemieen, Dürre, Heuschrecken und die hohen Abgaben an die Regierung drückend auf den Gemeinden lagen und die madagassische Christenheit erst in den ersten Anfängen der Selbständigkeit steht. Die Anforderungen, die an die Christen gestellt werden, werden in jeder Beziehung größer. Wenn Meeg gerade aus Soatanana, dem Herd der Bewegung, ein Zurückgehen des äußeren Wachstums der Gemeinde berichtet, so stellt er dies selbst als eine Wirkung innerer Konsolidation und größeren Ern-

von ihnen konnte er sie ermuntern, ihr Werk fortzusetzen, aber auch stetig auf der Hut zu sein vor des Feindes listigen Anschlägen und unerschütterlich festzuhalten an dem in der Heiligen Schrift offenbarten Willen Gottes. „Der Herr halte," so schließt er, „ferner seine Hand über diese lebenskräftige Bewegung, daß sie viel Frucht tragen möge für Gottes Reich in diesem Lande!"

Dahle nahm auch an der Synodalversammlung in Fianarantsoa und an der Jahresversammlung für Nordbetsileo in Ambohimasina teil, wo er zwar mit Freuden von den im Gefolge der Erweckung entstandenen Selbständigkeitsbestrebungen Kenntnis nahm, aber mit nüchternem Ernst die Gemeinden daraufhin verwies, daß diese Selbstständigkeit vor allem finanzielle Opfer zur Voraussetzung habe; ja solange sie nicht vermöchten, ihre eigenen Ausgaben für Kirche und Schule zu bestreiten, sei es ungereimt, daß sie ihr Geld zur Wirksamkeit unter den Betsiriry und Bemahazembina draußen verbrauchten. Diese Mission sollte vielmehr an die Missionsstationen Betafo und Soavina angegliedert und unter direkte Leitung der Missionare resp. der Missionsgesellschaft gestellt werden.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß nach dem Jahresbericht und den Berichten der norwegischen Kreisversammlungen die madagassische Erweckung auch auf die heimatliche Missionsgemeinde eingewirkt hat, hier das sinkende Interesse belebend, dort die der kirchlichen Mission gegenüber mißtrauischen Pietisten davon überzeugend, daß wirklich Geisteskräfte dort tätig seien (z. B. die sog. Lästadianer im Tromsökreis).

Angesichts des Segens, der auf der Inlandsmission auf Madagaskar infolge der Erweckung dort ruht, konnte die norwegische Mission ihr Arbeitsfeld mit um so freudigerer Zuversicht erweitern und im letzten Jahre die ersten Missionare nach China senden.

Der Aufstand der Herero und die Angriffe auf die Mission.

Daß der beklagenswerte Aufstand der Herero zu Beschuldigungen der Mission, und zwar zu fast fanatischeren als gelegentlich der Boxer-Unruhen in China, ausgebeutet werden konnte, das ist eine Erscheinung, die besonders darum überraschen muß, weil über die Hauptursachen des Aufstandes unter gerecht denkenden und objektiv

rheinischen Missionspersonal niemand ermordet worden ist. Eigentumszerstörung hat die Mission freilich genug erfahren, aber an ihre Arbeiter ist keine Hand gelegt worden, obgleich dieselben sich mitten im wildesten Kriegstrubel befanden und wiederholt unbewaffnet in die tobenden, meist aus Heiden bestehenden Haufen hineingetreten sind, um sie zu beruhigen und Rettungsversuche zu machen. Aber was schreibt das „Berliner Tageblatt" (Nr. 131 vom 12. 3.)?

„In Missions-Zeitschriften wird mit Stolz darauf hingewiesen, daß die Herero keinem Missionar ein Haar gekrümmt hätten. Das ist ein recht kläglicher Stolz. Wie man in den Kreisen der deutschen Kulturpioniere[1]) über die Missionäre denkt, ergibt sich aus einem vom 19. Januar datierten Briefe aus Okahandja: . . Die Missionäre sitzen unversehrt in ihrem Hause und von der Kirche und dem Missionshause aus beschießen uns die Herero. Es herrscht allgemeine Wut auf die Missionäre."[2])

Nun, von einem angeblichen Stolz in den Missions-Zeitschriften ist mir nichts bekannt, aber wenn die Tatsache der Schonung des Lebens der Missionare von den Missionsorganen mit Freude registriert wird, warum soll das „kläglich" sein? Als 1900 in China so viele Missionare ermordet wurden, da wurde das als ein Beweis dafür registriert, daß die Mission die Schuld an den Wirren trage. Wenn nun im Herero-Aufstand alle Missionare geschont worden sind, auch von den Heiden, die doch die große Majorität der Aufständischen bilden — so muß das doch umgekehrt ein Beweis dafür sein, daß die Mission die Schuld an dem Aufstande nicht trägt. Oder wo bleibt sonst die Konsequenz? Aber ob die Missionare ermordet oder geschont werden — gehangen wird die Mission. Im Jahre 1900 ließ sich ein „vornehmes" Blatt aus Tientsin berichten, ohne ein Wort des Abscheus zu äußern: „Man freut sich fast, wenn die Missionare von den Chinesen ermordet werden." Beklagt man es etwa jetzt, daß sie nicht auch von den Herero ermordet worden sind? Ich will nicht zwischen den Zeilen lesen, sonst könnte man bei der „allgemeinen Wut auf die Missionäre" fast auf einen solchen Gedanken kommen. Ob in Okahandja von der Kirche aus auf die Deutschen geschossen worden ist, weiß ich nicht; wenn es aber geschehen ist, so kann man doch die Missionare nicht dafür verantwortlich machen. Gerade hier haben die Missionare unter eigner größter

1) Zu denen die Missionare natürlich nicht gehören.

2) Die Schreibweise Missionäre ist meist charakteristisch für die Stellung zur Mission.

macht wurde, was sie an ihnen uns heute zum Vorbilde hinstellt.

2) Die englischen Missionare haben denselben Kampf gegen ihre Landsleute geführt, wenn diese die Eingebornen unmenschlich behandelten, beraubten und demoralisierten, wie die Deutschen leider ihn heute vielfach zu führen gezwungen sind. Ich müßte die halbe Missionsgeschichte ausschreiben, um das zu exemplifizieren. Es genügt, an die großen Kämpfe gegen die alte ostindische und die Hudsons-Bay-Kompanie, gegen den Sklavenhandel und die Sklaverei in Westindien und Südafrika, gegen den Menschenhandel in der Südsee, gegen die Besitzenteignung in Neuseeland, gegen den Opium- und Branntweinhandel zu erinnern. Die Verteidigung der Eingebornen gegenüber ihren weißen Bedrückern und Ausbeutern ist so alt als die Mission ist und die Feindschaft derselben gegen die Mission ist ebenso alt.

3) Auch der deutsche Missionar identifiziert sich gern mit seinen deutschen Landsleuten, aber nicht mit denen, um deren willen der christliche und der deutsche Name unter den Heiden gleich sehr verunehrt wird.

4) Es ist nicht so, daß dem deutschen Missionar der Kolonist und der Händler als solcher ein Greuel ist; im Gegenteil: er freut sich, wenn er mit rechtschaffenen und humanen Ansiedlern Hand in Hand gehen kann. Die Sache liegt vielmehr umgekehrt so, daß vielen Kolonisten und Händlern die Missionare ein Greuel sind, daß sie „eine Wut" auf sie haben, weil sie in ihnen einer Macht sich gegenüber sehen, welche ihr Wandeln und Handeln unter sittliches Gericht stellt.

5) Die deutschen Missionare haben in allen seinen Kolonien ihrem Vaterlande große und gute Dienste geleistet, und wenn das die „Kol. Zeitschr." bestreitet, so steht dagegen das autoritative Zeugnis der deutschen Kolonialregierungen. Was speziell Deutsch-Südwestafrika betrifft, so bezeugt der frühere Oberleutnant von François in seinem Buche: „Nama und Damara, Deutsch-Südwest-Afrika":

„Ohne die Pionierarbeit der Missionare, die eine über das Durchschnittsmaß der Phrase weit hinausgehende Anerkennung und Bewunderung verdient, wäre die Besitzergreifung des Landes ein völlig illusorischer Akt auf dem Pa-

richtliche Verhandlungen mit den Kolonisten und Händlern und Verurteilungen derselben genug gegeben und man wird wohl Einsicht nicht nur in die Akten derselben, sondern auch in andere nicht zu gerichtlicher Kenntnis gebrachter Vorfälle erhalten. Wenn missionarischerseits bisher von Veröffentlichung der einzelnen Fälle Abstand genommen worden ist, so liegt das nicht an mangelndem Beweismaterial — im Missionsarchiv ist es reichlich vorhanden — sondern in einer rücksichtsvollen Abneigung gegen die Publikation. Es ist den Missionaren, die sich andauernd die größte Mühe gegeben haben, ein leidliches Verhältnis zwischen den Ansiedlern und sich selbst einer- und den Eingebornen andrerseits herzustellen und aufrecht zu erhalten, schwer genug geworden, wenn sie durch Tatsachen durchaus dazu gezwungen worden sind, an maßgebender Stelle von denselben Mitteilung zu machen, denn es hat ihnen keine Annehmlichkeiten eingetragen.

Während die „Kol. Zeitschr." sich entrüstet über die angeblich unbewiesenen ungerechten Anklagen gegen die Händler und Kolonisten, leistet sie selbst in der Verdächtigung, Herabsetzung und Denunziation der Mission, namentlich in dem „Unsere Missionare" überschriebenen Artikel (Nr. 6), durch unbewiesene Behauptungen das Verletzendste. Ich habe in einem langen Leben viel böse Worte wider die Mission gelesen, aber was hier geboten wird, ist wohl das Gehässigste.

„Tausende und Millionen deutschen Geldes werden für die Missionierung Jahr für Jahr verschleudert;[1]) die Erfolge sind gleich Null. Teekränzchen, in denen empfindsame, einfältige Weiber Kleidchen und Socken für Niggerbälge anfertigen, tragen in breite Schichten des Volkes die Anschauung von der Erziehungsfähigkeit des Farbigen[2]) und halten damit die Kolonien in ihrer Entwicklung zurück. Die vornehmen Arbeiterinnen würden sich schön entsetzen, wenn sie müßten, was ihre kleinen, süßen Negerkindchen im Alter von 5—8 Jahren an Bestialitäten leisten" (S. 78f.).

„Man kann es ihr (der Mission) nachfühlen, wenn sie eine ihrer schwächsten Stellen, ihre Tasche heroisch verteidigt. Die Missionare wünschen sich als Zivilisatoren, als Friedensleute zu posieren, um ein behagliches Leben führen zu können. Trotz harter Anstrengungen arbeiten die verschiedenen Be-

1) Die Herren mögen sich beruhigen, von ihnen ist doch kein Pfennig dabei, und wir dürfen mit unserm Geld doch wohl noch machen, was wir wollen.

2) Es ist also schon ein Verbrechen, welches „die Kolonien in ihrer Entwicklung zurückhält", die „Erziehungsfähigkeit des Farbigen" als eine „Anschauung" zu haben!

Motive, die den Händler oder Forscher immer beseelen werden, die schließlich auch dem Kriegsmann nicht abgesprochen werden können, bei diesen Männern fortfallen. Es muß eine erhabene Triebfeder sein, nur um der Verwirklichung der Idee vom Zusammenschluß der Menschheit zum Gottesreiche, zur Gotteskindschaft in die Hände zu arbeiten, Bequemlichkeit, Erwerbsmöglichkeit, Ehre, Ruhm .. alles preiszugeben. Und das alles um einen Jahressold von 2400 Mk. Das eigne Interesse wird zurückgestellt; der Missionar wird Nama- oder Hereromann, er muß unermüdlich bald Handwerker, bald Ackerbauer, bald Baumeister spielen, immer geben, niemals nehmen, kaum ein Verständnis für seine Opferfreudigkeit — alles das Jahrzehntelang, dazu gehört in der Tat mehr als Menschenkraft; das Durchschnittsgemüt des in Selbstverherrlichung und Selbstsucht verhärteten europäischen Strebers begreift das nicht. Ich hätte es früher auch nicht begriffen; man muß gesehen haben, um hier verstehen und bewundern zu können."

Aber das Boshafteste ist doch, daß die Mission ihre Mittel „als Kriegsfonds gegen die Weißen in Afrika" verwendet. Soweit meine Belesenheit geht, ist dergleichen auch von dem fanatischsten Missionsfeinde noch nie gesagt worden. Die Absicht ist deutlich; einer Widerlegung ist eine solche Beschuldigung, für die mir der parlamentarische Ausdruck fehlt, nicht wert.

Die Erfolglosigkeit der Mission gehört zu den fixen Ideen, die da als Beweise dienen müssen, wo an die Stelle der Missionskenntnis und des Missionsverständnisses die zum Haß gesteigerte blinde Missionsfeindschaft tritt. Was ist Missionserfolg? In den Augen der Kolonialpolitiker doch wesentlich die zivilisatorische Hebung der Eingebornen. Ende 1902 oder Anfang 1903 schickte Missionar Irle, der seit 1868 im Herero-Land tätig ist, des Tages Last und Hitze dort mehr getragen hat als irgend einer unter den deutschen Ansiedlern, und der den gerechtesten Anspruch auf den jetzt so viel gemißbrauchten Namen eines „Kenners" von Land und Leuten hat — er schickte als Antwort auf ungerechte Angriffe in der „K. Z." seitens eines gewissen Herrn Gentz[1]), der etwa 1901 ins Herero-Land kam, und sich sofort als Kenner und Kritiker aufspielte — er ist, so viel ich weiß, längst nicht mehr da — an diese Zeitschrift einen ausführlichen tatsachenreichen Artikel, welchem dieselbe die Aufnahme versagte und den dann die „A. M.-Z." (1903, 122) unter der Überschrift veröffentlicht hat: „Die zivilisatorische Arbeit der Rheinischen Mission in Deutsch-Südwest-Afrika". In dem die Rücksendung motivierenden, mir vorgelegenen Schreiben hieß es:

1) „K. Z." 1902, Nr. 15: „Arbeitszwang in Deutsch-Südwestafrika".

gegen die Mission im Jahre 1900 haben wir sie wahrlich nicht als eine Verteidigerin der Mission kennen gelernt. Aber wenn sich heute nur ein Bruchteil der Preßorgane zu Beschuldigern der Mission als der Urheberin des Herero-Aufstandes usw. hergibt, so liegt das doch wohl daran, daß die öffentliche Meinung sich diesmal dagegen wehrt und die wirklichen Ursachen ganz wo anders erblickt. Im übrigen stimme ich bei, daß die Missionskenntnis unserer Presse noch immer eine superlativisch dürftige ist. Wäre sie eine gründlichere, so würden gehässige Behauptungen und Beschuldigungen der Mission, wie wir sie eben vernommen haben, überhaupt nicht mehr in der Presse nachgedruckt werden.

Und nun genug. Ich hatte gehofft, daß ich in meinem Alter die Streitwaffen niederlegen und ungehindert Bauarbeit tun dürfte. Aber solchen Angriffen gegenüber, wie sie jetzt die „Kol. Zeitschr." sich erlaubt, wäre Schweigen Pflichtvergessenheit.

Mit dankbarer Freude registriere ich, daß unter den mir bekannten Tagesblättern besonders der „Reichsbote" mit unerschrockener Tapferkeit die Sache der Mission geführt hat, indem er nicht blos aus Missionskreisen einen vortrefflichen Überblick über die Geschichte der Herero-Mission (Nr. 24—29) und ausführliche Berichte der Missionare (Nr. 66, 67, 69, 73), sondern auch einen größeren selbständigen Artikel („Die Mission und die Ursachen des Herero-Aufstandes", von einem Juristen in Nr. 65), außer vielen redaktionellen Bemerkungen und Zurechtstellungen gebracht hat. Hier ist authentisches Detailmaterial die Fülle und wenn unsre Tagespresse von Gerechtigkeitsgefühl beseelt ist, so muß sie von ihm ausgedehnten Gebrauch machen.

Zum Schluß nur noch eine Bemerkung. Es haben mich, der ich mit der Geschichte der Herero einigermaßen bekannt zu sein glaube, zwei Dinge angesichts des jetzigen Aufstandes derselben überrascht: 1. ihr Zusammenschluß zu einem einheitlichen Handeln und 2. ihre nicht untapfere Gegenwehr gegenüber unsern Truppen. Sie befanden sich wohl in fortwährenden kleinen Kriegen und betrugen sich in denselben grausam genug, waren aber dabei doch feig und zu einer einheitlichen Aktion fast nie zusammengeschlossen, selbst kaum in dem gegen die Nama geführten sog. Befreiungskriege, sodaß man eine relativ schnelle Niederwerfung des Aufstandes hätte erwarten sollen. Daß uns jetzt ein zusammengeschlossenes und zähen Widerstand leisten-

Japan und Rußland auch die Mission bedroht, die chinesische wie die japanische und die koreanische — eine Wolke am Horizonte herauf, welche eine verhängnisvollere Schädigung der Christanisierung Chinas in sich zu bergen scheint, als der Boxeraufstand im Jahre 1900. Es ist allerdings augenblicklich in China ein Hunger nach abendländischer Wissenschaft vorhanden und — wie es scheint, — eine große Reformbewegung des Bildungswesens im Gange, und die evangelische Mission rüstet sich mit aller Energie, diesem Hunger Brot darzureichen — aber je länger je mehr stellt sich heraus, daß die Reformer grundsätzlich darauf ausgehen, den christlichen Einfluß von den Schulen fern zu halten, ja geradezu auszuschließen, indem nicht nur wesentlich Japaner als Lehrer herangezogen werden und die auswärts Bildung suchenden Christen fast ausschließlich nach Japan gehen, sondern auch christlichen Schülern der Aufenthalt in den Reformschulen dadurch unmöglich gemacht wird, daß man die Verehrung des Konfuzius in ihnen obligatorisch macht. Man will abendländischer Wissenschaft in China die Tore öffnen, aber einer Wissenschaft ohne das Evangelium, vornehmlich solchen Fächern, welche die Chinesen in wirtschaftlicher und auch in militärischer Beziehung mit dem Abendlande konkurrenzfähig machen, im übrigen aber konfuzianisch bleiben. Und wenn dann angesichts des Ausschlusses christlicher Lehrer und Schüler von den modernisierten Bildungsanstalten die Mission eigne selbständige höhere Schulen begründet, so sollen dieselben dadurch unwirksam gemacht werden, daß ihren Zöglingen das Recht, an den Staatsexaminibus sich zu beteiligen, vorenthalten wird. Sollte also China, dem Beispiele Japans folgend, wirklich vor Beginn einer großen Reformära stehen, die allerdings schwerlich so stürmisch wie die japanische sich vollziehen wird, so hat die Mission allen Grund, sich vor sanguinischem Optimismus zu hüten und mit aller Nüchternheit den Gefahren ins Auge zu sehen, welche versuchend an ihren christlichen Charakter herantreten.

* * *

Eine ebenso gelehrte wie lehrreiche Abhandlung über die Bedeutung von **Schang ti** in der altchinesischen Literatur enthält der Chin. Rec. 1904, 5 ff. Bekanntlich hat die sogenannte Term question d. h. die Frage nach dem korrektesten chinesischen Ausdruck für Gott (und Geist) unter den zahlreichen Problemen des chinesischen Missionsbetriebs eine sehr hervorragende Rolle gespielt und bis heute ist es noch nicht zu einer einheitlichen Vereinbarung über dieselbe gekommen. Doch hat sich nach und nach der Gebrauch von Schang ti für Gott = die himmlische Macht als Persönlichkeit, so durchgesetzt, daß er in 91,38 Prozent aller Druckwerke protestantischer Missionsgesellschaften stehend geworden ist und auch durch die angeführte Abhandlung gerechtfertigt wird, während der Gebrauch von Schen oder Schin = Geist, von den Geistern gebraucht, sich nur in 5,44, Tien tschu = Herr des Himmels nur in 3,05 Prozent findet; der letztere ist der bei den Katholiken allgemein herrschende. Faber entschied sich seiner Zeit auf Grund seiner eminenten chinesischen Sprach- und Literaturkenntnis für Schang ti, erklärte aber, daß er eventuell, wenn dadurch ein einheitlicher Gebrauch unter Katholiken und Protestanten hergestellt werden könnte, auch Tien tschu acceptieren würde, Schin verwarf er unbedingt. Vgl. über die Term question A. M. Z. 1884, 106.

Anlehnung an eine Sekte. Für ihre Aufgabe: ärztliche Mission sowohl in der Heimat wie unter den Heiden zu treiben, verwendet sie jährlich etwa 160000 Mark.

Wenn man nun fragt, was haben die missiontreibenden Länder des europäischen Festlandes, speziell Deutschland, diesem immerhin großen und leistungsfähigen Apparat entgegenzusetzen, so lautet die Antwort beschämend: eigentlich nichts in dieser Art. Doch haben wir in Deutschland einen Verein, der, obwohl jung, schon Tüchtiges für die Sache der ärztlichen Mission geleistet hat. Es ist dies der Verein für ärztliche Mission in Stuttgart, der 1899 ins Leben trat. Dieser Verein, durch eine Reihe von Zweigvereinen in dem übrigen südlichen und westlichen Deutschland vertreten, unterstützt mit seinen Gaben nur die ärztliche Missionsarbeit der Basler M. G.; er kann daher als ein allgemeiner Verein zur Förderung der ärztlichen Missionssache nicht angesehen werden. Einen derartigen Verein, vor allem eine gemeinsame Ausbildungsstätte für Missionsärzte aller solche aussendenden M. G. G. haben wir in Deutschland nicht. Der Stuttgarter Verein entspricht dem, was seit einigen Jahren die englische kirchliche M. G. und neuerdings auch die baptistische M. G. eingerichtet haben. Diese beiden M. G. G. haben nämlich ihr gesamtes ärztliches Missionswesen unter ein von der eigentlichen Missionsleitung getrenntes Komitee gestellt, das in größerer oder geringerer Selbständigkeit, aber stets in Verbindung mit der Gesamtleitung das ärztliche Missionswerk treibt.[1])

Neben diesen, den hauptsächlichsten Einrichtungen zur Förderung der ärztlichen Mission in Europa und den V. St. besteht noch in China ein 1886 gegründeter ärztlicher Missionsverein, der nur in China, Korea und Japan tätig ist. Auch in Indien scheinen

---

1) Die genannten ärztlichen M. G. G. stellen auch in England und den Vereinigten Staaten keineswegs das gesamte ärztliche Missionspersonal; ein nicht geringer Prozentsatz desselben empfängt seine Ausbildung auf demselben Wege wie die heimatlichen Ärzte. Die deutschen Missionsärzte sind — so viel ich weiß — sämtlich universitätlich ausgebildete Mediziner, die auch ihr medizinisches Staatsexamen gemacht haben; unter diesen Umständen sind besondere missionsärztliche Ausbildungsanstalten kein Bedürfnis.

Die deutsche Orientmission und den deutschen Hilfsbund für Armenien mit zusammen 4 Ärzten mitgerechnet, haben die deutschen Missionen zur Zeit 19 Missionsärzte, und zwar Brüdergemeine 3, Basel 5, Barmen 4, Berlin I 1, Allg. ev. prot. M.-V. 2. D. H.

Stationen, die von mehreren M. G. G. im Kongogebiet mit ärztlicher Mission ausgerüstet worden sind. Es sind hier besonders amerikanische Baptisten und schwedische Missionare eifrig und mit Erfolg tätig. Erstere haben schon seit 20 Jahren in Mukimvika an der Küste eine gut ausgerüstete ärztliche Missionsstation mit Hospital, Poliklinik und einem Sanatorium. Aber nicht nur an der Küste finden sich derartige Stationen, sondern dem Lauf des gewaltigen Stromes folgend sind eine Reihe von Hospitälern und Polikliniken angelegt worden, die zum größten Teil den amerikanischen Baptisten gehören. Auch ihre englischen Brüder haben einen regen Anteil an dem missionsärztlichen Werk am Kongo, und die südlichen Presbyterianer Nordamerikas haben in Luebo die am weitesten ins Innere vorgeschobene Station mit ärztlicher Mission.

In dem portugiesischen Angola in Bihé treffen wir den Bostoner Board auf einem ziemlich engbegrenzten Gebiet mit tüchtigen Kräften und vier Polikliniken an missionsärztlicher Arbeit, die 1888 begonnen, somit zu den älteren Unternehmungen dieser Art in Afrika gehört.

Südlich von diesem Gebiet werden Spuren missionsärztlicher Arbeit immer seltener und erst im Kapland finden wir einige Stationen wieder, auf denen dieser Missionszweig Verwendung findet; sie liegen alle im östlichen Teil desselben. Hier treffen wir auf die bedeutende Station der Schotten Lovedale, die allerdings erst seit einigen Jahren auch missionsärztlich besetzt ist, und in Natal auf Impolweni, das unter der Leitung eines Missionsarztes stehend in missionsärztlicher Beziehung einige Bedeutung hat. Eine Reihe größerer Stationen hat die S. P. G. im Pondoland, auf denen sich Hospitäler und Polikliniken befinden. Ein eigenartiges Werk treibt diese M. G. in Durban; hier wird seit 1884 eine energische ärztliche Missionsarbeit unter den eingewanderten Kulis getrieben, die schon sehr erfreuliche Früchte gezeitigt hat; besondere Verdienste um diese Arbeit hat sich der Missionsarzt Dr. Booth erworben. Jetzt stehen in dieser Arbeit drei Missionsärzte, darunter ein weiblicher.

Im Vorbeigehen sei noch der an Ausdehnung des missionsärztlichen Betriebes geringen Arbeit des Bostoner Board in Natal und Gazaland gedacht. In Transvaal finden sich nur einzelne missionsärztliche Stationen, erwähnt sei nur Elim, wo die Missionsärzte der Mission Romande seit 1899 eine ausgedehnte und segens-

die sich aber hauptsächlich auf Juden erstreckt, ohne jedoch Mohammedaner auszuschließen. Ferner hat die C. M. S. zur Zeit im Heiligen Lande vier Haupt- und zwei Nebenstationen missionsärztlich besetzt und einen Stab von 5 Ärzten. In ihren Hospitälern werden jährlich 1500—2000 Patienten behandelt, neben 60000 Konsultationen in den Polikliniken, ein Zeichen wie sehr sich die Missionsärzte in den 20 Jahren ihrer Wirksamkeit das Vertrauen der Bevölkerung erworben haben. Auch die Arbeit der anderen M. G. G. in Palästina, besonders die der vereinigten schottischen Freikirche steht derjenigen der C. M. S. kaum nach. Die Schotten haben in Tiberias ein äußerst reges ärztliches Missionszentrum, dessen Wirkungskreis sich weit in die Umgegend erstreckt. In Nazareth hat die Edinburger ärztliche M. G. eine blühende Arbeit, die wesentlich dazu beigetragen hat, die Vorurteile und die Feindschaft der türkischen Behörden, allerdings nach großen Schwierigkeiten und Enttäuschungen, zu überwinden.

In Palästina ist die Arbeit der amerikanischen M. G. G. auf ärztlichem Gebiet nicht so groß wie in Syrien. Hier bildet Beirut mit dem großen presbyterianischen College den Ausgangspunkt einer bedeutenden Arbeit. Wir finden hier die Ausbildungsstätte für die jungen christlichen Ärzte des Landes, die nach dem Verlassen der Hochschule sich als selbständige Ärzte niederlassen oder als Gehilfen europäischer Missionsärzte der Mission dienen. So ist ein tüchtiger einheimischer Ärztestand am Entstehen, der das Volk, das in Aberglauben und Schmutz versunken ist, von der ausbeutenden Gewalt herumziehender „Heiler" und Quacksalber befreit. Neben der mehr stationären Arbeit an den Missionshospitälern in Beirut — das größte ist das 1860 gegründete Johanniterhospital — finden wir hier noch ein seit 10 Jahren bestehendes eigenartiges ärztliches Missionsunternehmen, das eine Dame, Fräulein Dr. Mary Pierson Eddy, von den nordamerikanischen Presbyterianern leitet. Es ist dies nämlich eine ausgedehnte über viele Monate des Jahres sich erstreckende medikoevangelistische Reisetätigkeit in den Tälern des Libanon und Antilibanon, die den Einwohnern mit ärztlicher Hilfe das Evangelium zu bringen sucht. Die Missionsärztin legt über 4000 Kilometer in einem Jahr auf solchen Wanderungen zurück, behandelt bei den kurzen Aufenthalten, 3—8 Tage, in den Dörfern viele Kranke und versucht solche Patienten, die eine Krankenhausbehandlung nötig ha-

Neuentdeckungen auf medizinischem Gebiete Kapital zu schlagen versucht, oder daß man der Wissenschaft, die dem Tode die Sense entwunden habe, ein Kompliment machen möchte, beides zum Schaden der Wissenschaft und der betörten Menschheit. So triumphierte man auch, als Professor Koch von seiner Malariaerforschungsreise zurückgekehrt war, „es gibt keine Malaria mehr, sie ist durch Kochs Forschungen überwunden", und doch starben draußen in den Kolonien einer um den andern an der Malaria weiter.

Das, was die Forscher bisher über die Malaria entdeckt haben, daß der Erreger ein Parasit ist, der durch Fieberstechmücken (Moskito) übertragen wird, ist zweifellos richtig, aber damit ist nun nicht gesagt, daß schon alle Fragen gelöst sind. Vor allem über die Frage der Behandlung der Malaria wird noch vieles zu erforschen sein, da widersprechen sich die Ärzte noch oft. Richtig *scheint* die Verordnung zu sein „ordentlich Chinin nehmen, nicht einige Zehntel Gramm, sondern ganze Gramm." Aber über die Zeit, wann das Chinin zu nehmen sei, ist man nicht einig. Mein Gewährsmann (Stabsarzt Dr. Demptwolff) sagt, etwa 6 Stunden *vor* dem Anfall, ein anderer, mit dem Malariafieber sehr vertrauter Arzt (Missionsarzt Dr. Fisch von der Goldküste) sagt: mindestens 12 Stunden vor dem Anfall, wenn man nicht ein Schwarzwasserfieber riskieren wolle, noch besser sei das Chinin *nach* dem Anfall zu nehmen. Wer von den beiden Herren Recht hat, wage ich nicht zu entscheiden, doch möchte ich mit Dr. Fisch sagen, lieber einmal ein Fieber zum Ausbruch kommen lassen, als sich durch unzeitiges Chininnehmen in den Vormittagsstunden ein Schwarzwasserfieber zuziehen.

Über die Höhe der Chinindosis ist man sich auch nicht recht einig. Es gibt Ärzte die noch über 3 gr pro Tag verordnen (in Neu-Guinea stieg man vor Jahren sogar bis zu 5 gr), doch dürfte 1 gr, womöglich auf *einmal* genommen, in schweren Fällen 2 gr genug sein. Auch über die Chininprophylaxe herrscht noch manche Unklarheit, besonders bei den heimischen Ärzten. Einem jungen ausziehenden Missionar wurde z. B. geraten, ab Genua jeden Tag 1 gr Chinin prophylaktisch zu nehmen. Da das Chinin nach 12 Stunden aus dem Körper bereits wieder ausgeschieden ist und dann nichts mehr hilft, so hätte jener junge Bruder 6 Wochen lang ganz umsonst Chinin geschluckt. Es ist früh genug, wenn man mit dem Betreten eines Malariagebietes mit Chininprophylaxe anfängt und da

Hat eine Gegend dagegen für die Entwicklung der Fiebermücke ungünstige Brutplätze, so wird sich diese nur in wenigen Exemplaren vermehren und die Ansteckungsgefahr ist damit wesentlich verringert.

Es muß also die Gegend, resp. die Dörfer, in deren Nähe die anzulegende Station zu liegen käme, sorgfältig auf das Vorhandensein der Fiebermücke untersucht werden und zwar womöglich Ausgangs der Regenzeit. Noch besser nimmt man diese Untersuchungen zu 3—4 verschiedenen Zeiten des Jahres vor. Man verfährt dabei folgendermaßen: In den Häusern der Eingebornen hängt man ein (altes oder billiges malaiisches) Moskitonetz so auf, daß die Fiebermücken hineinkönnen und läßt als Köder für die Mücken jemand im Netz schlafen. Einem älteren Burschen, der bereits immun ist, schadet das gar nichts, in seinem Blute können sich die Parasiten nicht halten. Diese Fiebermücken fliegen nota bene fast nur des Nachts. Am nächsten Morgen hängen die Moskito dann an der Decke des Netzes und sind leicht zu fangen resp. zu zählen. Fängt man so an jedem Morgen mehr denn 10 Fiebermücken, dann muß die Gegend als stark verseucht gelten, dann ist infolge der Menge der vorhandenen Mücken die Fiebergefahr groß. Sind dagegen nur zu bestimmten regenreichen Monaten, oder nach oft wiederholtem Suchen nur vereinzelte Fiebermücken zu finden, dann kann man annehmen, daß wenig günstige Brutplätze für die Moskito vorhanden sind und der Platz also relativ gesund ist.

Diese Untersuchungen kann jeder Missionar ohne Mühe anstellen, es gehört dazu keine weitere Vorbildung. Stechmücken (Moskito) gibt es viele Arten, solche, die bloß bei Tag fliegen und solche, die bloß bei Nacht fliegen und auch solche, die bei Tag und Nacht fliegen. Hier kommen nur die Stechmücken in betracht, die bei Nacht fliegen und die bis jetzt allein als Malariavermittler bekannt sind. Diese Fiebermücken ziehen sich beim Hellwerden in dunkle Ecken, Decken und Gegenstände zurück, sodaß sie bei Tag einem kaum zu Gesicht kommen. Man kann sie daher nur nachts in oben angegebener Weise fangen. Sie haben zur Unterscheidung von der bezüglich der Malaria ganz ungefährlichen, gewöhnlichen Stechmücke mehrere in die Augen fallende Merkmale.

Das sicherste Merkmal, zu dessen Erkennung allerdings eine Lupe gehört, sind die Taster. Betrachtet man den Kopf einer Fiebermücke unter der Lupe, dann sieht man dicht neben dem Rüssel

mücken junge Brut ausgekommen ist. Diese sollen, resp. müssen verhindert werden, parasitenhaltiges Blut saugen zu können. Es ist daher eine weitere Malariaverhütungsmaßregel: auf die Bewohner der Station ein strenges Augenmerk zu richten. Die Hilfe der Eingeborenen kann man ja nicht entbehren, man hat Hausjungen, Kostschüler oder gar ganze Haushaltungen von Eingeborenen bei sich. Für einzelne könnte man ja auch Netze anschaffen, da man aber weiß, wie unzuverlässig die Eingeborenen sind, unterwerfe man jeden Malariakranken oder -Verdächtigen einer Chininkur.

In den Malariagegenden sind alle Erwachsenen vom etwa 12. Jahr an aufwärts immun, die kann man also unbedenklich ohne Schutzmittel auf der Station lassen, gefährlich sind dagegen kleine Kinder. Die lasse man erst (bevor sie auf die Station kommen) eine Chininkur durchmachen. Die beste Chininkur ist diese: Einen Monat lang jeden 5. Tag abends spät ein Gramm Chinin. Nach 4 Wochen setzt man für einen Monat aus und gibt dann nochmals 4 Wochen lang jeden 5. Tag Chinin.

Schließlich soll der Missionar aber auch versuchen, die etwa anwesenden Fiebermücken zu bekämpfen. Er kann das am besten erreichen, indem er ihnen die Brutplätze nimmt, d. h. in der Umgebung der Station alle Wasserlöcher verschüttet, Bäche und Gräben so reguliert, daß kein Wasser stehen bleiben kann. Doch ist das eine Arbeit, die ein einziger oder zwei Missionare mit einer Handvoll Eingeborenen nur auf engern Umkreis zustande bringen. Nötig wären diese Arbeiten im Umkreis von mindestens 1 Kilometer nach allen Seiten hin. Da das nur in den seltensten Fällen, etwa auf Stationen, wo viel Kultur getrieben wird, möglich sein wird, so dürfte der durchaus beachtenswerte Vorschlag eines Arztes auf Sumatra zu berücksichtigen sein: Man läßt der Fiebermücke einen Wasserplatz, bequem in der Nähe der Station, wo sie ihre Eier ablegen kann, hält aber dieses Wasser unter scharfer täglicher Kontrolle. Sobald sich Larven in demselben zeigen, tötet man sie, indem man etwas Petroleum auf das Wasser gießt. Hat man keine natürliche Wasserlache zu diesem Zweck, dann nimmt man eine große Muschel, Holz- oder Blechgefäß, das man an nicht zu schattigem, aber auch nicht zu sonnigen Platz so aufstellt, daß Gras oder etwas Laub ins Wasser hineinhängt. Das Wasser müßte, außer in der Regenzeit, öfters erneuert werden.

Edinburger Studenten und nichtstudentischen Gästen an den Versammlungen. Diese wurden gehalten in der 2000 Personen fassenden, akustisch ausgezeichneten Assembly Hall der United Free Church of Scotland. Die ausländischen Delegierten erhielten die besten Plätze, gerade vor der Plattform angewiesen. Es war eine bunte Schar, die in diesen Räumen durcheinanderwogte, aber sie wurde zusammengehalten und von Tag zu Tag enger zusammengeschlossen durch ein großes, gemeinsames Ziel. Bald entwickelte sich ein unbefangener, internationaler Verkehr, der einen fruchtbaren Gedankenaustausch über die beste Art der Verwirklichung dieses Zieles ermöglichte. Daß ein Drittel der Versammlung aus Studentinnen bestand, war ja für deutsches Empfinden eine ungewohnte Sache. Aber mit der größeren Bewegungsfreiheit verband sich wohltuend ein unwillkürliches Taktgefühl. Nach meinem Eindruck hatte das gemeinsame Tagen nur einen günstigen Einfluß auf die geistige Atmosphäre der Konferenz. Miß Rousse, die in gewisser Weise „ein weiblicher Mott" genannt zu werden verdient, sagte in einer Versammlung der ausländischen Delegierten, als sie für Studentinnenbewegungen in andern Ländern Interesse wachzurufen versuchte: „Man kann ja über die Berechtigung des Frauenstudiums verschieden denken. Und ich weiß nicht, wie Sie darüber denken. Aber Tatsache ist nun einmal, daß die Studentinnen da sind; also muß auch etwas für sie getan werden." Und diese Logik ist nicht leicht anzufechten. Interessant ist auch folgende Beobachtung, die zwei deutsche Delegierte gemacht haben: „Namentlich an den männlichen Studenten fiel uns auf, wie viel freier sie sich bewegen als wir; sie haben eine fast knabenhafte Frische, sind frei von ödem Formwesen, lebendige, kraftsprudelnde Burschen, die sich noch für eine Idee begeistern können, und dabei doch mit mehr Höflichkeit ausgestattet, als nach dem Urteil eines französischen Studenten in Berlin die deutschen Burschen besitzen; denn deren Höflichkeit, meinte dieser, beschränke sich auf ewiges Pardon sagen." Pünktlich wurde begonnen und geschlossen, stehend gesungen. Lieder und Schrifttexte waren der geistlichen Situation der Konferenz jedesmal vortrefflich angepaßt. Heimatlich berührte es uns, als die gewaltigen Klänge von „Ein' feste Burg ist unser Gott" und „Nun danket alle Gott" durch die hohe Halle brausten. Vor den Hauptversammlungen fanden Gebetsgemeinschaften in Gruppen statt, zum Teil nach den Sprachen geordnet. Am Sonntag war

lernen. Dann wird einem das Christusbild immer umfassender wie dem Paulus. Daraus entsteht ein wirkliches Verantwortlichkeitsbewußtsein für die ganze große Familie der Menschheit. Ob wir bleiben oder gehen, es gilt das Äußerste daranzusetzen für das gewaltige Ziel der Evangelisation der Welt. Von ihm aus verwandelt sich unsere Stellung zu unserer Zeit, unserm Geld, unsern „Gelegenheiten", unserm Einfluß, unsern Lebensgewohnheiten, den Dingen dieser Welt; unser tägliches Leben in seiner bunten Konkretheit bekommt eine einheitliche, zielstrebige Richtung, wird zu einer einzigen praktischen Hingabe. Die Schwierigkeiten draußen sind größer, als wir zu Hause ahnen, der Erfolg langsam und oft unsichtbar, wir müssen warten können. „Sacht genommen ist sicher genommen." Es geht nicht ohne Leiden und Selbstverleugnung. Man muß den untersten Weg gehen wollen, nur so werden die traurigen Reibereien vermieden, es geht durch Sterben hindurch. Die Eroberung Chinas und der mohammedanischen Welt für den Gekreuzigten wird noch Märtyrerblut kosten. Wir brauchen Männer voll Heldengeist. Es kommt nicht sowohl darauf an, daß so viele gehen, als daß solche gehen, die die Welt in Erschütterung bringen. Soll ich gehen? Warum soll ich nicht gehen? Gott hat für das Leben eines jeden einzelnen, nicht nur für die epochemachenden Geister, einen bestimmten Plan. Mannigfaltig sind die Weisen, auf die er seine Absichten enthüllt. Bei auserwählten Rüstzeugen ists oft ein unwillkommener, aber unabweisbarer, innerer Ruf, der visionsartig, wie eine Überraschung den Erkorenen überfällt, wenn die unwiderstehlichen Arme Gottes ihn mit Beschlag belegen. Wir müssen stille werden und fragen: „Herr, was willst du, das ich tun soll?" Leute aller Art sind draußen nötig, hochbegabte und minderbegabte. Theologische und medizinische, schriftstellerische und philosophische, sprachliche und staatsmännische Begabung findet reiche Gelegenheit zum Dienst. Wenn wir nur wirklich alles geben, was wir haben. Auf Grund eines ermutigenden Tatsachenmaterials wurden die unübersehbaren Möglichkeiten erwogen, die durch Entbindung der geistigen und geistlichen Energieen der christlichen Studentenwelt Wirklichkeiten werden können. Wenn sie nur endlich aufhört, „die Tatsachen und Notwendigkeiten vom wissenschaftlichen Standpunkt auf Armeslänge zu betrachten", sondern „sie anwendet aufs eigene Leben." Aber nicht durch Heer oder Macht, sondern durch mit Geist und Feuer Getaufte, die

großen Gesichtspunkt so wenig die tägliche Kleinarbeit vergessen wird, wie diesmal in Edinburg. „Die Missionspraxis ist nicht so reizvoll, wie es manchem im ersten Augenblick des Enthusiasmus erscheinen möchte" sagte einer der Redner. Das führt zu den missionsmethodischen Konsequenzen der Losung. Auch in dieser Richtung liegen gegenwärtig nicht mehr die Gefahren vor, die Warneck in seinem Referat über „die moderne Weltevangelisationstheorie" auf der neunten kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen 1897 mit Recht so fürchtete. Schon damals sagte Pfarrer Julius Richter, der soeben von einer Missionsstudienreise nach England und Schottland zurückgekehrt war, wo er mit den Führern des Studenten-Missionsbundes persönlich Fühlung gewonnen hatte, in der Diskussion bei voller Zustimmung zu den missionsmethodischen Grundsätzen Warnecks: „Ich ging mit großem Mißtrauen gegen die Bewegung nach England; ich habe dort viel sympathischer urteilen gelernt."

Erfreulich ist weiter, daß sich die Studenten nicht in Gegensatz zu der soliden und bewährten Praxis der alten Missionsgesellschaften stellen, sondern nur darin ihre Aufgabe sehen, sich vollvorbereitet diesen zur Verfügung zu stellen." Überhaupt ist die Bewegung in den letzten Jahren in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen, ohne daß ihre Kraft abgenommen hat. D. Pierson, der der deutschen Nüchternheit und Gründlichkeit ein besonderer Stein des Anstoßes war, ist schon längere Zeit aus der Zahl der leitenden Persönlichkeiten ausgeschaltet. Besonders die englische christliche Studentenbewegung hat ihren ursprünglichen Charakter als einseitige Missionsbewegung längst verloren; zwischen 1897 und 1902 nahm die Zahl der neu hinzukommenden Volunteers sogar stetig ab. Dagegen stieg von Sommer 1902 bis Sommer 1903 die Zahl der neuen Freiwilligen wieder auf 180, während zugleich lebhaftes Interesse für die soziale Frage erwachte. Nach der Konferenz haben sich schon ungefähr 50 dem Bunde wieder angeschlossen, so daß die Gesamtzahl der englischen Freiwilligen beiderlei Geschlechts sich gegenwärtig auf rund 2200 belaufen wird, von denen über 850 schon hinausgegangen sind. Also die „plötzliche Vermehrung der Sendboten um Tausende" hat doch ihr rapides Tempo gemäßigt. Und wenn „ohne treiberische Agitation" ein rasches Wachstum der Sendbotenzahl aus den Reihen der Studenten stattfindet, wer will den Geist dämpfen? Dazu dürfen auch die finanziellen Schwierigkeiten, die daraus erwachsen können,

erzählten mir, daß ihre Voreltern aus einem Königreiche des Westens, Namens Judäa kamen, welches Josua eroberte, nachdem er von Ägypten abgereist war und das Rote Meer und die Wüste durchzogen hatte, sowie daß die Zahl der von Ägypten ausgewanderten Juden gegen 600 000 Mann betragen habe. Sie versicherten mir, daß ihr Alphabet 27 Buchstaben habe, von denen sie jedoch insgemein nur 22 anwendeten. Wenn sie die Bibel in ihrer Synagoge lesen, bedecken sie zum Gedächtnis Mosis das Gesicht mit einem durchsichtigen Schleier. Sie lesen jeden Sabbath einen Abschnitt, so daß sie im Laufe des Jahres das ganze Gesetz lesen. Der Lesende legt das heilige Buch auf den Stuhl Mosis; sein Gesicht ist mit einem Schleier bedeckt, an seiner Seite steht ein Einhelfer und einige Schritte tiefer ein Moula, um den Einhelfer zu verbessern, wenn sich dieser verspricht. Sie sprachen mir vom Paradies und von der Hölle auf höchst törichte Weise; allem Anschein ist das, was sie sagten, aus dem Talmud gezogen. Ich erzählte ihnen von dem in der Schrift verheißenen Messias; sie waren aber über meine Worte höchst verwundert, und als ich ihnen mitteilte, daß sein Name Jesus sei, so erwiderten sie, daß die Bibel eines heiligen Mannes dieses Namens gedenke, der der Sohn Sirachs gewesen sei, daß sie aber den Jesus, von welchem ich spreche, nicht kennten." Diese seine Ergebnisse hat Pater Gozani, der von 1674—1732 in China lebte, in einem Briefe und einer Denkschrift niedergelegt, nämlich in den Lettres édifiantec; ed. du Pantheon, t. III. p. 153; t. IV. p. 140. Er kopierte auch die Inschriften (Chepei), die er an der Synagoge fand. Diese Inschriften wurden übersetzt und von Pater de Beaullier (1656—1708) nach Frankreich gesandt, wo sie in der Nationalbibliothek in Paris aufbewahrt werden.

Im Jahre 1850 sandte der damalige Bischof von Hongkong, Dr. Smith im Verein mit Dr. Medhurst von der Londoner Mission 2 tüchtige Chinesenchristen, einen Lehrer und einen jungen Chinesen, der in der damaligen Missionsschule in Batavia erzogen worden war, nach Kai-fang-fu, um genaue Erkundigungen über die Judenkolonie einzuziehen. Dieselben brachen am 15. November von Schanghai auf und erreichten nach einer langwierigen Reise Kai-fang-fu. Dort fanden sie zunächst viele Mohammedaner, die hauptsächlich Herbergebesitzer waren und kehrten bei einem derselben ein. Auf ihre Erkundigung nach der Thyau-kin-kau, d. h. „der Sehnenausreißsekte" wurden sie nach der Synagoge gewiesen. Dieselbe zu finden war ihnen nicht schwer, aber wie verändert und heruntergekommen sah sie aus, seit der Zeit sie der Pater Gozani besucht hatte. Die äußere Umschließungsmauer war niedergerissen, die Hauptpforte mit Gesträuch überwachsen, die Denksäulen, die Inschriftentafeln, die steinernen Balluſtraden vor dem Tempel und verschiedene andere, zur Zier angebrachte Skulpturarbeiten waren zerbrochen und lagen auf dem Boden umher, und die Mauern des Tempels selbst waren an manchen Orten zerfallen. Die Seitengemächer, die als Kapellen zu Ehren der Patriarchen dienen sollten, gewährten nur ein armseliges Obdach für die armen, verkommenen Söhne Israels, die sich darin einlogiert hatten und kaum mit Lumpen bedeckt auf dem Boden schliefen; nur mit Mühe waren sie imstande, *sich vor dem* Hungertode zu schützen. Sie waren in der Tat so weit herun-

Chronik.

Uganda. Apolo Kagwa, der bekannte Katikiro (Reichskanzler und Reichsverweser) von Uganda, der jüngst auch unter die Schriftsteller gegangen ist und z. B. eine in London gedruckte Geschichte seines Vaterlandes geschrieben hat, veröffentlicht in den „Uganda Notes“ eine Artikelserie: „Wie das Christentum nach Uganda kam“, und erzählt in ihr von seiner Taufe und der Verfolgung, die er und andere Bekehrte zur Zeit der Ermordung des Bischofs Hannington erduldeten: „Nach Mtesas Tod (1884) kam ich nach Mengo. Ich lernte eifrig und wurde getauft. Bald nach meiner Taufe hörte König Muanga, daß ein Europäer, Bischof Hannington, durch Busoga käme. Als er das hörte, sandte er Luanga Wakati, den sabadu der Vorwächter ab, ihn zu töten. Als ich, Apolo Kagwa, von des Königs Befehl Kunde erhielt, schickte ich sofort an Mackay Bescheid. Dieser brachte ohne Aufschub Elfenbein und Zeug, um womöglich noch des Bischofs Leben zu retten. Denn er kannte unsere Sitte, daß, wenn jemand unter des Königs Verdammungsurteil geraten war, wir Geschenke und Lösegeld brachten, wodurch der bereits Verurteilte befreit wurde. Deshalb tat Mackay also. Aber König Muanga nahm die Sachen nicht an, und so wurde der Bischof am 29. Oktober 1885 getötet. Nun war dort einer von den Dienern des Königs, Balikudembe. Er war des Königs größter Freund und Katholik. Er sagte zum König: „Herr, warum läßest du einen Europäer töten, den dein Vater nicht getötet haben würde.“ Der König gab ihm keine Antwort. Aber unmittelbar darauf wurde der König krank an einer Augenentzündung und heftigem Fieber. Als der damalige Katikiro Mukasa zum Könige kam, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, erzählte dieser ihm, was Balikudembe zu ihm gesagt habe. Sofort ergriff der Katikiro ihn und sagte: „Was, du wagst es, den König mit den Gebeinen seines Vaters zu beschimpfen?“ Man schleppte ihn zum Scharfrichter, und dieser verbrannte ihn lebendig. Das war der Grund, der den König Muanga alle, die der Religion unseres Herrn Jesu Christi anhingen, hassen ließ. Viele wünschten jetzt um so mehr mit ganzem Herzen, lesen zu lernen und zu glauben. Nachdem des Königs Häuser niedergebrannt waren, ging er nach Mugongo, und als er dort hingekommen war, verklagten die Häuptlinge die christlichen „Leser“ bei ihm, sie hätten eine Schlange und ein Schaf getötet und beide zusammen gekocht. Als der König das hörte, versuchte er, neue Gelegenheiten zu finden, die Christen zu verurteilen. Darauf ging er an den See, um Flußpferde zu jagen. Als er von der Jagd zurückkam, fragte er nach einem Knaben Tombasi Muwafu, den Sohn des Katikiro Mukasa, indem er sagte: „Wo ist er hingegangen?“ Man sagte ihm, er sei zu Kisule, dem Schmied gegangen. Als der König das hörte, wurde er wütend und ließ ihn holen. Als man ihn brachte, band er seine Arme mit einem Strick und schleppte ihn mit sich in sein Schatzhaus. Hier traf er mich, Apolo Kagwa, und fragte mich „Wo sind meine Speere?“ Ich erwiderte: „Wir brachten sie zum Schmied Kakoza, sie zu schärfen.“ Er rief: „Wo ist mein Schwert?“ Ich antwortete: „*Hier ist eins*“, indem ich es herabnahm und ihm gab. Er zog es heraus

am Christentum selbst nicht nur nicht irre machten, sondern in demselben reiften. Was Utschimura über diese Beobachtungen, Erfahrungen und die mit ihnen zusammenhängenden eignen inneren Erlebnisse schreibt, das enthält eine Fülle von Wahrheiten, die aus dem Munde eines jungen Heidenchristen durch ihre Gereiftheit und Gesundheit oft überraschen, für die alte Christenheit manches Beschämende und für die Missionsarbeiter neben viel Kritischem und Belehrendem viel Trostvolles enthalten. Ich bedaure, daß ich aus Raummagel darauf verzichten muß, durch Zitate das zu illustrieren; nur auf S. 85, 105 f. u. 109 f. will ich hinweisen, um das hier über die Bekehrungsmethode Gesagte den Missionaren, und das über das Christentum und die Notwendigkeit der Misston Bemerkte den Missionsgegnern zum Nachdenken zu empfehlen. Es redet hier ein japanischer Christ und nicht alles, was er sagt verdient Empfehlung; der Individualismus, der ihn in ein independentes Einspänniertum führt, weil ihm für Kirche und Organisation das Verständnis fehlt, ist sehr bedenklich; aber der ernstesten Beherzigung wert ist seine Warnung vor Christianisierung nach abendländisch kirchlichen Modellen. Seit der Rückkehr in sein Vaterland ist der Verfasser als unabhängiger Evangelist und Literat in Tokio tätig, namentlich durch seine japanische Zeitschrift: „Das Bibelstudium", die das charakterische Motto trägt: Pro Christo et Patria.

Das umfangreiche und elegant ausgestattete Werk von Lauterer behandelt in 19 Kapiteln das alte und das neue Japan, das alte Kapitel 1—7 in 7 Perioden, das neue bis zum Schluß des Buchs, zuerst die Erschließung des Landes und seine Geschichte bis zur Gegenwart, dann die Charakterisierung der Bevölkerung, ihre Eigenschaften, Denkweise, Sprache, ihr tägliches Leben, ihre Nahrung, Kleidung, Wohnung, Kunst, Industrie, Landwirtschaft, den Handel und Verkehr, dann Pflanzen- und Tierwelt und endlich Geographie und Topographie, alles auf Grund fleißiger Studien und eigner Anschauung. Der Mission wird nur gelegentlich, am relativ ausführlichsten der alten katholischen gedacht, von der protestantischen blos auf ein paar Zeilen geredet, die mit Munzinger entnommenen statistischen Daten ausgefüllt sind. Daß viele nur darum zum Christentum übergetreten sind, „weil es ihnen eine Unterstützung oder ein kleines Amt einbringt" ist dem Verfasser als „selbstverständlich". Von Munzinger, den er sonst gern benutzt, hat er das nicht gelernt und noch weniger von Utschimura, den er freilich noch nicht gekannt hat. Daß das Buch, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, „dem Leser zum ersten Male eine zusammenhängende populäre Darstellung des japanischen Reichs und seines gesamten Kulturlebens biete" ist zum Teil zutreffend. Es stellt nämlich zusammen, was die umfangreiche Japan-Literatur über Geschichte und Kulturleben des Landes in mehr oder weniger ausführlicher und allseitiger Weise bereits gebracht hat und bereichert es auch durch manchen neuen Zug, sodaß wir in ihm mit Ausnahme der Mission und überhaupt des nur dürftig behandelten religiösen Lebens etwas Ganzes über Japan besitzen; aber auf die Bezeichnung einer „populären" Darstellung kann es nicht durchweg Anspruch machen, obgleich es ihm an Klarheit nicht fehlt. Die von Munzinger gegebenen Charakteristiken der Japaner sind ungleich konkreter, anschaulicher, anziehender als die von Lauterer. Ja, er gibt ein gehäuftes, auch detailiertes

Grenzen der „Niederlassungen“ hinaus, — alles das existiert heute nicht mehr. Andrerseits ist auch die den Japanern so verhaßte und ihren Nationalstolz verletzende Exterritorialität der Ausländer aufgehoben. Von nun an sind die Ausländer, ebenso wie die Eingeborenen, der japanischen Gerichtsbarkeit unterworfen und werden auch zur Steuerzahlung herbeigezogen. Nun dürfen auch die Missionare überall wohnen und frei ohne Paß herumreisen im ganzen Lande, die Missionsgesellschaften, deren an Grundstücken erworbenen Eigentumsrechte bisher von befreundeten Japanern vertreten werden mußten, dürfen nun Grund und Boden unter Bedingungen erwerben, die praktisch dem Eigentumsbesitz fast gleichbedeutend sind. Für die betreffenden Grundstücke wird die Superfizies auf 500 Jahre erworben, d. h. das Recht, auf die Dauer von 500 Jahren auf den Grundstücken als Eigentümer uneingeschränkt zu walten (Z. M. R. 1900, 88).

Diese Erleichterungen wird sich die Mission gewiß zunutze machen. Bisher sind verhältnismäßig nur sehr wenige Punkte des Landes, und zwar überwiegend die größeren Städte, von den Missionaren als Hauptstationen besetzt, und das Innere des Landes ist meist noch garnicht vom Evangelium berührt. Es ist an der Zeit, mit den irrtümlichen Vorstellungen aufzuräumen, als ob das Christentum im ganzen Lande, oder auch nur im größeren Teil desselben wenigstens einigermaßen bekannt sei. Nur auf Grund solcher durchaus verkehrten Vorstellungen von dem Stande der Dinge konnten einerseits die sanguinischen Hoffnungen erblühen, daß Japan in einem Vierteljahrhundert ein christliches Land werden könnte, sowie die phantastischen Pläne, die fremden Missionskräfte einzuschränken und die fernere Missionierung des Landes der einheimischen christlichen Kirche zu übertragen. Mit Recht sind diese Hoffnungen und Pläne bei wirklichen Kennern und nüchternen Beurteilern der Lage auf energischen Widerspruch gestoßen. Jetzt wird von seiten der Missionare darauf hingewiesen, wie wenig die Verbreitung christlicher Erkenntnis, oder auch nur der Kenntnis vom Christentum mit der politischen Entwickelung Schritt gehalten. Während die Nation in ihrer Gesamtheit von dem neuen politischen Leben mehr oder minder beeinflußt worden, sei noch immer die Hälfte des Volkes, vielleicht gar $^3/_4$ desselben praktisch unberührt vom Christentum geblieben. Während auf 1000 Japaner nur ein evangelischer Christ kommt, sei an etwa 30 Millionen Japaner das Evangelium noch nie herangetreten, und

meinde und 2 Predigtplätze in Tokio zu erlangen, nicht weniger als 35 Papiere einreichen und sehr lange auf Antwort warten mußten (South. Presb. Rep. 1901, 70. Am. Bapt. Rep. 1900, 170), ist zwar ärgerlich genug, doch soll dergleichen auch anderswo vorkommen. Und mit der Steuerzahlung kann die Missionare das Bewußtsein versöhnen, daß sie in Japan dafür auch durch sehr anerkennenswerte Gegenleistungen des Staates (z. B. auf dem Gebiete des Verkehrs-, Post- und Telegraphenwesens) entschädigt werden.

Die auch in der vorigen Rundschau registrierten Befürchtungen der Japaner, nach dem Inkrafttreten der neuen Verträge würden die Fremden das Land überfluten, sind durch die Tatsachen keineswegs gerechtfertigt worden, wie überhaupt diese „weiße Gefahr" weniger in Wirklichkeit, als vielmehr in der Einbildung des dünkelhaften Neujapan existierte, für welches das Land der aufgehenden Sonne ganz selbstverständlich das Ziel des Strebens aller Fremden und den Inbegriff alles Begehrenswerten für alle Nationen des Westens bedeutet. Der Eifer der Japaner, englisch zu lernen, hält aber an, und die Missionare hätten viel zu tun, wenn sie allen an sie herantretenden Bitten entsprechen wollten. Während die einen das Ansinnen, englischen Sprachunterricht zu erteilen, schlechtweg ablehnen, suchen die anderen, den Sprachunterricht zu einer Missionsunterweisung zu gestalten, indem sie mit dem Sprachunterricht Bibelerklärung verbinden. Beide Methoden haben missionarische Erfolge zu verzeichnen. Ein Missionar berichtet seine Erfahrung, daß die Leute, denen er den Sprachunterricht verweigert, bald nachdem gekommen seien, um ihn um eine japanische Bibel zu bitten (Am. Presb. Rep. 1902, 183), während andre gerade mit der Verbindung von englischem Sprach- und Bibelunterricht die besten Erfahrungen gemacht haben (Am. Presb. Rep. 1903, 200. C. M. S. Proc. 1898—99, 388. Assembly Herald 1902, 358. The Missionary 1899, 411). Ja, zuweilen ist die Bitte um englischen Unterricht nur ein Vorwand für solche, die das Christentum kennen lernen wollen, ohne doch den Mut zu besitzen, offen ihr Interesse für dasselbe zu bekunden (C. M. S. Proc. 1901—1902, 415).

Auch die gemeinsame Aktion der Japaner mit den verbündeten westlichen Mächten bei der Unterdrückung der chinesischen Wirren 1900, bei der Entsetzung Pekings, hat die Japaner dem Westen näher gerückt und die freundschaftlichen Beziehungen zu den Ausländ-

Die letztverflossenen Jahre sind für Japan Jahre bedeutenden politischen Fortschritts gewesen und ebenso ist auch mancher Fortschritt auf dem Gebiet der Bildung und Kultur, des gesellschaftlichen und sozialen Lebens zu verzeichnen. Die Regierung gibt sich die erdenklichste Mühe, das Schulwesen zu heben und hat recht bedeutende Resultate erzielt. Über 93% aller Knaben, die in schulpflichtigem Alter stehen und über 81% der Mädchen besuchen jetzt nach dem Bericht des Erziehungsdepartements die Schulen (Ref. C. Rep. 1903, 41). Wie aus diesen Ziffern hervorgeht, wird nun auch der so lange vernachlässigten Bildung des weiblichen Geschlechts die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt. In Tokio ist sogar eine „Mädchen-Universität" gegründet worden, die bald 800 Zöglinge zählte. Der Direktor Naruse ist ein Christ, doch trägt die Schule kein christliches Gepräge. Der Name „Universität" ist irreführend, denn in der Tat handelt es sich nur um eine gehobene Mädchenschule. Die höheren Missionsmädchenschulen, wie z. B. das presbyterianische Joshi-Gakuin, stellen ungleich höhere Anforderungen. Doch ist es beachtenswert, daß diese „Universität" ein rein-japanisches Unternehmen ist (Am. Presb. Rep. 1903, 179. Woman's Work for Woman 1903, 207). — Die Presse gewinnt immer mehr Verbreitung und Einfluß im Lande. Einen interessanten Einblick in das japanische Zeitungswesen gewährt ein Artikel im Baptist Miss. Magazine 1903, 13 ff. — Es zeigt sich eine größere Bereitwilligkeit zu Reformen auf sozialem Gebiet und zur Bekämpfung sozialer Übelstände, wenn auch allerdings die Anregungen dazu meist von den Fremden, den Missionaren, ausgehen. So hat der Kampf gegen die Prostitution, welcher von Missionaren, namentlich von dem energischen methodistisch-protestantischen Miss. Murphy und von der Heilsarmee aufgenommen worden ist (Meth. Prot. Rep. 1901, 15. C. M. S. Proc. 1899—1900, 428. The Christian 4. Febr. 1904, 15), auch in der Mission fernstehenden Kreisen Unterstützung gefunden. Das Departement für innere Angelegenheiten hat schließlich ein Gesetz, die Free Cessation Regulation, erlassen, laut welchem die unglücklichen, oft als Kinder verkauften Opfer der Unzucht, sobald sie es nur wollen, ungehindert die Bordelle verlassen dürfen (Am. Presb. Rep. 1903, 181. C. M. S. Proc. 1900—01, 460). Der Erfolg dieser Bewegung ist auch aus den Zahlen zu ersehen. Ende 1902 gab es nach amtlichen Berichten 38676 registrierte Prostituierte in Ja-

zu wollen. Japan hat schon längst gelernt, Kultur und Religion von einander zu trennen, die ihm bei seiner ersten Berührung mit dem Westen aufs engste mit einander verbunden gegenübergetreten waren, und jetzt ist Japan nicht allzuweit von dem bedenklichen Abwege, ein Kulturstaat ohne Religion zu werden. In Japan hat die Mission eine besonders schwierige Aufgabe zu lösen. Daß sie dazu imstande ist, das ist ja freilich für einen Jeden, der in der Mission ein Gotteswerk erblickt, über allen Zweifel erhaben.

II.

Die religiöse Lage Japans ist kurz gefaßt folgende. In den unteren Klassen der Bevölkerung herrscht vielfach noch der krasseste Aberglaube, in den oberen Schichten der Gesellschaft, bei den Gebildeten und Reichen, finden wir meist völlige religiöse Gleichgiltigkeit, das Fehlen jeder Religion und jedes Bedürfnisses nach einer solchen. Diese religiöse Gleichgiltigkeit und Selbstgenügsamkeit bei hohem Stande der Kultur ist ein noch viel schlimmeres Hindernis für die Mission, als das krasseste Heidentum mit seinem eingefleischten Aberglauben und seiner erbitterten Opposition: „Wir sind den Nationen Europas gleichgestellt, wir haben ein vorzügliches Erziehungssystem, wir haben Telegraphen, Eisenbahnen, Dampfschiffe und große Fabriken, wir haben ein gutes Heer nnd eine gute Flotte und eine konstitutionelle Regierung. Was brauchen wir noch mehr?“ So denken jetzt Viele (Am. Bapt. Rep. 1902, 183).

Die Regierung ist bestrebt, in religiösen Fragen die strikteste Neutralität zu wahren. Einen Beweis dafür liefert eine 1899 von der Regierung an das Parlament eingebrachte Gesetzesvorlage, nach welcher alle Religionen in Japan eine gleiche Stellung zum Staate erhalten und in gleicher Weise der Kontrolle des Staates unterstellt werden sollten. Durch dieses Gesetz hätte das Christentum Anerkennung und Schutz des Staates, sowie Steuerfreiheit für sein kirchliches Eigentum und für seine Geistlichen erlangt, wäre dafür aber auch in größere Abhängigkeit vom Staate gekommen, welche unter Umständen hätte verhängnisvoll werden können. Doch begannen die Buddhisten alsbald eine energische Agitation gegen diese Gesetzesvorlage und setzten es durch, daß diese abgelehnt wurde. Immerhin sind aber seitdem auf administrativem Wege alle Religionen, mit Ausnahme des Schintoismus, welcher auf den Anspruch

aus Neutralitätsrücksichten. Die unmittelbare Folge dieser Verordnung war, daß einzelne Missionsschulen, welche staatliche Rechte besaßen, auf diese verzichteten und infolgedessen eine starke Einbuße an der Zahl ihrer Zöglinge erlitten, und einzelne Elementarschulen völlig eingingen (Am. Presb. Rep. 1900, 143. 144. Ref. C. Rep. 1900, 59. Meth. Ep. Rep. 1901, 238. — Am. Presb. Rep. 1900, 144. 1901, 185. Prot. Ep. Rep. 1900, 194). Aber die von den Leitern der bedeutendsten Missionsschulen unternommenen Schritte, welche auch in der japanischen Presse Sympathie und Unterstützung fanden, führten eine Wendung zum besseren herbei. Die Gesetze wurden, wenn auch nicht formell aufgehoben, so doch derartig gehandhabt, daß die Missionsschulen, ohne ihren christlichen Charakter einzubüßen weiter bestehen konnten. Einzelne Rechte wurden ihnen wieder gewährt und die Instruktion des Ministers wurde dahin erläutert, daß der Religionsunterricht in Schulen, die aus Privatmitteln unterhalten werden, zu gestatten sei, wenn er außerhalb der Schulstunden und in getrennten Räumen erteilt werde (Am. Presb. Rep. 1902, 170. Ref. C. Rep. 1901, 54 f. Meth. Ep. Rep. 1902, 301. Prot. Ep. Rep. 1900, 167. 193. C. M. S. Proc. 1899—1900, 420). Immerhin entbehrt aber die Lage, trotz des gegenwärtigen freundlichen Entgegenkommens der Regierung, nicht einer gewissen Unsicherheit. Es kann jeden Augenblick anders werden. Die gegenwärtige Stellung der Regierung zur Missionsschulfrage läßt sich wohl am füglichsten dahin präzisieren, wie das in C. M. S. Proc. 1902—1903, 383 geschieht, daß sie die Freiheit des Religionsunterrichts nicht antasten will, sofern sie nur 1. es in der Hand behält, jederzeit, wo es ihr erforderlich scheint, wirksam eingreifen zu können, und 2. sofern sie sich nicht den Vorwurf einer Begünstigung des Christentums zuzuziehen zu befürchten hat. Bezeichnend für die Unbestimmtheit der gegenwärtigen Lage ist aber auch eine Äußerung eines Beamten im Erziehungsministerium gegenüber den christlichen Schulvertretern, die sich auf die japanische Verfassung und die durch diese gewährleistete Glaubensfreiheit beriefen. Er meinte, mit der Gewährleistung der Glaubensfreiheit sei eine Freiheit der religiösen Propaganda noch nicht gewährleistet. Jedermann habe nur die Freiheit zu glauben, was er wolle, nicht aber die Freiheit, andre für seinen Glauben zu gewinnen. Die bisher gewährte Freiheit der Propaganda sei vielmehr nur eine besondere Vergünstigung, auf die man vielleicht nicht immer hoffen dürfte (Z. M.

für ein so weit fortgeschrittenes und intelligentes Volk (!) eignen würde, und wenn Professor Inouye in einer Vorlesung äußert, in der ganzen Welt finde sich gegenwärtig keine Religion, die sich für Japan eigne, mit der Zeit erst dürfte sich aus den Elementen der Hauptreligionen eine universelle Religion bilden, welche Japan annehmen könnte (The Missionary 1900, 59 ff. 102). Das ist die Stellung zur Religion, die die Mehrzahl der Gebildeten gegenwärtig in Japan einnimmt. Entweder glauben sie keiner Religion zu bedürfen, oder sie wähnen, diejenige Religion sei noch garnicht vorhanden, welche sie befriedigen könnte. An dieser Tatsache wird dadurch nichts geändert, daß sich in höheren Kreisen verhältnismäßig viele Christen finden. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß der Präsident des Abgeordnetenhauses ein Christ sei und die Zahl der christlichen Abgeordneten um ein vielfaches den normalen Prozentsatz übersteige, daß im Heer und in der Flotte mehrere höhere Offiziere christlichen Gemeinden angehörten (Am. Bapt. Rep. 1901, 185). Die Tatsache ist ja recht erfreulich, darf uns aber nicht zu falschem Urteil über die Gesamtlage verleiten. Letztere ist der Religion keineswegs günstig.

Die alten heidnischen Religionen zählen allerdings noch in allen Klassen der japanischen Bevölkerung zahlreiche Anhänger, teils solche, die es aus Überzeugung, teils solche, die es aus Gewohnheit sind. Der Schintoismus ist vom Kampfplatz der Religionen abgetreten. Die einflußreichste Sekte des Schinto, der Jingu-Kyokwai in Ise, hat 1899 auf eigenes Ansuchen von der Regierung das Zugeständnis erhalten, daß sie offiziell nicht mehr als Religionsgemeinschaft, sondern bloß als Vereinigung zur Erhaltung altjapanischer Zeremonien gelten soll. Man erkannte in diesen auf den ersten Blick sinnwidrigen Ansinnen des Schinto (denn daß dieser mit seinen Tempeln und seinem Götterkultus eine Religion ist, liegt doch auf der Hand) einen klug berechneten Rückzug vor dem überlegenen Feinde, dem Christentum, das dank der neuen Verträge weiter vordringt als bisher, einen Rückzug aber, der doch weitere Feindseligkeiten gegen das Christentum nicht unmöglich macht. Denn nun hat der Schintoismus das offizielle Recht, die Angriffe auf den schintoistischen Aberglauben zu ignorieren, andrerseits aber die praktische Möglichkeit, das Christentum nach wie vor als den Feind der alten japanischen Loyalität anzugreifen. Durch diesen Schritt hat sich der Schintoismus sein Existenzenrecht für die Zukunft, ja geradezu ein Anrecht auf allgemeinere Anerkennung seitens

stehen neue Spaltungen (Z. M. R. 1903, 27. The Missionary 1900, 442). Man verlangt eine gründliche Reformation des japanischen Buddhismus, der sich nur allzuweit von dem ursprünglichen, einfachen und schmucklosen Atheismus Gautamas entfernt hat, und die Mißstände sollen abgestellt werden (Assembly Herald 1899, II, 123 ff. Z. M. R. 1902, 142 f.). Im Kampfe gegen das Christentum wendet der Buddhismus in Japan je nach den Umständen verschiedene Mittel an. Es werden vielfach Rowdies gedingt, welche die christlichen Versammlungen stören sollen, auch verschmähen es die Priester bisweilen nicht, bei der Bekämpfung des Christentums mit Kneip- und Bordellwirten gemeinsame Sache zu machen. Verschiedene Störungen werden berichtet, welche das Einschreiten der Polizei nötig machten (C. M. S. Proc. 1899—1900, 427. Meth. Ep. Rep. 1899, 201. Miss. Herald 1903, 165 f. South. Presb. Rep. 1903, 59). Oder es werden die Leute durch Verbreitung unsinniger Gerüchte über die Christen, oder durch geschäftlichen und gesellschaftlichen Boykott eingeschüchtert, so daß die christlichen Prediger keine Lokale zum Abhalten von Versammlungen erhalten können (Am. Pres. Rep. 1900, 152. 1903, 204. C. M. S. Proc. 1899—1900, 437. South. Presb. Rep. 1900, 69. Ref. C. Rep. 1901, 48. South. Bapt. Ann. 1902, 101). In Disputationen werden nicht etwa die Lehren des Buddhismus gegen das Christentum ins Feld geführt, sondern die Lehren des europäischen Unglaubens (Spirit of Missions 1901, 622). Mit Vorliebe werden auch die Methoden der christlichen Mission zwecks der Bekämpfung letzterer nachgeahmt. Es werden Predigten und Vorträge gehalten, Jünglingsvereine gegründet. Die Errichtung einer großen Zentral-Predigthalle in Tokio und die Gründung einer Buddhistischen Traktatgesellschaft ist ins Auge gefaßt. Selbst weibliche Kräfte werden jetzt im Dienste der buddhistischen Gegenmission verwendet, um die Arbeit der christlichen Bibelfrauen unwirksam zu machen (South. Presb. Rep. 1900, 69. C. M. S. Proc. 1898—99, 381. The Missionary 1901, 491). Ja die Buddhisten gehen sogar ihren Landsleuten über den Ozean nach und gründen ihre Missionen in Amerika, wo sie in San Franzisko bereits eine Gemeinde mit 3 Zweig-Gemeinden und einen starken Jünglingsverein besitzen (Miss. Review of the World 1901, 865).

ärztlicher Arbeit, 17 englische, 12 amerikanische, 2 deutsche und eine australische; neben ihnen existieren einige größere und kleinere selbständige missionsärztliche Unternehmungen. Es ist verständlich, daß eine solche allgemeine Beteiligung der M. G. G. auch einen großen Wirkungskreis der missionsärztlichen Arbeit bedingt; es wurden nach dem letzten Bericht über das Jahr 1902 im Ganzen als Hospitalkranke 25 263 und in poliklinischer Tätigkeit 777 823 Patienten behandelt! Das sind gewaltige Zahlen, die eine beredte Sprache von vorhandenem Elend und angebotener Hilfe reden. Wenn man nun noch bedenkt, daß jedem einzelnen dieser Patienten das Evangelium, sei es in kürzerem, sei es in längerem Verkehr mit den Missionsärzten und Ärztinnen ans Herz gelegt wurde, so läßt sich einigermaßen ein Begriff von der Ausdehnung und Wirksamkeit der Arbeit gewinnen.

Was die Dichtigkeit der Besetzung mit missionsärztlichen Stationen in den einzelnen indischen Missionsfeldern anlangt, so finden wir, daß das Pandschab weitaus am stärksten besetzt ist, dann folgt Bengalen, Madras, die 1840 durch den Am. Board in Madura zuerst mit ärztlicher Mission besetzte Provinz, dann die nordwestlichen Provinzen, die Zentralprovinzen, die Präsidentschaft Bombay, Radschputana und endlich Travankor. Die übrigen Stationen mit ärztlicher Mission verteilen sich auf Hyderabad, Malabar, Beludschistan, Tibet und Assam.

Beginnen wir unsern Rundgang in dem Pandschab, so finden wir, daß die meisten missionsärztlichen Stationen dieses Gebietes, zu dem ich der Übersichtlichkeit halber auch die vorgeschobenen Posten in Beludschistan und Kaschmir rechne, der C. M. S. gehören. Nicht weniger als elf stark besetzte Stationen mit 21 Missionsärzten zählt ihr dortiges missionsärztliches Werk. Es darf in seiner Gründlichkeit und Betriebsart geradezu als mustergiltig angesehen werden. Die bedeutendste Station ist Srinagar in Kaschmir, das durch die Geschichte des heldenmütigen Missionsarztes Dr. Elmslie, der sein Leben der Gründung dieser Station zum Opfer brachte, bekannt ist. Im eigentlichen Pandschab ist Amritsar das missionsärztliche Hauptquartier, um das herum sich eine Anzahl meist von in Amritsar ausgebildeten eingeborenen Missionsärzten geleiteter Nebenstationen gruppiert. Ferner hat die C. M. S. auf dem rechten Indusufer eine schöne Kette von recht bedeutenden Missionsstationen, von denen ein-

Nicht so dicht wie der Pandschab sind die Nordwestprovinzen mit missionsärztlichen Unternehmungen versehen. Hier stehen obenan die amerikanischen bischöflichen Methodisten mit 6 ärztlichen Stationen; ihr Zentrum ist Bareilly, wo auch eine Anzahl weiblicher Ärztinnen ausgebildet werden. Die Stationen der bischöflichen Methodisten zeichnen sich durch eine meist vollständige Anlage aus und sind daher auch in ihrer Arbeit nicht auf die Hilfe von Hauptstationen angewiesen. Ein sehr beachtenswertes Werk hat die Zenana Bible and Medical Mission, die in Benares, Lakhnau und Adschodscha 3 große Frauenhospitäler besitzt. Englische Baptisten mit zwei Hospitälern in Palwal, die L. M. S. mit Katschwa und dem missionsärztlich wichtigen Ort Almora, ferner die nördlichen amerikanischen Presbyterianer mit 2 Krankenhäusern in Allahabad und Saharanpur, die S. P. G. in Kahnpur und die Womans Union Missionary Society in Dschhansi vervollständigen die Reihe der in den Nordwestprovinzen missionsärztliche Arbeit treibenden M. G. G. Dem obenerwähnten Unternehmen des Fräulein Dr. Brown in Lodhiana entsprechend besteht seit 1891 in Agra eine von Dr. Colin Valentine gegründete und später von der Edinburger ärztlichen M. G. übernommene äußerst wertvolle ärztliche Missionsschule für junge eingeborene Christen, etwa 22—25 an der Zahl. Der jetzige Leiter Dr. Huntly hat die Schule auf der Höhe, die Dr. Valentine erreichte, erhalten und sehr hoffnungsvolle Erfolge unter den von den verschiedensten M. G. G. ihm zur Ausbildung zugesandten Jünglingen erreicht. Das Examen, das den Lehrgang abschließt, hat auch hier staatliche Giltigkeit. Die ältesten ehemaligen Studenten sind schon 17 Jahre ununterbrochen im Missionsdienst.

In den Zentralprovinzen treffen wir 3 M. G. G. an der missionsärztlichen Arbeit; der kleinen der Quäker mit dem Zentrum in Hoschangabad steht eine ziemlich bedeutende der vereinigten schottischen Freikirche gegenüber; sie gruppiert sich um Nagpur, das in den Zentralprovinzen die Stelle von Amritsar im Pandschab einnimmt; ein großes Frauenhospital und drei Polikliniken bilden den äußeren Apparat des missionsärztlichen Werkes in Nagpur. Von hier aus haben sich in Wharda und in Bhandara Absenker gebildet, die schon seit längerer Zeit ihr eigenes Krankenhaus mit Poliklinik haben. Auch die missionsärztliche Wirksamkeit der Foreign Christian Missionary Society in den Hospitälern in Mungeli Timarni und Harda ist ziemlich *bedeutend.*

die C. E. Z. M. S. in einem schönen vielgeschätzten Hospital den Frauen des Landes eine sichere Zufluchtsstätte in Krankheitsnot bereitet. Aber auch der noch ziemlich selbständige Staat Hyderabad hat sich dem eindringenden Evangelium öffnen müssen, und die ärztliche Mission hat wesentlich dazu beigetragen, diesen Erfolg herbeizuführen; an ihr haben sich die bischöflichen Methodisten in Gulbarga, jetzt sind dort 2 Polikliniken, die Wesleyaner in Medak und die Freischotten in der starken Station Dschalna beteiligt.

Wir kehren nun nach Westen in die Präsidentschaft Bombay zurück. Auch dieses Feld hat auf missionsärztlichem Gebiet Beachtenswertes aufzuweisen. Im Süden konzentriert sich die Arbeit auf Miradsah, das die nördlichen amerikanischen Presbyterianer mit 2 Krankenhäusern und Polikliniken besetzt halten, das ältere von ihnen ist eines der wenigen Kinderhospitäler in Indien, und auf Puna, in dem zwei Hospitäler und drei Polikliniken bestehen. Außer diesen beiden Punkten ist noch die Tätigkeit der Freischotten in Thana und Umgegend nördlich von Bombay wichtig. In diesem Ort wirkt seit langen Jahren der indische Arzt Dr. Lazarus Abraham in großer Treue und Segen, der bei den Eingeborenen in so hoher Achtung steht und so viel Vertraueu genießt, daß es vorgekommen ist, daß die andrängende Menge der Patienten das Hoftor und den Zaun niederdrückte und in mächtigem Strom den Hof und das Haus des Arztes erfüllte. In diesem Gebiet unterstützen auch noch der Board, die bischöflichen Methodisten und die Foreign Christian Mission Society ihre Missionsarbeit durch poliklinische Tätigkeit.

In ganz hervorragender Weise hat sich die ärztliche Mission in den Zentralprovinzen bewährt. Hier arbeiten mit einem ziemlich großen Apparat die kanadischen Presbyterianer; sie haben 2 Hospitäler und 10 Polikliniken im Betrieb, deren wichtigsten in Nimatsch und Indur liegen. Die Arbeit unter den wilden Bhils, die noch mißtrauisch auf ihren Bergen hausen, scheint sehr hoffnungsreich zu sein, und das Zutrauen der Einwohner nimmt stetig zu.

Was von der ärztlichen Mission der kanadischen Presbyterianer gesagt wurde, das gilt in noch erhöhtem Maße von der Arbeit der Freischotten in Radschputana. Der erbitterte Widerstand der eingeborenen Fürsten dieser Staaten wurde nach geduldigem Ausharren durch die Tätigkeit der tüchtigen Missionsärzte überwunden *und jetzt treiben* diese ein blühendes ärztliches Missionswerk, welches

Die 3 deutschen M. G. G. sind die Barmer, die Basler M. G. und der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein; 15 amerikanische und 14 englische, außerdem noch eine dänische und eine schwedische M. G. sind, neben einer Anzahl freier Missionsärzte in China missionsärztlich tätig.

In der Provinz Kwangtung sind die missionsärztlichen Unternehmungen unter die bedeutendsten in ganz China zu rechnen. Wir können daselbst mehrere große Zentren unterscheiden. Zuerst die Hauptstadt Kanton, in der einige amerikanische M. G. G. ärztliche Mission treiben. Hier besteht das jetzt der Medical Missionary Association in China gehörende von dem Veteran der chinesischen Missionsärzte Dr. Peter Parker 1835 gegründete ehrwürdige Hospital, neben demjenigen in Shanghai das bedeutenste in China. Es arbeiten an dem Hospital Missionsärzte der nördlichen amerikanischen Presbyterianer, deren Patientenzahl jährlich über 30000 steigt. In Verbindung mit dem Hospital haben die Missionsärzte eine Ausbildungsstätte für einheimische christliche Ärzte, aus der schon mancher tüchtige Missionsarzt hervorgegangen ist. Ein weiteres Zentrum dieses Missionszweiges ist Swatau. Hier treffen wir die englischen Presbyterianer an ausgezeichneter Arbeit, die auch in missionarischer Beziehung an Erfolgen reich ist; der Einfluß dieses Hospitals hat sich besonders weit ins Land hinein erstreckt und aus über 2000 Dörfern strömen die Patienten in Swatau zusammen. Von hier aus sind noch in der Umgegend der Stadt ziemlich bedeutende Zweighospitäler errichtet worden. Hand in Hand mit den Presbyterianern arbeiten die amerikanischen Baptisten in Swatau. Ist Swatau ein wichtiger Stützpunkt der ärztlichen Mission an dem nördlichen Teil der Küste Kwangtungs, so hat die Station Pakhoi der C. M. S. am südwestlichen Ende der Küste eine entsprechende Bedeutung; hier wird besonders Großes in der Pflege von Aussätzigen geleistet; die C. M. S. besitzt in Pakhoi das größte Aussätzigenheim in China und erzieht die noch arbeitsfähigen Pfleglinge zu nützlichen Handwerkern. Pakhoi kaum an Bedeutung nachstehend ist die Arbeit der L. M. S. in Hongkong, die zwei Hospitäler eins für Männer und eines für Frauen und Kinder zur Verfügung hat und vielen Tausenden von Patienten Hilfe und Trost spendet. Unter den zahlreichen sonstigen missionsärztlichen Stationen in Kwangtung haben für uns noch zwei *andere besonderes* Interesse, nämlich Tungkun und Kayintschu. In

versehen. Die C. J. M. dagegen hat unter 5 Plätzen nur eine Hospitalstation, während die anderen M. G. G. 3 Stationen mit ebensovielen Krankenhäusern haben. Der Hauptstützpunkt der ärztlichen Mission in Sztschuen ist die Hauptstadt Tschengtu mit 3 Hospitälern und 4 Polikliniken. Es tritt bei der Betrachtung dieser Tatsache, die uns schon mehrfach begegnet ist und noch öfters begegnen wird, daß nämlich in einer Stadt 3, 4 ja 5 verschiedene M. G. G. jede ihren eigenen und auch kostspieligen missionsärztlichen Apparat hat, die Frage auf, ob es nicht zweckmäßiger wäre, wenn sich diese M. G. G. vereinigten und alle Kräfte auf 1 oder 2 große Hospitäler, die dann auch wirklich allen Anforderungen entsprächen, konzentrierten. Dann würden auch Kräfte frei für weiteres Vordringen. Dieser Gedanke ist schon mehrfach in englischen ärztlichen Missionszeitschriften angeregt worden. Vielleicht könnte er im Laufe der Zeit weiter ausgebaut und ausgeführt werden. Die übrigen Stationen mit ärztlicher Mission in Sztschuen, es sind meist Polikliniken, sind östlich, nördlich und südlich von Tschengtu zu finden.

Die auf dem Südufer des Jangtze gelegenen 3 Provinzen Kweitschau, Hunan und Kiangsi haben in missionsärztlicher Beziehung jede nur eine Station aufzuweisen und nur das Hospital der bischöflichen Methodisten in Kiukiang in Kiangsi hat einige Bedeutung.

Wichtiger und ausgedehnter ist das ärztliche Missionswerk in dem gesunden Schantung; fast jeder der 12 missionsärztlich besetzten Orte hat Hospital und Poliklinik, einige, so z. B. Tschifu, Tsinanfu und Tschiningtschau und andere sogar zwei. Das bedeutendste missionsärztliche Werk in dieser Provinz haben die nördlichen amerikanischen Presbyterianer; die C. J. M. hat in Tschifu außer 2 Hospitälern noch ein von Hudson Taylor gegründetes Sanatorium, der dort nach längerer Krankheit Erholung suchend durch die frische Luft wunderbar gekräftigt wurde. In dem deutschen Schutzgebiet hat auch eine deutsche M. G., der allgemeine evang.-protestant. Missionsverein, mit ärztlicher Mission begonnen, die sich hoffentlich im Lauf der Zeit festigen und ausdehnen wird.

In der nordwestlich an Schantung anstoßenden Provinz Tschili finden wir eine starke Besetzung mit missionsärztlichen Unternehmungen. Vor allem sind es die beiden Städte Tientsin und Peking, die in dieser Hinsicht bedeutendes aufzuweisen haben. Das Entgegenkommen der Behörden hat die Ausdehnung der ärztlichen Mission begünstigt,

dienenden Häusern. Die soziale Organisation ist um so bewundernswerter wenn man bedenkt, daß Hey vor etwa 10 Jahren unter völlig wilden und scheinbar absolut nicht zu beeinflussenden Wilden landete." Und nun beschreibt er, wie sie sich nach festen Ordnungen gegenseitig helfen beim Hausbau und wie sie Differenzen in Männerversammlungen besprechen und schlichten unter Kontrolle des Missionars. „Die Schulleistungen der Kinder in Englisch waren sehr gut, Schreiben, Lesen, Rechnen vorzüglich. In Geographie konnten die Kinder mit jeder Klasse weißer Schüler in Queensland konkurrieren. Bei etwa 100 Fragen über die Geographie von Süd-Amerika und Australien kam keine einzige falsche Antwort."

Pastor Russel schreibt über das gleiche Thema:

„Die fortgeschrittensten Schüler lesen einfache Erzählungen mit Leichtigkeit, schreiben saubere Aufsätze, rechnen in allen 4 Spezies, beantworten in Erdkunde allgemeine Fragen und zeichnen einfache Figuren." — „Das ganze Leben des Platzes zeugt von der geistlichen Tätigkeit des Missionars. Ich sollte meinen, es müßte selbst für den dümmsten Bewohner von Mapoon unmöglich sein, nicht zu sehen, daß es die Religion Jesu ist, die hinter allem steht. Sie alle werden durch Wort und Beispiel gelehrt, daß Arbeitsamkeit, Reinlichkeit, der Besitz guter Häuser und die Unterordnung unter die Stationsordnungen religiöse Pflichten sind, nicht der bloße Wunsch des Missionars Hey, sondern Gottes Wille. Diesen Gedanken kann jeder in sich aufnehmen, denn er hört ihn in mancherlei Form und auf die verschiedenste Art und Weise."

Mr. Hedley vom australischen Museum Sidney, ein weitgereister Mann, der unter anderem auch viele Missionen auf den Inseln Ozeaniens kennen lernte, äußerte, daß keine in dem hohen Maße seine Sympathie gewonnen habe als diejenige in Mapoon. Ins Fremdenbuch schrieb er: „Habe einen tiefen Eindruck empfangen durch den Fortschritt, welchen die Eingeborenen in religiöser und moralischer Hinsicht unter der Leitung der Mission gemacht haben." Ein sehr praktischer Beweis solcher Sympathie war ein von ihm hinterlassener Scheck, ein Jahresbeitrag zur Erziehung eines schwarzen Waisenmädchens. —

Der Vollständigkeit wegen füge ich noch ein viertes, besonders ins Gewicht fallendes Zeugnis hinzu, obgleich es in der A. M. Z. (1897, 91) bereits früher mitgeteilt worden ist, nämlich das des Polizeiinspektors Fitzgerald, eines früheren Gegners der Mission. Derselbe schreibt u. a. an seine Oberbehörde:

„Auf Grund persönlicher Beobachtung der Verwaltung der Missionsstation Mapoon kann ich mit vielem Vergnügen feststellen, daß dieselbe nach meiner Ansicht ein vollkommener Erfolg ist, ein Ergebnis, das gesunder Menschenverstand, Mut und ein gutes Gemüt bei den Wilden erzielt hat. Das *war eine* gänzlich neue Erfahrung für mich, wenn ich diese Station mit an-

beitsfelder, und Arbeiten wie in das Leben und Wirken seiner einzelnen Arbeiterinnen gibt dieses mit Wärme geschriebene, schön ausgestattete, 286 Seiten umfassende Buch in einem längeren Schlußkapitel auch über die Frauen-Mission überhaupt, besonders über die in Indien und China, allerlei belehrende Orientierung, sodaß sein Inhalt über den durch den Titel begrenzten Rahmen beträchtlich hinausgeht. Besonders für die deutsche Frauenwelt ist die fleißige Arbeit der Verfasserin eine willkommene Gabe, der recht weite Verbreitung zu wünschen ist.

6. **Mott**: „Wandle vor mir. Winke zur Gewinnung eines festen Glaubensstandes." Stuttgart. Gundert. 1904. 1 Mk., geb. 1.60 Mk. Acht, zum Teil aus der 1902 in Schanghai unter dem Titel: Christians in reality erschienenen Sammlung von Ansprachen des bekannten Führers der christlichen Studentenbewegung übersetzte Reden, die wesentlich das christliche Leben, seine äußere wie innere Gestalt, und seine Quelle behandeln — alles knapp, kernig, gesund, sodaß man nur raten kann: lest und befolgt.

7. **A. Smith**: Rex Christus. An outline study of China. New York. Macmillan Comp. 1903.

8. **Beach**: India and Christian opportunity. New York. Stud. Vol. Mov. 1904.

Zwei Textbücher für das Missionsstudium, das erste herausgegeben von den beiden Zweigen der Presbyterianer-Kirche in den Vereinigten Staaten und geschrieben von dem bekannten Verfasser von Chinese Characteristics; das zweite herausgegeben von dem Student volunteer movement durch seinen Sekretär Beach, bereits das 27te in der Reihe, was schon etwas ans fabrikmäßige grenzt. Rex Christus gibt gut geordnet eine Übersicht über das Land und die Geschichte Chinas, seine Religionen, seine Bewohner, die chinesischen Missionen und die gegenwärtige offene Tür in China, jedes Kapitel mit einem Significant sentences enthaltenden Anhang. India behandelt in ähnlicher Weise die physische Beschaffenheit des Landes, seine Geschichte, seine Bewohner, seine Religionen, die Missionsgeschichte, den Missionsbetrieb, die Missionsprobleme und die Missionserfolge. Beide mit bibliographischen und statistischen Anhängen. Beide sind als Handbücher für ein erstes übersichtliches Studium recht brauchbar, obgleich sie — das zweite mehr als das erste — im einzelnen manche Lücken und Ungenauigkeiten enthalten. Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

als Missionslehrer auf, und obgleich Aufgabe und Betrieb der Mission ganz gewiß nicht zu den Dingen gehört, über welche er Kenntnis und Verständnis besitzt, will er gesetzlich festlegen, wie eine Mission richtig geleitet werden muß. Unterwirft sich die Mission diesem Lehrer und Gesetzgeber nicht — nun das Organ des Bundes hat schon früher erklärt, was sie dann zu gewärtigen hat. „Nicht für die Missionierung der Farbigen, nicht für ihr Wohlergehen in erster Linie haben wir die Kolonien erworben, sondern für uns Weiße. Wer uns in dieser Absicht entgegen tritt, den müssen wir aus dem Wege räumen". Und Seite 217 heißt es: „Wir wollen uns der Hoffnung hingeben, daß der Boden, auf dem die Mission wirkt, ihr recht bald so heiß gemacht wird, daß sie ihn zu verlassen hat." Darauf läuft also die Missionslehre des Kolonialbundes hinaus, daß die Mission den in ihm vertretenen kolonialen Übermenschentum, welches die rücksichtslose Besitzenteignung, Knechtung und Ausbeutung der nur als Arbeitstiere gewerteten Eingeborenen proklamiert, sich rückhaltlos zur Verfügung stellt; und das mit Hilfe der gesetzlichen Gewalt zu erzwingen, ist der Zweck seiner Eingabe an den Reichskanzler.

Nun steht zwar nicht zu befürchten, daß der deutsche Reichskanzler, der doch über den deutschen Kolonialbund, seine Tendenzen und seine schartige Opposition auch gegen die Kolonialregierung unterrichtet ist, sich von diesem Bunde beraten und speziell über die Missionstätigkeit beraten lassen wird, die ein Gegenstand seines ausgesprochensten Hasses ist; aber nachdem der Reichskanzler im deutschen Reichstage ein Urteil über die Herero-Missionare ausgesprochen hat, das für die missionsgegnerischen Zwecke des Kolonialbundes ausgebeutet werden kann, war doch ein Anknüpfungspunkt gegeben, der einige Aussicht auf geneigtes Gehör eröffnete.

Der Reichskanzler hat nämlich erklärt:

„Das sage ich auch gegenüber den Angriffen, die von einzelnen Missionaren gegen unsre Landsleute gerichtet worden sind. Ich kann bei aller Hochachtung für die Missionare nur meinem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß sie sich gerade diesen Augenblick, wo so viele Deutsche das Opfer roher Barbarei geworden sind, ausgesucht haben, um solche Anschuldigungen zu erheben. In dem uns in Südafrika aufgedrungenen Kampfe ist der Platz der Missionare an der Seite ihrer Landsleute. Ich kann ihnen weder das Recht der Neutralität zwischen Deuschen und Herero einräumen, noch das Amt eines Anklägers oder Richters zugestehen."

„Alle Missionare sind verpflichtet, genau darauf zu achten, ob irgendwelche Pläne oder Anschläge gegen die Regierung oder gegen die Europäer überhaupt durch Farbige ihrer Stationen oder ihres Einflußbereiches gemacht werden und haben das Gouvernement oder dessen nächsten Beamten hiervon in Kenntnis zu setzen. Wenn sie dies versäumen, sollen sie als Mitschuldige an diesen Plänen angesehen und behandelt werden."

„Missionare, ebenso wie alle andern Deutschen, welche während eines Eingebornen-Aufstandes gegen die deutsche Regierung durch Einnahme einer Neutralitätsstellung oder durch eine solche bekundende Maßregel die Aufständischen als kriegführende Macht anerkennen, sollen gleich wie Aufständische angesehen und behandelt werden."

Das ist freilich Unsinn, aber es hat Methode. Abgesehen von der Degradation der Missionare zu Polizeispionen, die wahrlich nicht geeignet ist, ihnen Ansehen und Einfluß bei den Eingebornen zu verleihen — so sind diese Männer doch nicht mit Allwissenheit ausgestattet. Bricht, wie jetzt im Hererolande, ein Aufstand der Eingebornen aus, ohne daß sie von der Planung desselben etwas gewußt haben, so kann man sie immer als Mitschuldige behandeln. Sie tragen also immer den Strick um den Hals. Wenn Missionare Anzeichen eines Aufstandes wahrnehmen, so machen sie schon ganz von selbst geeigneten Orts Mitteilung; der Kolonialbund braucht dieserhalb kein besonderes Gesetz zu beantragen. Ihre, der Missionare Pflicht ist, zu lehren: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" und „seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat" — und dieser Pflicht haben sie immer genügt, auch im Hererolande, ehe ein Kolonialbund da war. Damit (und mit dem über die Neutralität schon bemerkten) ist auch Alinea 2 erledigt. Es fehlte bloß noch, daß dem beantragten Gesetze rückwirkende Kraft gegeben würde, dann könnten ja die gehaßten Herero-Missionare einfach kriegsrechtlich erschossen oder gehängt werden.

Die Paragraphen 5—7 des betreffenden Gesetzes verbieten den Missionaren die Erhebung irgendwelcher Abgaben von den Eingebornen und jede Art des Handels. Sie lauten:

5. Den Missionsstationen und Missionaren ist es verboten, irgendwelche Steuern oder Abgaben von den Eingebornen zu erheben, sowie dieselben durch Drohungen weltlicher oder geistlicher Art zur Darbringung von Geschenken oder zur Leistung von Arbeiten zu veranlassen.

6. Es ist den Missionsstationen und Missionaren verboten, in deutschen Kolonien Handel zu treiben, sowie Handelsniederlassungen oder Handelsgesellschaften zu begründen. Wo solche bereits bestehen, sind sie zu schließen bezw. aufzulösen. Desgleichen ist der Bergbaubetrieb untersagt.

des Gouvernements zu halten, widrigenfalls der Gouverneur das Recht hat, die weitere Ausübung der Lehrtätigkeit zu untersagen bezw. nach § 2 Absatz 2 zu verfahren", welcher lautet: „Er, der Gouverneur, hat ferner (neben dem, daß er den Ort anweist, wo eine Missionsstation errichtet werden kann) das Recht, jederzeit, wenn es das Interesse der Kolonie fordert, eine Missionsstation zu verlegen oder gänzlich aufheben zu lassen.""

Das Krasseste wäre, wenn — wie es den Anschein hat — unter Lehrtätigkeit die gesamte berufliche Unterweisung in der christlichen Lehre zu verstehen wäre, denn das hieße den Gouverneur zu einem Papst machen, der über den Inhalt der christlichen Lehrunterweisung das entscheidende Wort zu reden hat — eine Ungeheuerlichkeit, gegen welche mit den evangelischen auch die katholischen Missionare energisch protestieren. Darüber braucht kein Wort weiter verloren zu werden.

Aber auch wenn das in Vorschlag gebrachte Gesetz unter Lehrtätigkeit nur den Schulunterricht versteht, bleibt der Paragraph bedenklich. Freilich die Schule ist ein Gebiet, auf welchem die Kolonialregierung ein Wort mitzureden hat, sobald sie dieselbe finanziell unterstützt; Konflikte sind nicht ausgeschlossen, z. B. bezüglich der Sprachenfrage, aber bei gegenseitiger Grenzrespektierung und pädagogischem Verständnis ist Verständigung wohl zu erzielen. Dazu sind aber sachlichere und präzisere Bestimmungen nötig, als der Kolonialbund sie gibt. Was heißt eine „Lehrtätigkeit, die mit den Intentionen des Gouvernements in Einklang steht?" Soll etwa der Gouverneur den Lehrplan machen, und da eine Missionsschule doch Religionsschule sein muß, soll er speziell den Inhalt des Religionsunterrichts bestimmen? Nach den die Gesetzesvorlage einleitenden Bemerkungen scheint es fast so; denn da heißt es:

„Wir haben in unsren Kolonien manche Schwierigkeiten mit den Eingebornen nur einer falschen Missionslehrtätigkeit zuzuschreiben, welche den Farbigen durch ihnen unverständliche oder mißverstandene Theorien, wie z. B. von der allgemeinen Brüderlichkeit, die Köpfe verwirrt hat." „Um unsre Kolonien davor zu schützen, daß ihre eingebornen Bewohner, die wir als Hilfskräfte zur wirtschaftlichen Entwicklung derselben notwendig brauchen, durch eine ungeeignete Lehrtätigkeit zu unbrauchbaren Menschen, z. B. vom Schlage der modernen Niggers in Liberia erzogen werden, halten wir es für nötig, daß den Gouvernements der Kolonien volle Macht gegeben werde, die Lehrtätigkeit der Missionen gemäß den anerkannt richtigen Grundsätzen regeln zu können."

Gewiß, es gibt namentlich in manchen — weit nicht allen — *englischen* und amerikanischen Missionsschulen eine mit Recht, auch

und auf ihnen unser Werk treiben können. Und dabei wird es hoffentlich auch in Zukunft bleiben trotz aller Hetzerei des Kolonialbundes und seines Organs, der Kolonialen Zeitschrift.

In der Zeit leidenschaftlicher Erregung und ungeklärter Fragen machen besonnene Männer keine Gesetze. Der gegenwärtige Sturm wird vorübergehen, wie schon mancher und noch heftigere vorübergegangen ist, und wenn die Wellen sich einigermaßen gelegt haben und ein objektives Urteil ermöglicht ist, dann wird sich auch über die jetzt so heftig verhandelte Missionsfrage in Ruhe reden lassen. Warneck.

Paulus als Kollektant.[1])

Von Pastor Zeller, Magdeburg.

I.

Vor zwei Jahren haben wir an diesem ersten, dem Missionsbetrieb in der Heimat gewidmeten Konferenz-Abend von dem Defizit gesprochen, diesem Skelett im Hause so mancher Missions- und anderen Gesellschaft. Es wird mehr ausgegeben, als eingenommen, die notwendigen Ausgaben im Dienste einer Sache werden durch die freiwilligen Spenden nicht gedeckt. Entweder muß man dann die Ausgaben einschränken, oder, wenn man das nicht kann, den Ertrag der Beiträge zu steigern suchen. Die Ausgaben sind aber doch nicht durch Übermut so hoch geworden, sondern sie sind meist unmittelbare Erfordernisse der Arbeit. Und so sehen wir, daß selbst die angestrengteste Bemühung nur in den seltensten Fällen eine wesentliche Ersparnis zuwege bringt oder die Möglichkeit einer solchen nachzuweisen imstande ist. Also gilt es die Einkünfte zu vermehren. Neue Wege müssen gesucht werden, um die Gebefreudigkeit der Freunde anzuspornen und weitere Kreise, die bisher noch nicht für diese bestimmte Sache interessiert waren oder überhaupt von Liebesarbeiten noch keine Kunde hatten, zu gewinnen. Es gilt, das Gold, das Silber, den Nickel ins Rollen zu bringen und zugleich dafür zu sorgen, daß der Geldstrom in das richtige Bette sich ergieße. Kein Wunder, daß die Kunst des Kollektierens hoch im Preise steht, und

1) Vortrag am 8. Februar 1904 in Halle.

wir unsere Ansprache beendet haben, und nun ansetzen zur Empfehlung der Kollekte, dann rufen wir wohl manchmal den Eindruck hervor: Sie treiben viele Künste und kommen doch nicht an das Ziel. Der eine erzählt vielleicht eine heitere Geschichte, von der er gelesen, daß sie einst im Munde von Emil Frommel eine große Wirkung getan, der andere kommt Bodelschwinghsch, und der dritte erinnert an Georg Müller, der nicht einmal zu bitten brauchte und doch so viel bekommen hat. Der vierte spornt seine Begeisterung zum höchsten Flug und ein fünfter wird sentimental; der sechste erzählt Beispiele gesegneter Opferwilligkeit und der siebente von bestraftem Geiz. Mancher sucht die Gemeinde durch eine captatio benevolentiae zu bestechen, andere strafen drohend im voraus die befürchtete Kargheit. Verschieden wie die Mittel, sind auch die Erfolge und doch ach! wie oft selbst bescheidenen Erwartungen nicht entsprechend. Schließlich wird man fast verdrossen. Man seufzt über die vielen Kollekten. Alle vier Wochen eine Hauskollekte, alle vierzehn Tage eine Kirchenkollekte sind schon vorgesehen, und wenn ich eben einen schönen Schlachtplan entworfen habe, dann weiß ich erst nicht, ob nicht das Königliche Konsistorium im letzten Momente noch eine bewilligt hat und ob nicht einige von weltlichen Behörden genehmigten Sammlungen meine kunstvoll angelegte Schlachtordnung über den Haufen werfen! Und wenn gar einer Ephorie die Invasion durch eine Missionspredigtreise droht, dann wird manches Herz von dem bekannten Gefühle beschlichen, das die Römer hatten, als es hieß: Hannibal ante portas. Es ist ja auch wahr: Es wird viel kollektiert. Aber es muß auch viel kollektiert werden. Die Erkenntnis von der Größe der uns gestellten Aufgaben, von ihrer Dringlichkeit, von ihrer auf unseren Gewissen lastenden Pflichtmäßigkeit ist allerdings vielfach der Einsicht weiterer Kreise und auch der Opferwilligkeit selbst weit vorausgeeilt und da ist es natürlich, daß sich die Kollekten vielfach gegenseitig Konkurrenz machen. Manche Aufgaben übersteigen auch fast die finanziellen Kräfte der Kreise, die ein tieferes, inneres Verständnis für sie haben und da muß das Interesse anderer Kreise, die der Sache ferner stehen, in Anspruch genommen werden. Und es scheint dabei fast unvermeidlich zu sein, daß das Kollektieren hin und wieder auf Bahnen geht, an denen ein christlich geläuterter Geschmack keine rechte Freude hat.

Es ist ein Leiden, daß selbst bei solchen Reichsgottesarbeiten,

noch lange nicht genug gegeben. So müssen wir denn besser lernen, den Weg zu den Herzen unserer Gemeinden zu finden, wir müssen uns den Schlüssel schenken lassen, der die Herzen aufschließt, wir müssen wachsen an Glaubensenergie, an Liebe, die nicht müde wird, an Weisheit und Zeugenmut.

II.

Und wo sollten wir das alles finden, wenn nicht in dem Buch, das auch in diesen Tagen uns wieder in seiner unermeßlichen Fülle und in seinem unerschöpflichen Reichtum vorgehalten werden wird als das Buch der Menschheit! Da sehen wir das Bild des Mannes der unseres Herrn und Königs größter Diener war, des Führers auf den ohne das Licht des heiligen Geistes oft dunkeln Pfaden der göttlichen Heilsgedanken, des Organisators des christlichen Gemeindelebens, des mustergiltigen Vorbildes missionarischer Wirksamkeit, des Apostels, der neben der Fülle anderer Gaben auch die Gnade hatte, ein unvergleichlicher Kollektant zu sein. Ob der Gedanke für die Heiligen in Jerusalem zu sammeln des Apostels Paulus ursprünglicher Gedanke war, oder ob er zuerst auf dem Apostelkonzil von außen an ihn herantrat, wird sich kaum entscheiden lassen, es kommt auch nicht darauf an. Jedenfalls hat er es als einen Auftrag seines Herrn angesehen, bei den von ihm gegründeten und geleiteten heidenchristlichen Gemeinden für die bedürftige Gemeinde in Jerusalem eine Sammlung zu veranstalten, durch die das Band der Einheit in der ganzen Kirche befestigt und die Dankbarkeit für die von der Urgemeinde ausgegangenen der ganzen Menschheit zugute kommenden Segnungen wach erhalten würde. Immer wieder kommt er auf diese ihn tief bewegende Sache zurück. Er wird nicht müde, an sie zu erinnern, sie persönlich in der wärmsten Weise zu empfehlen und für sie sich persönlich einzusetzen. So war er ein unermüdlicher und ein von Erfolg gekrönter Kollektant. Am Schlusse des Römerbriefs wirft er noch einen Rückblick auf seine bisherige Tätigkeit. Er hat im ganzen Osten das Evangelium verkündigt und seine Aufgabe im großen und ganzen beendet. Den Abschluß dieser ganzen an Arbeit und Erfolgen so reichen Periode seines Lebens sollte die feierliche Überreichung der großen Kollekte bilden, die er gesammelt hatte und an der Spitze einer aus zahlreichen Vertretern der einzelnen Gemeinden bestehenden Abordnung persönlich nach Jerusalem bringen wollte.

Wenn Paulus mit seiner Kollekte Erfolg hatte, so hatte das

herbeigeführt wird, andererseits dadurch, daß die Besitzenden von ihrem Überfluß einen Teil abgeben, um den Mangel der Armen zu mildern. So hat in den christlichen Gemeinden eine weitgehende Armenunterstützung bzw. eine starke Selbstbesteuerung der Begüterten in Übung gestanden.

Wenn aber die Christen von dem Apostel an das Geben innerhalb der Gemeinde gewöhnt wurden, so tritt dem der großartige Universalismus des Paulus ergänzend zur Seite. Auch die einzelnen Gemeinden waren für ihn nur Teile eines größeren Ganzen, eines größeren einheitlichen Organismus. Beständig hat der Apostel sich gemüht, eine persönliche Verbindung zwischen den einzelnen Gemeinden und dann wieder zwischen den einzelnen oft weit von einander abliegenden, durch mancherlei Sonderinteressen von einander geschiedenen Provinzen und Provinzialkirchen herbeizuführen. Er grüßt und läßt grüßen, knüpft persönliche Beziehungen zwischen seinen Freunden an, erzählt den Gemeinden von einander und erzieht sie dadurch mit unermüdlicher und nicht genug zu bewundernder pädagogischer Weisheit zu einem großherzigen, freien und weiten, ja die Welt umspannenden Universalismus. Jeder der seine Erfahrungen mit der eingefleischten Neigung gemacht hat, seine eigene kleine Sache über das Ganze zu stellen, der weiß, wie notwendig es ist, auch heute noch unsere Gemeinden zu einem solchen Universalismus zu erziehen. Häufig spielen in den Gemeinden die Kirchturminteressen eine verhängnisvolle Rolle. Ein Lokalpatriotismus, der die oft recht äußerlich aufgefaßte Ehre der eigenen Gemeinde über die Interessen der Kirche und des Reiches Gottes stellt, macht sich breit. Man kann mitunter in triumphierendem Tone sagen hören: „Für unsere eigenen Bedürfnisse ist immer Geld genug vorhanden; zum Schmuck unseres Gotteshauses soll uns keine Summe zu groß sein; die Armen in unserer Gemeinde wollen wir auskömmlich versorgen, aber für andere Dinge und andere Gemeinden keinen Pfennig.“ „Was gehen uns die Armen in St. Marien an? sagen die Leute von St. Mauritius;“ „was gehen uns die Leute in der Großstadt an,“ sagen die Bewohner der Provinz und zwar nicht die kleinen Leute nur, sondern auch ansehnliche und nicht unkirchliche Guts- und Rittergutsbesitzer. „Was sollen wir uns um Hottentotten und Buschmänner bekümmern?“ meint der biedere städtische Bürger, „die Papua-Mütter können ihren Kindern selbst Strümpfe stricken, wenn die welche

die ihnen geistliche Nahrung reichen, die das Evangelium verkündigen, daheim oder draußen, in ausreichendem Maße den Unterhalt darzureichen haben. Es ist noch nicht so lange her, daß man ziemlich allgemein der Ansicht war, weil die Mission ausschließlich von freiwilligen Gaben lebe, habe man die Pflicht, aus Rücksicht auf die Geber das Gehalt der Missionare denkbar niedrig zu stellen; und es haben denn auch, besonders die deutschen Missionare es sich angelegen sein lassen, mit ihren Bedürfnissen sich auf das äußerste einzuschränken. Ich bin dessen sicher, daß in einer ganzen Reihe von Fällen das Leben tüchtiger Männer abgekürzt worden und der Arbeit großer Schaden erwachsen ist dadurch, daß sie sich mit Rücksicht auf diese Stimmung der Heimatgemeinde die Lebenshaltung nicht gönnten, die mit Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse unbedingt geboten war. Der Apostel hat seine Gemeinden anders erzogen; sie mußten sich von vornherein bei allem was die Erfüllung ihrer religiösen und kirchlichen Pflichten betraf, des Grundsatzes klar sein: noblesse oblige. In dieser Noblesse ist dann Paulus mit feinstem pädagogischen Takte darin vorgegangen, daß er für seine Person von seinen Rechten keinen Gebrauch machte. So weit die Gemeinden also der Beeinflussung zugänglich sind, müssen sie dazu erzogen werden, nicht nur für die Zwecke der Wohltätigkeit unmittelbarer Nächstenliebe, sondern auch für die religiösen Zwecke des Reiches Gottes freigibig zu sein.

Und viertens. In allen diesen auf Geld und Geldeswert bezüglichen Dingen ist der Apostel von der äußersten Nüchternheit. Keine Spur asketischer, schwärmerischer Ansichten und Verordnungen. Das Christentum des Jüngers ist ebenso wie das des Meisters niemals unnatürlich, die natürlichen Bedingungen des Lebens außer Acht lassend. Niemals wird den Gemeinden zugemutet, alles was sie haben hinzugeben. Nicht einmal als ein Ideal wird dies jemals hingestellt. Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Nur der Fanatismus ist unnatürlich und der Apostel war nie ein Fanatiker. Und gar von Kommunismus, keine Rede. Ich glaube, daß man auch der Urgemeinde in Jerusalem Unrecht tut, wenn man die Berichte der Apostelgeschichte dahin versteht, daß zunächst prinzipiell der Kommunismus eingeführt, aller Eigenbesitz grundsätzlich aufgehoben worden sei. Dies ist jedenfalls nicht allgemein geschehen und ist nicht von den Aposteln angeordnet gewesen. Wenn es Act 4 heißt: „Die Menge aber der Gläu-

sichtbaren Welt, ohne sein Zutun, der Strom der Liebe in das von ihm gewünschte Bett geleitet wird, schöner, nur die Betglocke ziehen zu dürfen, statt die Bettelglocke läuten zu müssen. Es wäre vielleicht am schönsten so, und hin und wieder hat der Herr es einem Menschen auch so gegeben; aber schließlich gilt doch auch beim Kollektieren der Grundsatz: Bete und arbeite! Man kann manchmal sagen hören: Ich mache es wie Georg Müller, ich bitte nicht Menschen um Gaben, ich bitte den Herrn, daß er gebe, was nötig ist. Aber: si duo faciunt idem, non est idem. Wenn man unüberlegt, nicht vom heiligen Geiste geleitet, dies tut, so liegt die Gefahr der Selbsttäuschung und der Täuschung anderer vor der Türe. Man kann das Bitten durch eine starke Reklame zu ersetzen versuchen wollen. Wenn ich urbi et orbi verkündigen wollte: Ich will ein Vereinshaus bauen, aber keinen Menschen um Gaben dafür bitten, und wenn ich dann einige Wochen später, weil die Sache nicht geht, zwar nicht selbst kollektiere, aber einen Hilfsverein oder ein Damen-Kuratorium begründe, die für mich sammeln, so wäre das zweifellos eine etwas starke Ausnutzung meines Rechtes auf Schlangenklugheit. Wenn wir eine Kollekte sammeln, so müssen wir auch wirklich wollen, daß dabei etwas einkommt, und wenn wir die Sache wollen, müssen wir auch die Mittel wollen und also für die Kollekte arbeiten. Mit der bloßen Ankündigung der Kollekte ist es nicht getan. Paulus hat zwei ganze Kapitel an die Korinther geschrieben wegen dieser Kollekte und so viel Nachdenken und Geisteskraft auf die Sache gewandt, daß es gar nicht leicht ist, die Fülle seiner Gedanken auszuschöpfen. Aber wie wird von uns oft kollektiert! Ich habe manche Ankündigungen von Kollekten gehört, bei denen ich die Empfindung hatte: Der liebe Bruder bittet, aber als bäte er nicht. Man kann eine Kollekte so ankündigen, daß die Gemeinde sofort den Entschluß faßt: Nein, zu dieser Sache gebe ich nichts. Also für die Kollekten muß gearbeitet werden; aber wie soll dies geschehen?

Jede Sache, auch eine Kollekte, muß in der rechten Weise eingeleitet und vorbereitet werden; dazu gehört zunächst, daß der Zweck und die Bestimmung der Kollekte deutlich bestimmt, scharf umrissen angegeben und bezeichnet werden. Der Apostel bittet mit unmißverständlicher Deutlichkeit um Gaben zu einer Hilfeleistung für die bedürftigen Heiligen in Jerusalem. Schon die Bezeichnung der Sammlung sollte möglichst deutlich, knapp und verständlich sein. Je

sollen sie ihm dadurch vergelten, daß sie ihn durch ihre Gaben erfreuen. Er schickt von Macedonien aus den Titus nach Korinth, um dort die Kollekte zu betreiben. Wie fein empfiehlt er ihn, wie bereitet er dessen Tätigkeit vor durch das feste Anziehen aller persönlichen Beziehungen. So empfohlen konnte dem Titus eine freundliche Aufnahme nicht fehlen.

Wenn wir erfolgreiche Kollektanten beobachten, so finden wir auch heute, daß sie es gerade so machen und dadurch am meisten wirken, daß sie in persönlicher Beziehung und Verbindung mit den Kreisen stehen, von denen sie Gaben erbitten. Es sind diejenigen Männer, die eine weite Gemeinde von solchen besitzen, die ihnen geistlichen Segen, Anregung, Rat oder Trost verdanken und die sich daher ihnen persönlich verpflichtet fühlen. Ein Mann wie Rosegger, der einen großen Kreis von Menschen hat, denen er durch seine Schriften innerlich nahe steht, denen er etwas für Herz und Gemüt gegeben hat, hat leicht sammeln. Wenn er eine evangelische Kirche bauen will, werden ihm die Mittel dazu mit Bereitwilligkeit, ja mit Freudigkeit gespendet werden. Ähnlich ist es bei Keller und anderen, bei denen die Beziehungen vielfach noch unmittelbarer, persönlicher sind. Bodelschwingh, G. Müller und andere sind Männer, die der evangelischen Christenheit einen geistlichen Dienst geleistet haben, deren Persönlichkeit und Lebenswerk eine Bereicherung der christlichen Kirche bedeutet, Bodelschwingh hat gezeigt, was die christliche Liebestätigkeit vermag, G. Müller hat den Beruf in sich gefühlt, seine Person der Christenheit als einen Beweis dafür vorzuführen, daß es einen Gott gibt, der Gebete erhört. Tausende empfinden dies als einen ihrem Glaubensleben, ihnen persönlich geleisteten Dienst, den sie willig mit einer irdischen Gabe entlohnen. Diese Männer sind aber alle auch bemüht zu möglichst weiten Kreisen in persönliche Beziehungen zu treten, und die geknüpften Beziehungen festzuhalten. Ich möchte, ohne ihn direkt beweisen zu können, den Satz aufstellen, daß die großen Kollektanten alle auch große Korrespondenten gewesen sind, die sich unablässig bemüht haben, die persönlichen Beziehungen, die sich irgendwie geknüpft hatten, nicht wieder aus der Hand zu geben, und das persönliche Band des Vertrauens und der Liebe nicht locker werden zu lassen. Das Wort: „Ich habe keine Zeit!“ existiert für diese Männer nicht, wie es auch im Sprachgebrauche des Apostels Paulus nicht vorkommt. Mitten in seiner rastlosen Missionstätigkeit, in

der oft schonungsbedürftigen Berufsarbeiter können selbstverständlich auch solche Männer eintreten, die sich in ein bestimmtes Arbeitsgebiet eingelebt haben und durch ihre Person und ihre Wirksamkeit eine Bereicherung der christlichen Gemeinde bedeuten.

Der Berufsarbeiter hat also die persönliche Beziehung zu der Sache, für die gesammelt werden soll, aber es fehlt ihm gewöhnlich die notwendige Vertrauensstellung zur Gemeinde; der Pastor hat die segensreiche Beziehung zur Gemeinde, aber es fehlt ihm manchmal die persönliche Beziehung zur Arbeit. Darum muß ein Zusammenwirken stattfinden. Als Titus nach Korinth kam, traf er dort einen wohl vorbereiteten Boden. Er war der Gemeinde empfohlen als ein tüchtiger, für die Arbeit und speziell für diese Kollekte eifrig bemühter Mann; die Gemeinde war auf sein Kommen gespannt; dem Vertrauensmann ihres Apostels brachten auch sie ihr Vertrauen entgegen. So sollten zwischen dem Berufsarbeiter, der in eine Gemeinde sammelnd kommt und der Gemeinde selbst durch den Seelsorger bereits persönliche Verbindungslinien gezogen sein. Der Pastor kann auf alle Weise an seine Gemeinde herankommen in der Predigt, im Kindergottesdienst, in Missions- und Bibelstunden, in Sitzungen des Gemeindekirchenrats und im Privatgespräch. Es genügt nicht, einfach anzukündigen: „An dem und dem Tag feiern wir ein Missionsfest und der und der wird reden.“ Meine Herren und Brüder! Sie können außerordentlich viel zur Hebung der Kollekten beitragen, wenn Sie die Redenden in ihren Gemeinden vorher recht bekannt machen, wenn Sie von ihrem Leben und Arbeiten, von ihrem Eifer und von ihren Opfern in kurzen Worten etwas erzählen, und ihr Arbeitsfeld mit einigen Strichen zeichnen. Lassen Sie es die Gemeinde fühlen: mea res agitur. Machen Sie die Leute gespannt auf den Tag und den Redner. Dann weht auf dem Feste gleich eine ganz andere Luft; man weiß schon etwas und erwartet noch mehr, die Ohren sind aufgetan und die Gemüter erschlossen, das Holz liegt zum Opfer bereit, nun kann der Funke zünden. Nichts Schrecklicheres als kalte, frostige Versammlungen, bei denen die schönsten Reden an dem ehernen Panzer der persönlichen Uninteressiertheit abprallen. Auch der Redner spürt es sofort, ob die Verbindungsfäden zwischen ihm und den Hörern geknüpft sind oder nicht. Es ist ein niederschmetterndes Gefühl, wenn man bei einem Feste mitgewirkt hat und spürt, daß man als ein Unbekannter gekommen ist und als ein Unbekannter wieder geht.

das Bewußtsein, eine großartige in sich zusammengeschlossene Einheit zu bilden. Die Größe, das Wachstum, die historische und soziale Bedeutung des Gottesreichs tritt dadurch für sie in ein helles Licht. Welche Befruchtung und Stärkung unseres Glaubenslebens ist es in unseren Tagen, zu sehen, wie unter Gottes Segen durch die freiwilligen Gaben der Christenheit die Heidenmission und die christliche Liebestätigkeit in der Heimat zu Großmächten geworden sind. Welcher Segen fließt dadurch auf uns zurück, um uns zu stärken und zu ermutigen in dem schweren Kampfe mit dem Unglauben und dem Widerchristentum in der heimischen Kirche. Das ist mit eine Frucht der Kollekten.

4. Paulus spornt die Gemeinden zu gegenseitigem Wetteifer an, mit kluger Verteilung von Lob und Ermahnung. Er lobt die Korinther, daß sie bereitwillig mit der Kollekte angefangen, dann lobt er dankbaren Herzens die Macedonier, daß sie dieser Anregung in der opferfreudigsten Weise Folge gegeben haben, und dann spornt er damit wieder die Korinther an, daß sie nun dem guten Willen, den sie zuerst gezeigt, nun auch die Ausführung entsprechend sollten folgen lassen. Wenn der Apostel hier den Lokalpatriotismus benutzt, so ist dieser Apell an einen dem Menschen nun einmal anhaftenden Trieb doch etwas ganz anderes, als die Pflege beschränkter Kirchturmspolitik, die wir oben verworfen haben. Er beabsichtigt, die Herzen nicht eng, sondern weit zu machen. Sehr beachtenswert ist, daß der Apostel weder schilt, noch tadelt, noch Vorwürfe macht. Der Stecken des Treibers muß ein Stab „Sanft" sein, nicht ein Stab „Wehe".

5. Paulus weist endlich in der schlichtesten und natürlichsten Weise hin auf den Segen des Gebens. Gott will fröhliche Geber. Darum sollen die Christen nicht aus Zwang geben, sondern wie es ihnen ums Herz ist. Sie sollen nur nicht fürchten, daß sie Mangel leiden werden, wenn sie gern und reichlich geben. Er macht ihnen keine überschwenglichen Versprechungen, etwa daß sie durch Wohltun in ihren Geschäften Glück haben werden u. a. Aber er weist sie darauf hin, daß derselbe Gott, der in der Natur waltet, auch im geistlichen und sittlichen Leben der Menschen das Regiment führe. Wenn der Säemann seine Saat ausstreut, so wirft er den Samen scheinbar sorglos weg, aber er tut es in der Erwartung, daß der Gott, der über dem Gesetze von Samen und Ernte wacht, ihm seine *Aussaat* bei der Ernte lohnen werde, und zwar desto reichlicher je

2. Sie sollen regelmäßig am Sonntag etwas zurücklegen, je nach ihren Einnahmen. Sie sollen sich also Sparbüchsen anlegen, damit sie einen Fonds haben, aus dem sie spenden können, sie können dann leichter geben; die Gabe kommt dann nicht so mühsam heraus, als müßte man die Gabe seinem Geize mühsam abringen. Auch hier zeigt sich der Apostel in seiner ganzen verständigen Nüchternheit und Natürlichkeit, je nach dem Maße ihres Einkommens sollen sie ihre Spargroschen bemessen.

Von hier aus lassen sich wohl aus dem Sinne und dem Geist des Apostels heraus auch die verschiedenen Veranstaltungen rechtfertigen, durch die man den Menschen das Geben zu erleichtern sucht, nämlich die Veranstaltungen von Verkäufen, Bazaren, und dergl. Der Kollektant muß sich allerdings dabei stets der haarscharfen Grenzlinie bewußt sein, die er als Vertreter einer ernsten und heiligen Sache nicht überschreiten darf.

3. Der Apostel ist durchaus ein Gegner des wilden Kollektierens. Er hat ein Komitee gebildet, bestehend aus den Delegierten der einzelnen Provinzen, die beigesteuert hatten. Er schickt ein solches Komiteemitglied mit Titus nach Korinth. Warum? „So schützen wir uns vor aller üblen Nachrede über dieser reichen Gabe, die wir vermitteln; liegt uns doch am Herzen das Rechte, nicht nur vor dem Herrn, sondern auch vor Menschen.“ Die Komitees, die aus angesehenen Männern bestehen müssen, haben die Aufgabe, den gebenden Gemeinden gegenüber für sachverständige Rechnungsführung und Rechnungslegung, sowie für zweck- und bestimmungsmäßige Verwendung der Gaben Bürgschaft zu leisten. Eine solche Bürgschaft zu verlangen, haben die Gemeinden ein Recht. Auf eine solche zu verzichten, eine Sache oder eine Person ohne solche Bürgschaften zu unterstützen ist eine Schwäche, unter Umständen ein Unfug. Man hat oft den Eindruck, als ob für gewisse Kreise gerade solche Personen von einem gewissen Nimbus umflossen seien, die ohne Legitimation, ohne Garantie für die Solidität ihrer Sache die Gläubigen brandschatzen. Es gibt wunderliche Heilige, für die nur phantastische und abenteuerliche Unternehmungen einen Reiz haben und für die ein kollektierender Armenier oder Syrer geradezu unwiderstehlich ist.

Paulus sagt: Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb, und Warneck setzt dazu: Einen fröhlichen Sammler hat der Geber lieb. Das Kollektieren ist ein schweres Werk, aber auch ein Ehrenamt. Wir

bisher angewandten Missionsmethoden Fehler liegen. Es gibt nur ein Mittel, nicht nur den Widerstand des Heidentums, sondern auch das noch größere Hindernis der Gleichgiltigkeit, der religiösen Indolenz zu überwinden, — das ist das Wort vom Kreuz, wie es einst Paulus und die anderen Apostel verkündigt und wie es einst die Welt überwunden. Und wir haben allen Grund zu fragen, ob dieses Mittel auch in Japan in rechter Weise angewendet worden ist. Der Baptistenmissionar Jones hat auf der General-Konferenz der Missionare Japans 1900 in Tokio gerade auf die wunde Stelle der japanischen Mission den Finger gelegt, wenn er u. a. ausführte:

„Ich möchte Sie fragen, ob das Predigen von Ethik und Philosophie, oder sozialer Reform, oder Zivilisation, oder Erziehung, ob solches alles Predigt des Evangeliums sei? Ich möchte aufs nachdrücklichste antworten: Nein. Diese Gegenstände sind gewiß am Platz bei der Belehrung und Erziehung von Christen, aber nicht in der Predigt an Ungläubige. Sie mögen gelegentlich zur Illustration herangezogen werden — Christus und seine Apostel haben aus allen Gebieten ihre Illustrationen entlehnt —; wenn wir aber die Predigten der Bibel studieren, so sehen wir, daß sie immer handeln von Gott, dem Schöpfer und Regierer und Richter des Alls, von dem Menschen als dem Sünder unter dem Zorne Gottes, von Jesu dem Heiland, der sein Blut für alle Menschen vergießt, und von dem Menschen, der Buße tut und wiedergeboren wird unter der Machtwirkung des heiligen Geistes. Paulus verzichtet ausdrücklich auf den Gebrauch weltlicher Gelehrsamkeit und Weisheit, und zwar nicht deswegen, weil er nicht imstande gewesen wäre, von diesen Mitteln Gebrauch zu machen, sondern weil er befürchtete, daß dadurch das Kreuz unwirksam gemacht werden könnte. Und das ist es, worin viele von uns in Japan gefehlt haben. Wir haben, fürchte ich, dem Volke vielerlei Dinge außer dem Evangelium gepredigt. Zweifellos sind es ja diese Dinge gewesen, nach welchen das Volk hier in seinem tollen Jagen nach materieller Zivilisation verlangt hat. Wir hatten es gemerkt, daß, so oft wir von Gott redeten, von menschlicher Sünde, von einem gekreuzigten Christus, der uns als das einzige Mittel, um vom Zorne Gottes zu entrinnen, dargeboten wird, daß alsdann unsere Zuhörerschaft spärlicher wurde. Dann haben wir, um unsere Zuhörerschaft festzuhalten — und nichts erscheint einem Redner unserer Tage wichtiger als das, — dann haben wir ihnen das geboten, wonach ihnen die Ohren juckten“ (Tokyo Conference Proceedings 654 f.). Und Missionar M'Collum von der südlichen Baptistenmisssion äußert sich in ähnlicher Weise in Bezug auf die hinter uns liegende Periode der missionarischen Verkündigung in Japan. „Bis jetzt“, sagt er, „haben viele Evangelisten, und ich fürchte, auch nicht wenige Missionare, in dem Bestreben, das Christentum anziehend zu machen, es versäumt, den „gekreuzigten Christus“ so zu betonen, wie sie sollten“ (South. Bapt. Annual 1902, 101).[1])

1) Schinri — Z. M. R. D. H.

ihre Predigten unwirksam macht, ist eine noch immer wiederkehrende Klage, obgleich die Hochflut der rationalistischen Theologie erfreulicherweise bereits vorüber zu sein scheint (Am. Presb. Rep. 1899, 149. Prot. Ep. Rep. 1901, 241. Am. Bapt. Rep. 1903, 219). Ein früherer Prediger, der für seine Person, nachdem er am Glauben der Kirche irre geworden, derselben den Rücken gekehrt hat, legt in einem japanischen Blatte ein interessantes Bekenntnis ab, wie er dazu gekommen.

„Die neue Theologie", sagt er, „hat den Glauben sehr vieler christlicher Bekehrter untergraben. Wenn die Leute, welche eine gewisse Lehre in blindem Glauben angenommen haben, nachher hören, daß diese auf keiner vernünftigen Grundlage beruht, so beginnen sie naturgemäß an allem zu zweifeln. Früher las ich das Johannesevangelium mit Genuß, in der Meinung, daß es von einem Jünger, der in beständigem Umgange mit Christo gestanden, niedergeschrieben sei. Als ich aber erfuhr, daß der wirkliche Verfasser des Evangeliums (!) keinen solchen Anspruch auf Gehör erheben darf, war das Vergnügen, das ich an diesem Evangelium gehabt, völlig dahin." Indem nun der Mann vom seinem Standpunkt aus die Missionare anklagen muß, daß sie ihnen solange die vermeintliche Wahrheit vorenthalten, beklagt er doch die seitdem eingetretene Erschlaffung des christlichen Glaubenslebens und erblickt darin eine Wirkung gerade jener rationalistischen Theologie. „Die Kenntnis des fortgeschrittenen Christentums hat uns erst spät erreicht, und das ist es, warum so viele Abfälle im Laufe der letzten 10 oder 15 Jahre geschehen sind ... Die Zeit des wirklichen Glaubens ist, soweit Japan in Betracht kommt, diejenige gewesen, da man an einen persönlichen Gott, an die Bibel als Quelle aller Wahrheit und an das zukünftige Leben als eine große Realität glaubte. Heutzutage sind diese Dinge wegerklärt (explained away), und daher weicht der christliche Eifer und statt die Buße und das Entrinnen vom künftigen Zorn zu verkündigen, ist die Kirche unserer Tage mit Werken der Barmherzigkeit beschäftigt, indem sie sich bemüht um Besserung weltlicher Verhältnisse" (The Missionary 1900, 537).

Das gibt gewiß zu denken. Aber wie gesagt, die Schuld an den geringen Erfolgen trifft nicht nur die sogenannte „liberale" Theologie und ihre Vertreter und Verbreiter, die liberalen Missionare und eingeborenen Pastoren, sondern auch viele für ihre Person „positiven" Missionare, Pastoren und Evangelisten haben das „Wort vom Kreuz", das als weltüberwindende Macht bewährte Evangelium eines Petrus, Paulus und Johannes, das sie persönlich als ewige Wahrheit erkannt, nicht so nachdrücklich, nicht so klar, nicht so ausschließlich verkündigt, wie sie es sollten. Mit Recht sind die in Tokio versammelten Missionare darauf hingewiesen worden, daß der Schlüssel zum Missionserfolge in der Rückkehr zum alten, einfachen Evangelium von

große Plakate angekündigt, sondern es wurden auch Einladungszettel an alle Vorübergehenden an den Straßenecken verteilt. Zum Teil waren aber auch an einzelnen Orten die Mittel, welche die eingeborenen Christen in ihrem Eifer anwandten, um volle Kirchen zu erzielen, ziemlich abenteuerlicher Art und errinnerten vielfach an das Verfahren der Heilsarmee. Da veranstalteten Gruppen von Christen förmliche Prozessionen, mit Laternen und Fahnen, mit Gesang von geistlichen Liedern nach lebhaften weltlichen Melodien und mit Musik und Lärm, mit Tischglocken und Akkordions (Assembly Herald 1901, 340, 344. Ref. C. Rep. 1902, 41), so daß ein Missionar etwas spöttisch bemerkt: „Es mag sein, daß uns bald nur noch ein rotes Hemd und ein Tamburin zur vollständigen Ausrüstung von Heilsarmee-Jungen fehlt“ (The Missionary 1901, 369). Immerhin verdient es bemerkt zu werden, daß man bei dieser Gelegenheit die ersten Versuche mit kurzen Straßenpredigten gemacht hat, und daß diese Straßenpredigten von der Polizei nicht nur gestattet, sondern auch beschützt wurden und selbst in solchen Städten, wie Nagoya, wo die Buddhisten eine starke Macht repräsentieren, ohne Störungen verlaufen sind (C. M. S. Proc. 1901—1902, 416). In den Evangelisationsversammlungen predigten abwechselnd Missionare und Pastoren verschiedener Denominationen nach einem vom geschäftsführenden Komitee aufgestellten Plan. Es ist nicht zu verwundern, wenn an einigen Orten die aggressive Art der Predigt methodistische Auswüchse zeitigte, wenn die Predigten zu sensationell und auf Erregung des Gefühls berechnet waren (Prot. Ep. Rep. 1902, 206. Z. M. R. 1901, 253), während andrerseits Klagen über Störungen der Arbeit, verursacht durch rationalistische Predigten liberaler Theologen, nicht ganz fehlen (Meth. Ep. Rep. 1902, 65. Am. Presb. Rep. 1903, 185, wo von Rev. Ebina und den mit der deutschen Mission verbundenen Japanern die Rede ist). Die letztgenannten Differenzen führten schon im Herbst 1901 zu Verhandlungen auf der Generalsynode der presbyterianischen „Kirche Christi in Japan,“ wobei sogar eventuelle Trennung von dem organisierten Taikyo-Dendo wegen dessen Verbindung mit der allzu weitherzigen Evangelischen Allianz (zu dessen Vorstande auch Rev. Ebina gehört) ernstlich in Frage kam, und im April 1902 kam es auf der Generalversammlung der Allianz zu erregten Debatten, wobei namentlich von presbyterianischer Seite verlangt wurde, die Anerkennung der Gottheit Christi und der Trinität für eine conditio

Ernte ist schon größer, als irgend einer von uns zu hoffen gewagt" (Miss. Her. 1901, 310). „Wunderbare Ausgießung des heiligen Geistes" (Meth. Ep. Rep. 1902, 285). „Keine zweite Bewegung von ähnlichem Charakter und ähnlicher Kraft ist je in der ganzen neueren Missionsgeschichte erlebt worden" (Am. Bapt. Rep. 1902, 170). „Wunderbare Dinge geschehen täglich. Missionare begegnen einander und sagen: ‚Es ist wunderbar; ich kann es nicht begreifen'" (Äußerung eines amerikanischen reformierten Missionars nach C. M. S. Proc. 1901—02, 396).

Das sind so einige aufs Geratewohl herausgegriffene Äußerungen, wie sie im Laufe der Bewegung laut wurden. Doch begegnet man später auch kühleren Beurteilungen, in welchen sich mehr oder weniger deutlich Enttäuschung aussprach. Natürlich waren die Wirkungen und sichtbaren Erfolge nicht an allen Orten die gleichen. Während besonders von Tokio und Yokohama große revivals berichtet wurden mit Tausenden von Meldungen, entsprachen an andren Orten, wie z. B. in Osaka, Sendai, Aomori, Nagasaki, Kumamoto usw. die sichtbaren Resultate nicht den Erwartungen (Am. Presb. Rep. 1902, 177. 1903, 195. Am. Bapt. Rep. 1902, 185. Meth. Ep. Rep. 1902, 285. C. M. S. Proc. 1902—03, 401. 405). Augenscheinlich hat man vielfach die Erwartungen überspannt und die Hindernisse unterschätzt. Gut urteilt Missionar Brokaw in einem sehr verständigen und nüchternen Artikel im „Assembly Herald" (1902, 361 ff.): „Die Japaner sind leicht erregbar, aber ihre Lebensweise macht eine fortdauernde Anstrengung schwer möglich und infolgedessen ist das numerische Wachstum langsam. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ernte reift, aber wir müssen daran denken, daß sie langsam reift. Mehr ein stetiger Fortschritt als ein rapides Wachstum ist es, was wir erwarten dürfen." Diesem Urteil wird man sich nach sorgfältiger Prüfung der verschiedenen Taikyo-Dendo-Berichte nur anschließen können. (Ein gesundes, abschließendes Urteil siehe auch: Miss. Herald 1902, 65 ff.) Ein „neues Pfingsten" für Japan ist die Taikyo-Dendo-Bewegung nicht gewesen, aber sie ist nicht bedeutungslos verlaufen und scheint auch nicht ohne bleibende Wirkung geblieben zu sein. Nicht nur ist es mit Freuden zu begrüßen, daß diese Bewegung an ihrem Teil der christlichen Kirche Japans nach einer Zeit des Stillstandes einen ganz hübschen Zuwachs an Mitgliedern verschafft und einer großen Menge das Evangelium wenigstens einmal nahegebracht hat, sondern diese Bewegung *ist vor* allen Dingen für die Missionsarbeiter und für die Christen-

Christengemeinden von großem Wert, für die Draußenstehenden aber, die reine Heiden sind, nur von geringem Nutzen seien, so wird man dieses Urteil nur unterschreiben können.

Weiterhin hat auch die nationale Ausstellung in Osaka 1903 den christlichen Missionsarbeitern eine willkommene Gelegenheit geboten, das Evangelium weiteren Kreisen des ganzen Landes nahezubringen. Gegenüber dem Haupteingang zur Ausstellung war eine Predigthalle errichtet, in welcher während der ganzen Ausstellungszeit den ganzen Tag über Evangelisationsversammlungen gehalten worden sind. Alle Denominationen teilten sich in einem bestimmten Turnus in diese Arbeit. An 153 Tagen fanden 1710 Versammlungen statt, welche von 245 868 Zuhörern besucht waren, von denen 16 221 ihre Namen und Adressen aufgaben mit dem Wunsch nach weiterer Unterweisung (The Missionary 1903, 419. 450. Spirit of Missions 1903, 322 ff. Woman's Work for Woman 1903, 139. 209. Miss. Herald 1904, 1).

Einen erfreulichen Fortschritt bezeichnen in den letzten Jahren die über das Stadium der theoretischen Verhandlungen hinaus gediehenen Einigkeitsbestrebungen der in Japan wirkenden Missionare. Ein wichtiges Ereignis war die bereits erwähnte große Allgemeine Missionskonferenz in Tokio (die dritte) im Oktober 1900, welche 450 Teilnehmer zählte. Nur die „liberalen" Missionsgesellschaften waren nicht eingeladen (darunter auch der Allg. Ev.-Protest. Missionsverein, worüber vgl. Z. M. R. 1901, 149. 155. A. M. Z. 1901, 141 und dazu Z. M. R. 1901, 216), und die Hochkirchler (Amer. Protest.-Bischöfliche und S. P. G.) hielten sich offiziell fern, wenn auch einzelne Glieder dieser Missionen privatim erschienen waren. Als das Ergebnis der Verhandlungen liegt ein gediegener offizieller Bericht (Proceedings of the Gen. Conference of Prot. Missionaries in Japan, held in Tokyo, Oct. 24—31, 1900. Tokyo 1901, XI u. 1048 S.) vor (vgl. auch: A. M. Z. 1901, 140 ff.). Von Bedeutung für den praktischen Zusammenschluß der verschiedenen in Japan wirkenden evangelischen Missionen und für die Lösung des Problems der missionary comity war folgender Beschluß der Konferenz: In der Erkenntnis, daß alle diejenigen, welche eins mit Christo sind, auch untereinander ein Leib sind, und in dem Bestreben, durch gegenseitige Verständigung der verschiedenen Missionskörperschaften untereinander eine geordnete Evangelisationsarbeit zu ermöglichen,

waite bearbeiteten Tabellen (Tokyo, Febr. 1902, auch: Z. M. R. 1901, 264 f.), sowie die von Rev. Spencer besorgten Statistics in dem oben erwähnten Buche „The Christian Movement“ (p. 152 ff.), welche zwar auch die Jahreszahl 1901 tragen, aber von den Braithwaite'schen vielfach abweichen und, allem Anschein nach, zum Teil auf neueren Daten beruhen. Ich stelle im folgenden die wichtigsten Gesamt-Daten übersichtlich zusammen:

	1898.	1899.	1900 d.	1901. Braithwaite.	1901. Spencer.
Missionare, männliche:	232	238	276	276	280
Missionarinnen, unverh.:	257	260	239	276	274
Einheim. Pastoren:	308	319	321	380	394
Nichtordinierte Prediger und Helfer:	725	518	558	453	494
Bibelfrauen:	393	329	224	262	320
Theologie-Studierende:	194	113	120	105	108
Organisierte Gemeinden:	423	444	538 (?)	456	461
Gemeinden, die sich selbst erhalten:	80	83	95	47 (?)	74
Getauft im Laufe des Jahres, Erwachsene:	3070	3149	3139	3512	5086
Getauft im Laufe des Jahres, Kinder:	1230	1282	731	796	957
Von anderen Gemeinden übernommen:	674	595	678	289	—
Entlassen (verzogen):	791	695	743	517	—
Ausgeschl. od. gestrichen:	668	875	650	700	—
Gestorben:	536	422	261	554	—
Zahl der Gemeindeglieder:	40 981	41 808	42 451	46 634	50 785 [1])
Schüler (Gesamtzahl):	12 342	12 112	11 669	10 590	11 640
Beiträge eingeborener Christen: Yen	95 367	94 276	102 228	117 817	—

Daß wir es hier mit recht unvollkommenen Statistiken zu tun haben, hat D. Albrecht im „Japan Evangelist“, April 1902, an den Braithwaite'schen Tabellen pro 1901 nachgewiesen, besonders in Bezug auf die sich selbst erhaltenden Gemeinden (Z. M. R. 1902, 257). Daß in den betreffenden Tabellen die Zahl dieser Gemeinden 1901 plötzlich von 95 auf 47 sinkt, beruht auf Mängeln der Statistik. Doch lassen wir das und wenden uns den andern Zahlen zu, die

1) d. h. 44 281 volle Mitglieder, 3866 Katechumenen und Probemitglieder, 2638 getaufte Kinder.

in Schulden stürzen. Gerade die besten Arbeiter verlassen das Arbeitsfeld und wenden sich andren, lohnenderen Berufen zu. Mancher Evangelist ist in bedenklicher Weise in weltliche Geschäfte verstrickt, die ihn an seiner Arbeit hindern. Da tut schleunigste Abhilfe dringend not (Am. Presb. Rep. 1900, 142. Ref. C. Rep. 1900, 71. 1901, 66. 69). — Auch Bibelfrauen im Dienste der Mission werden rarer. Wenn man Braithwaite Glauben schenken darf, hat in den Jahren 1898—1901 ein Rückgang um 131 stattgefunden, hat Spencer recht, so beträgt jetzt die Differenz gegen 1898 immerhin noch 70. — Andrerseits hören wir auch von erfreulichen Fällen, wo zum Teil hervorragende Gemeindeglieder ihren Gemeinden und der Missionssache unbezahlte und vielfach auch unbezahlbare freiwillige Helferdienste leisten (Am. Presb. Rep. 1899, 151. 1903, 190. South. Presb. Rep. 1902, 55. Ref. C. Rep. 1903, 55. 59).

Wir wenden uns nun den japanischen Gemeinden zu. Die Zahl derselben ist, wenn man von der rätselhaften Zahl 538 pro 1900 absieht, naturgemäß in ständigem Steigen begriffen. Das Problem des self support ist aber nach wie vor ein überaus schwer zu lösendes. Wir haben wohl trotz der befremdlichen Zahlen für 1901 anzunehmen, daß die Zahl der sich selbst unterhaltenden Gemeinden eine wenn auch nur langsam steigende ist. Aber die Fortschritte auf diesem Gebiet sind besonders langsam. Allzu freigibig für kirchliche Zwecke sind die eingeborenen Christen nicht. Freilich ist ja eine große Zahl der Gemeindeglieder junge Leute, die noch nichts oder nicht viel verdienen, und eine große Zahl ist auf der Wanderschaft begriffen. Die eingeborenen Gemeinden, die selbst ihren Pastor unterhalten müssen, zahlen ihm möglichst wenig. Daher kommt häufiger Predigerwechsel, und die Vakanzen währen oft sehr lange. Die Gemeinden beeilen sich nicht, die Stelle wieder zu besetzen, denn wenn einige Gemeindeglieder abwechselnd selbst die ganze Gemeindearbeit, oder vielmehr das unumgänglich Notwendige tun, so ist man schon zufrieden, denn so ist es viel billiger (Am. Bapt. Rep. 1902, 173. South. Presb. Rep. 1901, 61. Ref. C. Rep. 1900, 62. Am. Presb. Rep. 1901, 185). Zu einer Erweiterung der Arbeit sind manche sich selbst erhaltenden Gemeinden schwer zu bewegen, vielmehr suchen einige derselben das schwierige Problem auf die Weise zu lösen, daß sie möglichst alles abschaffen, was des Unterhalts bedarf (Am. Presb. *Rep.* 1900, 142). Freilich gibt es auch erfreuliche Ausnahmen opfer*williger Gemeinden* (z. B. Meth. Ep. Rep. 1901, 224).

children", daß dieselbe keineswegs auf Genauigkeit Anspruch erheben darf. Im Übrigen sind gerade in der Rubrik „Gemeindeglieder" zwischen beiden Tabellen recht erhebliche Differenzen vorhanden. Es bleibt eine genauere und vollkommenere Statistik abzuwarten, wie sie uns das Standing-Committee für die Zukunft in Aussicht stellt.

Daß die Zahl der Schüler in den Missionsschulen stetig abnimmt, ist bei den gesteigerten Leistungen des Staates auf dem Gebiete des Schulwesens und der dadurch den Missionsschulen erwachsenden Konkurrenz nicht verwunderlich, vielmehr muß es als erfreulich bezeichnet werden, daß angesichts der neuen Schulgesetze die Abnahme der Schülerzahl nicht eine viel stärkere ist. Die Missionsschulen haben bei dem unreligiösen Charakter der Staatslehranstalten noch immer eine große Aufgabe in Japan, die Christenkinder, welche in den Staatsschulen leicht der Religion entfremdet werden könnten, für das Christentum zu retten. Aber der Schwerpunkt der eigentlichen Heidenmissionsarbeit in Japan scheint künftig immer mehr von der Schularbeit auf die Predigt des Evangeliums übergehen zu wollen, für welche sich immer mehr Türen öffnen. Sicherlich nicht zum Schaden der Mission!

Die gegenwärtige Ausbreitung der ärztlichen Mission.

Von Dr. med. Feldmann, Eckardtsheim, Bez. Minden.

Schensi ist nicht so stark missionsärztlich besetzt, hat noch kein Missionsspital, aber dafür 9 Opiumasyle, die alle von der C. J. M. ins Leben gerufen worden sind. Außer diesen finden sich noch eine Anzahl von Polikliniken in verschiedenen Orten, ebenfalls meist der C. J. M. gehörend.

Auch in der fremdenfeindlichen Provinz Honan beginnt das missionsärztliche Werk, hier durch die C. J. M. und die kanadischen Presbyterianer vertreten, langsam bahnbereitend Fuß zu fassen.

Noch mehr in den Anfängen steht die ärztliche Missionsarbeit in Kansu, wo die C. J. M. an einigen Orten mit poliklinischer Tätigkeit begonnen hat.

Von den chinesischen Provinzen ist bisher eine nicht erwähnt

Wenden wir uns nun nach Korea so kommen wir auf Spuren einer kräftig und nachhaltig wirkenden ärztlichen Missionsarbeit. Korea ist fast nur durch die Missionsärzte dem Evangelium erschlossen worden, indem nämlich der Missionsarzt Dr. Allen von den nördlichen amerikanischen Presbyterianern durch die schnelle und glückliche Behandlung eines verwundeten Prinzen den Hof und die Obrigkeit der Mission günstig stimmte. Seitdem ist die ärztliche Missionstätigkeit nicht nur von den Presbyterianern, sondern auch von den bischöflichen Methodisten und der S. P. G. in ausgedehnter Weise und mit Erfolg angewandt worden. Unter den 5 Krankenhäusern in der Hauptstadt Söul ist das Frauenhospital der S. P. G. das größte, wenn auch das von den Presbyterianern geleitete und bediente kaiserlich-koreanische Hospital jenem kaum an Bedeutung nachsteht. Jedenfalls haben die Presbyterianer das größte und angesehenste ärztliche Missionswerk in Korea. Neben der Hauptstadt ist die im Norden der Halbinsel gelegene Stadt Pyeng Yang ein wichtiges missions-ärztliches Zentrum, in dem die bischöflichen Methodisten eifrig tätig sind. Der Erfolg der Arbeit wird begreiflicherweise durch die Unruhe, in der das unglückliche von mächtigen Nachbarn bedrängte Land sich befindet, sehr beeinträchtigt.

Einer dieser Nachbarn hat ebenfalls einiges Interesse für missionsärztliche Betrachtung. Die Bevölkerung hat sich ja westlicher Bildung verhältnismäßig schnell erschlossen und auch der ärztlichen Kunst des Westens Eingang gewährt. Daher hat die ärztliche Mission in Japan nicht die Rolle gespielt wie in anderen Ländern der Heidenwelt; und auch jetzt nimmt sie eine Stelle von mäßiger Bedeutung ein. Der Board, die protestantisch-bischöfliche Kirche und die Church of England haben besonders in Tokio, Osaka und Kobe eine Reihe von Hospitälern und Polikliniken; auf der südlichsten Insel Kiuschiu befinden sich einzelne Polikliniken. In ganz Japan kommen aber nur gegen 30000 Kranke in die Behandlung der Missionsärzte.

Ehe wir uns der Inselwelt des Stillen Ozeans zuwenden, sei noch der missionsärztlichen Tätigkeit der englischen und kanadischen Presbyterianer auf der Insel Formosa gedacht, die besonders unter ihrem Gründer, dem Missionsarzt Mackay, mächtig zur Erschließung des Landes beigetragen hat und noch heute ein sehr geschätzter Missionszweig ist. Im Norden in Tamsui und im Süden in Taiwanfu finden wir kräftige Zweige der missionsärztlichen Arbeit.

Station Point Barrow als die nördlichste ärztliche Missionsstation überhaupt hier erwähnt sein mag. Auch die protestantisch-bischöfliche Kirche versucht der schwachen Bevölkerung mit ärztlicher Hilfe zu dienen und hat an der Grenze Kanadas in Circle City ein Hospital mit Poliklinik.

Ein wenig größer ist das ärztliche Missionswerk in Kanada. Im Vergleich zu der ungeheuren Ausdehnung des Gebietes ist jedoch die Besatzung sehr spärlich. Die C. M. S. und die kanadischen Methodisten haben an verschiedenen Orten, die meist an der Westküste und in der Mitte des Landes liegen, missionsärztliche Unternehmungen. Die Indianer fangen an die Bestrebungen der Missionsärzte zu verstehen und sich die Grundsätze der Hygiene zu eigen zu machen. Als größtes Missionshospital sei dasjenige der Methodisten in Fort Simpson erwähnt. Da die Besetzung des Missionsgebietes mit Missionsärzten eine sehr geringe ist, so ist die ärztliche Arbeit nur von geringem Umfange, was bei dem Aberglauben und der Verkommenheit der Indianer sehr zu bedauern ist.

Seit kurzem hat die Brüdergemeine auf ihren Stationen in Labrador eine ärztliche Missionsarbeit begonnen, der dort stationierte Missionsarzt Dr. Hutton hat in Okak ein kleines Hospital und dient den Eskimos mit seiner Kunst.

Ueber missionsärztliche Bestrebungen in Mittel- und Südamerika ist wenig zu sagen. In Mexiko haben die bischöflichen Methodisten seit 10 Jahren einige missionsärztliche Stationen, deren bedeutendste Guanajuato ist; auch die Adventisten des 7. Tages sind hier eifrig tätig. Wenn auch die Bevölkerung dem Namen nach christlich ist, so kann doch diese Arbeit als Missionsarbeit angesehen werden, da die Indianer, trotz ihrer Zugehörigkeit zur katholischen Kirche nicht viel höher stehen als Heiden. Vielleicht ist die ärztliche Mission in Mexiko berufen noch Bedeutendes für die Ausbreitung des Evangeliums zu leisten, sie nimmt schon jetzt, obwohl noch klein, eine geachtete Stellung bei allen ein.

Auf dem südamerikanischen Kontinent treffen wir nur vereinzelte Spuren missionsärztlicher Arbeit. In Suriname hat die Brüdergemeine die Pflege einer kleinen Anzahl Aussätziger in einem Asyl in Groot Chatillon übernommen und in Brasilien und Paraguay suchen verschiedene nordamerikanische M. G. G. ihre Arbeit durch missionsärztliche Wirksamkeit erfolgreicher zu gestalten; in Pernambuko haben sie ein noch junges und wenig bedeutendes Hospital.

gescheiterte Versuch in Peku; die Anlage der Stationen; die Arbeit auf den Stationen und die Kriegsnöte der Stationen), der zweite in 3 Kapitel gegliedert (Neues Leben blüht aus den Ruinen; Schon ergrünt es auf den Weiden und die jüngste Zeit). Es ist eine verhältnismäßig beschränkte Mission, um die es sich handelt, aber die opferreichste, jedenfalls unter den deutschen Missionen, eine durch viel Krankheit und Tod der Arbeiter, wie durch viel Kriege gehemmte und durch die Unempfänglichkeit ihrer Objekte Jahrzehnte hindurch sehr erschwerte. In das alles läßt uns das vorliegende Buch einen ergreifenden Einblick tun. Es ist eine große Fülle des konkretesten Details, durch welche das ermöglicht wird und wenn in dieser Detailierung der Verfasser je und je bis in Kleinigkeiten hineingeht, die für das Gesamtbild von sehr untergeordneter, manchmal überhaupt von keiner Bedeutung sind, so hat er wohl die ganz speziellen Freunde der Norddeutschen Mission im Auge gehabt, die gerade an manchen dieser kleinen und kleinsten Züge ein besonderes Interesse haben. Es ist bei einer kleinen, auf ein beschränktes Gebiet konzentrierten Mission überhaupt schwer, den Fehler in Kleinigkeiten zu viel zu tun, zu vermeiden und vielleicht ist es ein sicherer Weg, nicht in diesen Fehler zu verfallen, wenn der Stoff mehr unter sachliche Gesichtspunkte als chronologisch gruppiert wird, eine Disponierung, die auch einigermaßen vor Wiederholungen schützt. — Daß der zweite Abschnitt „mit Absicht" kürzer gehalten ist als der erste, ist zu bedauern, nicht nur weil das Wachsen und Reifen der Saat mindestens dasselbe Interesse in Anspruch nimmt wie die Aussaat und ihre wiederholte Zerstörung, sondern auch weil namentlich mit der deutschen Besitzergreifung von Togo Ereignisse eintreten, Verhältnisse sich gestalten und Fragen entstehen, die für die Ewe-Mission ein environment schaffen, in dessen Rahmen die Entwicklung der beiden letzten Jahrzehnte hätte gefaßt werden sollen. Auch die bedeutungsvolle Visitationsreise des neuen Inspektors gehörte in diesen Rahmen hinein. — Viel Fleiß ist auf die Arbeit verwendet worden und unter erschwerenden Umständen hat viel Liebe zur Sache sie vollendet; möchte sie nun auch bei den Lesern die Liebe zur Norddeutschen Mission stärken, deren jetzt erstarkendes Werk noch immer ein besonders großes Maß geduldiger Liebe und hoffnungsvollen Glaubens in Anspruch nimmt, um in erfolgreicher Weise getrieben zu werden.

2. **Hasbagen:** „Zur Erinnerung an den Missionsdirektor D. Julius Hardeland." Gütersloh 1904. 85 S. 1,20, geb. 1,50 Mk. Ein von einem früheren Mitarbeiter mit liebender Hand pietätvoll gezeichnetes Bild des bekannten langjährigen Direktors der Leipziger Mission in 5 Abschnitten: Kindheit und Jugend; Studentenzeit; Kandidatenzeit; Pfarramt in Lassahn; Missionsdirektorat mit dem Lebensabend nach der Niederlegung desselben. So sehr ich verstehe, was gesagt worden ist, um zu motivieren, warum der Verfasser gerade über das Missionsdirektorat Hardelands sich zurückhaltend verhält, so bedaure ich doch, daß dieser wichtigste Abschnitt seines Lebens sich nur auf „einige besonders markante Züge in seinem Charakterbilde" beschränkt. Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

I.

Für die Missionsgeschichte ist das Mittelalter die Zeit, da in erster Linie die Germanen, in zweiter die Slaven in die Kirche eingingen — in einzelnen klar hervortretenden Etappen. Nachdem im vierten und fünften Jahrhundert die in den Süden, auf den römischen Reichsboden gezogenen Ostgermanen, die goto-vandalischen Völker gewonnen waren, vollendete sich die Christianisierung der Süd- und Westgermanen bis ums Jahr 800. Das letzte und schwerste Stück dieser Arbeit im achten Jahrhundert hatten bereits Germanen an Germanen vollzogen; nicht mehr Angehörige der alten römischen Provinzialkirchen auf italischem, gallischem oder iro-britischem Boden; Angelsachsen von jenseit des Kanals hatten den stammverwandten Sachsen und Friesen diesseit das Licht gebracht: von Willibrord, der gegen 700 die Kirche zu Utrecht gründete, bis Willehad, der nicht lange vor 800 als erster Bischof von Bremen starb — beide vom Stamm der Angeln aus Northumberland, also Stammesbrüder derer, deren Nachkommen noch heute bei Eckernförde und Kappeln sitzen — reicht die Periode der angelsächsischen Mission, die zuletzt auch Norddeutschland zwischen Rhein und Elbe erschloß. Ursprünglich nur von der Heimatskirche und den dortigen Missionskreisen im Norden und vom Papste im Süden abhängig, war diese angelsächsische Mission in den Dienst der karolingischen Eroberungspolitik getreten, die ja zugleich eine Christianisierungspolitik war; wie sie in diesem Dienste vorgearbeitet hatte an Ems und Weser, so half sie später, nachdem das Schwert seine Arbeit hat tun müssen, ausbauen: die Missionare, wie Liudger und Willehad, werden zu Bischöfen, aus Männern der äußeren Männer der inneren Mission, ihre Missionssprengel zu Bistümern mit halbheidnischer Bevölkerung.

Das Große war doch erreicht, daß das ganze Sachsenland dem Evangelium gewonnen war. Mit dem neunten Jahrhundert treten wir in eine neue Missionsperiode ein, in der es sich um die Nordgermanen und die weite, weite Slavenwelt handeln mußte, und zwar zu allermeist um diese, die im ganzen Osten von Lauenburg bis Kärnthen das deutsche Land flankierte und der deutschen Christenheit vor den Füßen lag. Aber nur bei den Südslaven von Baiern aus, von Passau und namentlich Salzburg aus, das, hart an der südöstlichen Grenze deutschen Wesens gelegen, von Karl dem Großen doch auch als Missionsmetropole gedacht war, sind im neunten Jahr-

Kirche gegründet, sicher nach 809 und wahrscheinlich erst nach des argen Dänen Göttrik Tode und dem Friedensschluß mit dessen Nachfolger Hemming 811, also in den letzten Jahren seines Lebens. Karl wählte dazu einen gewiß schon bestehenden Sachsenweiler am Zusammenfluß von Elbe, Alster und Bille, befestigte den Ort, der fortan Hamburg hieß und setzte den Priester Heridag hierhin, den ersten hamburgischen Karlherrn oder Hauptpastor. Er wählte also einen weitzurückliegenden Punkt, wagte sich mit seiner kirchlichen Gründung nicht weit ins Land der Holsten und Stormarn hinein, gab diesen vielmehr erst einen militärischen Halt durch Befestigung der Störlinie, die Gründung der Burg Esesfelth oder Itzehoe. Die Verhältnisse waren offenbar noch ganz unsicher. Man kann also nicht aus der für die spätere Missionsentwicklung so überaus günstigen Lage Hamburgs, die es nicht nur Nordalbingien, sondern auch der östlichen Slavenwelt nahebrachte, erschließen, daß schon Karl der Große diesen Missionsgedanken und die Ausgestaltung Hamburgs zu einem Missionsmittelpunkt von vornherein ins Auge gefaßt habe. Es ist wohl möglich, daß der große Herrscher, der für die systematische Ausbreitung unter Avaren und Slaven im Südosten seines Reiches ein so klares Auge besaß, auch für den Nordosten Ähnliches geplant hat. Aber mit voller Sicherheit läßt sich deshalb nicht davon reden, weil alles, was wir davon wissen, auch daß Karl die erste Hamburger Kirche, um ihre Selbständigkeit zu bezeugen, von dem Trierer und nicht dem Verdener Bischof habe einweihen lassen, nur das wiedergibt, was man 20 Jahre später anführte und Kaiser Ludwig erzählte, um die wirkliche Gründung des Bistums Hamburg zu motivieren. Ganz sicher ist nur, daß zu Lebzeiten Karls, wenn er jene Missionsgedanken gehabt haben sollte, nichts mehr daraus geworden ist und nach 814 auch die Hamburger nebst den übrigen transalbingischen Holsten und Stormarn dem Bischof von Verden unterstanden, wie die Dithmarschen dem Bremer, so daß es Ludwig der Fromme nicht anders wußte und er erst später, wie es in der Quelle heißt, von einigen Vertrauten über die Absichten seines Vaters mit Hamburg aufgeklärt werden mußte. Es ist also keineswegs ausgeschlossen, daß diese Absichten in Wahrheit gar nicht bestanden haben und gleich ursprünglich von Karl Holstein und Stormarn mit Hamburg zu Verden wie Dithmarschen mit Meldorf zu Bremen geschlagen *war.* Hauck (Kirchengeschichte Deutschlands II, 677) hält sogar für

dänischen Knaben suchte man sich eingeborene Gehilfen zu erziehen; dann mußte Ebo zurück, aber daran knüpft auch Ansgars erste Tätigkeit zuerst lediglich an. Die Taufe Haralds in Mainz 826 ermöglichte es, am Hofe des Fürsten selbst einen Priester, eben Ansgar, und eine christliche Hofschule zu halten. Damals begann die Frage, ob die nordgermanische Kultur über die jütische Halbinsel nach Süden oder die südgermanische Kultur über diese Brücke von Halbinseln und Inseln nach dem Norden vordringen solle, diese uralte schleswig-holsteinische Frage, unter dem Banner Christi in eine neue Phase zu treten.

Großgedacht, aber bodenlos und unreell war dieser ganze Anfang. Eine Staatsmission, auf der der ganze Haß der Nordmannen gegen die Franken ruhte, ohne die Hilfe eines starken Staates, eine Vermischung der geistlichen Interessen mit denjenigen eines ausländischen Fürsten, dessen Position selbst haltlos war, eine Vertretung der Mission durch einen Kirchenfürsten, der in Westfranken seine eigentlichen Aufgaben hatte und schließlich nur einen Mönch aus Korvey als seinen persönlichen Vertreter und Pionier sandte — all das konnte nur zu einem völligen Fiasko führen; Ansgar kehrte nach Haralds Verjagung und einem Besuche in Schweden an den Hof Ludwigs mit der Nachricht zurück, daß wohl auch die harten Herzen im Norden sich der Freundlichkeit Christi erschließen würden, daß es aber auf diesem Wege nicht ginge.

Und damit eigentlich erst hatte Hamburgs Geburtsstunde geschlagen. Der Gedanke Ebos, der die kaiserliche und päpstliche Sanktion erhalten, von der Legation des Nordens, dies große Programm, wird von Münsterdorf, bezw. vom Haraldhofe gelöst und an die geschütztere Kirche von Hamburg geknüpft. War das ein Rückschritt, so war es doch ein Schritt zur Gesundung und Konsolidierung und eröffnete zugleich ein neues Feld, erweiterte das Programm, indem mit der weiter zurückliegenden Linie auch die zweite östliche Front gegen die Slavenwelt gegeben war.

Diese riesigen Aufgaben zu lösen, schien völlige Selbständigkeit wünschenswert. Man trennte also Dithmarschen von Bremen und Holstein und Stormarn von Verden und vertraute, daß das kleine Nordalbingerland, das heutige Holstein noch ohne seine östliche, ehedem slavische Hälfte, ausreiche als Basis der Mission, als Sprengel *eines Bistums, ja,* man fand für den Herrn dieses kleinsten Sprengels

König den Mut verloren und nach 845 das neue Erzbistum wieder auflösten, Stormarn und Holstein mit der Kirche zu Hamburg wieder an Verden, Dithmarschen an Bremen fallen ließen und den vertriebenen Erzbischof persönlich mit dem eben erledigten Bistum Bremen entschädigten. Dann hätte Erzbischof Ansgar von Bremen vielleicht von da aus die Missionsaufgabe neu ergriffen, aber Hamburg wäre wieder zu einer Taufkirche wie Meldorf geworden. Nicht etwa nur weil Ansgar zarte Bedenken über die kanonische Giltigkeit der Vereinigung zweier Bistümer hegte, sondern weil es die runde Aufgabe seiner bisherigen Lebensbasis und des großen Missionsprogramms Ebos bedeutete, weigerte er sich, Bremen zu betreten, bis eine zweite Synode den ersten Beschluß umstieß, Hamburg und den transalbingischen Sprengel restituierte und den Verdener anderweitig entschädigte. Daß sein moralischer Rückhalt dabei Ebo gewesen, der die Leitung der schwedischen Mission immer in der Hand behalten hatte und damals als Bischof von Hildesheim ganz in Ansgars Nähe lebte, ja, bei dem Ansgar in diesen Jahren möglicherweise seine Zuflucht gefunden hatte, kann man aus Rimbert gleichfalls erschließen. Dann tat Ansgar das ganz Unkanonische, aber durch Forderung die seines Glaubens ihm Vorgezeichnete: er vereinigte das Bistum Bremen mit seinem alten Erzbistum Hamburg, damit die erste innige und fruchtbare Verbindung zwischen den beiden Orten an der Mündung der beiden großen Ströme schaffend, die für Jahrhunderte dauerte und in anderen Formen später ihre Fortsetzung fand. Dadurch aber, daß er um des Missionsgedankens willen, der unlösbar damit verknüpft war, Hamburg als erzbischöfliche Residenz und selbständigen Mittelpunkt Transalbingiens rettete, hat er die holsteinischen Gaue in ihrer Verbindung untereinander und mit Hamburg und Hamburg selbst für seine große nordische Aufgabe erhalten. Hieß es auch fortan Erzbistum Hamburg-Bremen, für alle späteren Zeiten blieb doch in Geltung, daß an Hamburg unter diesen beiden Sitzen die Mission, die Legation des Nordens und mit dem Titel des Erzbischofs auch die höhere moralische, religiöse Würde haftete. Die Verbindung aber mit Bremen gab ihm nun ganz andere Hilfsmittel und verhütete für immer ein völliges Erlöschen der Mission. Auch wenn künftig wieder aus Hamburg ein Trümmerhaufen und Nord-

chengeschichte. 1900. (Beiträge u. Mitt. des Vereins f. schl.-holst. K.-G. II, *145 ff.; auch separat*).

Gestaltung empor, während die Nachbarreiche noch in den Zuckungen innerer Kämpfe liegen und das Papsttum nur Hilfe braucht, aber keine Ansprüche auf die Herrschaft der Welt erheben kann: zur deutschen Krone fügt sich die Kaiserkrone, die deutschen Herrscher treten in die Spuren des großen Karl, ohne vorerst die festen Grundlagen ihrer Macht in der deutschen Heimat unter ihren Füßen zu verlieren. Zweierlei aber sind diese Grundlagen: Sachsenkaiser waren es, die dies vollbrachten, aus sächsischem Stamme hervorgegangen; in der Pfalz zu Quedlinburg am Harz gipfelte das nationale Leben. Damit war die entfernteste Ecke, das Ostsachsenland, nun geschützt durch einen Kranz von Marken gegen die undeutschen Nachbarn, in den Mittelpunkt des staatlichen Lebens gerückt, und, strömte überhaupt neues Leben in die Glieder des Reiches, so vor allem hier — auch hier im Mündungsgebiet der Elbe. Das ist auch unter den Saliern nicht anders geworden: die Pfalz zu Goslar sah die größte Herrlichkeit des mittelalterlichen Kaisertums unter Heinrich III., und Heinrich IV. begann hier seine wechselvolle Regierung. Das andere aber ist dies: seit Otto I. sah das deutsche Königtum die Hauptstütze seiner Macht in der Kirche, in dem nationalen Episkopat, den es über die Maßen erhob, um der widerspenstigen Laienfürsten, der Herzöge und Grafen, Herr zu werden. Seit Otto I. gibt es ein geistliches Fürstentum. Ziehen wir diese beiden Gedanken zusammen, so ergibt sich, daß die sächsischen Bischöfe die Gunst der Krone am reichlichsten erfahren mußten, und unter ihnen wieder ist es der hamburgisch-bremische Stuhl, der diese Gunst zuerst und am nachhaltigsten erfährt. Aus Mönchen und Missionaren werden seine Inhaber geistliche Territorialherren, Ratgeber der Könige, Männer der kleinen und großen Politik; Adaldag wie Adalbert waren geradezu die Kanzler des Reiches an den beiden Höhepunkten dieser Periode, unter Otto I. und Heinrich III., und noch unter Heinrich IV. lagen die Geschicke der Welt zum großen Teil in den Händen des Bremer Prälaten. Mehr und mehr verwebt sich die Geschichte dieser Gegenden mit dem Gang der Weltgeschichte überhaupt.

Es ist schon von hier aus zu schließen, daß die Mission von solchem Wandel der Zeit nicht unberührt bleiben konnte, aber mit nichten erlosch. Die Ottonen wie der Salier Heinrich III. waren religiöse Charaktere, denen die Sache des Reiches Christi und seiner *Ausbreitung persönliches* Anliegen war, gerade die ideale Seite des

Auftrag zuteil, die Inseldänen zu gewinnen. So saßen Sachsen auf dänischen Bischofsstühlen. Aber es zeigt den Fortschritt des Prozesses, daß Adaldag zu diesen zum ersten Mal einen hervorragenden Dänen, Odinkar, den großen Odinkar, wie man sagte, zum Missionsbischof weihte, und dieser eingeborne vornehme Mann auf den Inseln und im heute schwedischen, damals dänischen Schonen mit noch größerem Erfolg arbeitete. Roeskild auf Seeland, Odensee auf Fünen erstehen. Und selbst nach Norwegen, dessen König Hakon mit dem Dänen Harald von Otto am Dannevirke besiegt war, drang damals christliche Predigt von Ripen aus ein. In der Trinitatiskirche zu Roeskild aber liegt als erster in der Reihe der christlichen dänischen Könige Harald Blaatand (Blauzahn) begraben. Ein wenig gekanntes, aber hervorragendes Denkmal der Mission ist der Runenstein in Jellinge an der Veiler Bucht, den Harald um 980 setzte, ein wirklicher Markstein in der Geschichte des Nordens, der in seiner rohen Form etwas Tiefehrwürdiges hat: „König Harald befahl, dies Denkmal zu errichten zum Gedächtnis seinem Vater Gorm und seiner Mutter Thyrwi, der Harald, der sich ganz Norwegen erwarb und die Dänen zu Christen machte.“ Auf der Seite, auf der die letzten Worte stehen, sieht man den gekreuzigten Christus, wohl das älteste dänische Christusbild, das wir kennen. Das sollte eigentlich ein Wallfahrtsort auch für Missionsfreunde sein. Was auch kommen mochte, hier hatte Hamburgs Mission doch einen starken Anfang gemacht. Welch' fabelhafte Kunde aber weit drunten im Süden über Hamburgs Erzbischof umging, verrät uns der Mönch Ekkehard, der in seine Casus S. Galli die Worte eintrug: Damals wars, als Kaiser Otto bei Adaldag, dem König der Angeln, war, mit ihm gemeinsam die Dänen zu bekriegen.

Auf Adaldag kommt auch die andere entscheidende Wendung in der Missionsgeschichte Hamburgs, die Wendung zur Slavenmission. Kaum angegriffen war sie bis dahin, höchstens daß Ansgar auch slavische Knaben in seine Missionsschule aufgenommen hatte. Erst Adalward von Verden, Adaldags Onkel, hatte es gewagt, den Slaven, die man die Hunde nannte, das Evangelium zu predigen. Man hatte ihn in ganz Deutschland deshalb für einen Heiligen erklärt. Von ihm, dem Oheim, mag Adaldag persönliche Anregung erhalten haben. Viel wichtiger war doch wieder der Zusammenhang der hamburgischen mit der großen deutschen Politik der Ottonen. Hauck hat Recht, *wenn er Heinrichs* größte weltgeschichtliche Tat die nordischen Er-

entsagungsvoller Treue. Es ist nützlich, sich zu erinnern, daß es Jahrhunderte gedauert hat, ehe diese Lande in unserer Nachbarschaft endgiltig christianisiert wurden. Heute hält mancher das Evangelium unter den Herero für ausgelöscht und die treue Arbeit der Rheinischen Mission für umsonst geleistet, weil ein Sturm die Anfänge der Organisation weggefegt zu haben scheint. Es hat etwas Tröstliches, zu sehen, daß in der Vergangenheit unseres eigenen Landes Ähnliches nicht gefehlt hat, nicht einmal, sondern mehrmal sich wiederholt hat, und doch das Evangelium nicht unterging. Die italienische Politik der Ottonen, ihr Unglück im fernen Süden, das neue Emporstreben der Laienfürsten lähmten die Mission in Nord und Ost, reizten die Nachbarn, das halbe Joch wieder abzuschütteln und stellten die junge Organisation wieder in Frage. Noch fast das ganze elfte Jahrhundert hindurch waren die Slaven im Bistum Merseburg Heiden; das Heidentum war von Heinrich II. bis Heinrich III. bei den Liutizen geradezu anerkannte Religion; von hier aus wurde auch 1018 das obotritisch-wagrische Christentum einem neuen Sturm ausgesetzt, nachdem es schon 983 nach Ottos II. jähem Tode eine Schreckens- und Märtyrerzeit hatte durchmachen müssen. —

Einen anderen, besseren Weg war es im Norden bei den Skandinaviern gegangen. So stark war das Christentum doch schon von allen Seiten im Vordringen, daß die heidnischen Rückschläge bei den Thronwirren, unter denen Harald 985 starb, nur vorübergehend waren. Sein rebellischer Sohn Sven Gabelbart ward schließlich selbst Christ und fand als Zweiter neben seinem Vater in Roeskild die ewige Ruhe, 1014; sein Sohn, Knut der Große, hat die Einführung des Christentums vollendet, das Heidentum in seinem Reiche verboten und die kirchliche Organisation auf den Inseln und in Schonen vollendet. Das von seinem Großvater im Anschluß an Hamburg und Deutschland begonnene Werk der Christianisierung war ein Menschenalter später abgeschlossen, und keine heidnische Reaktion hat es wieder erschüttert. Man kann also die hohe grundlegende Bedeutung nicht leugnen, die unsere hamburgische Mission für unser dänisches Nachbarreich gehabt hat.

Aber allerdings hatte sich in dieser kritischen Zeit um die Jahrtausendwende, als Otto III., mit der Phantasie die Welt erobernd, die Grundlagen seiner Macht unter den Füßen verlor, neben dem deutsch-*hamburgischen Einfluß* ein anderer eingeschoben und drohte in dieser

unter Loslösung von Hamburg noch hinausgeschoben, den englischen Einfluß pariert und damit die dänische Kirche, die ganze nordische Welt unter deutschem Einfluß länger gehalten zu haben — ist Aufgabe und Verdienst der Erzbischöfe Unwan und Adalbert gewesen. Schon dem ersten gelang es, die Anerkennung seiner Metropolitanrechte in Dänemark, ja auch in Norwegen und Schweden durchzusetzen. Wie es scheint, ist es seiner Klugheit zuzuschreiben, daß Knut das abgerissene Band seit 1022 mit Deutschland wieder knüpfte: die Abtretung der Mark zwischen Eider und Schlei war wohl der Preis. Seitdem ist die Verbindung für lange Zeit nicht mehr abgerissen und so enge geworden, daß wir später z. B. auf dem Stuhle von Hildesheim einen geborenen Dänen finden. England aber war seit 1042 wieder freigeworden. Die Gefahr jenes großen Seereiches im Norden unter dänischer Führung zog vorüber.

Als Adalbert 1043 auf den erzbischöflichen Stuhl kam, ein Kirchenfürst, so mächtig und prächtig, wie ihn vorher und nachher der ganze Norden nicht gesehen, lagen auch die Verhältnisse im Reich unter Heinrich III., lagen auch die Verhältnisse im Obotritenland unter dem Wendenfürsten Gottschalk so günstig, daß sich Hamburgs Stellung zu einer nie erreichten Höhe erheben konnte. Sie hat ihren darstellenden Meister in Adam von Bremen gefunden, der seine Zeitgenossen schildert, wenn er das Zusammenwirken der drei fürstlichen Männer zu einem lebendigen Bilde vereinigt, des Dänenkönigs Sven Estridson, Adams Hauptquelle für alle nordischen Dinge, der die Aufteilung ganz Dänemarks in kleine Bistumssprengel durchführte, des Slaven Gottschalk, der, Christ und Svens Schwiegersohn geworden, persönlich die Evangelisation seines Volkes übernahm, und Adalberts, der in und über dem allen die Hand hielt, mit jenem in Schleswig auf einem convivium per octo dies de multis rebus ecclesiasticis, de pace christianorum, de conversione paganorum verhandelte und mit diesem in Hamburg den Fortgang der Slavenmission beredete.

Handelt es sich in Dänemark wesentlich nur noch um die letzte Ausführung, so im Wendenland um Neubau von Grund auf. Jetzt entstanden neben Oldenburg die Bistümer Ratzeburg und Mecklenburg (das später nach Schwerin verlegt ward), eine Fülle von Kirchen erhoben sich im Land, und man sah den Fürsten Gottschalk oft selbst in der Kirche dem Volke auf slavisch erläutern, was die lateinischen *Formeln der deutschen* Priester nur mystisch anzudeuten vermochten.

auf dem Süllberg bei Blankenese, und in der Stadt begann die sich bildende Bürgerschaft sich zuerst seiner späteren Aufgabe zuzustrecken. —

Mit diesem Bilde könnte ich schließen. Was nun noch folgt an Kämpfen und Siegen, fällt nicht eigentlich mehr unter den Titel dieses Vortrags. Es ist bekannt, daß auch auf diese Höhe ein jäher Fall folgte: das Jahr 1066 ist mit Blut in die Geschichte dieser Gegenden gezeichnet; eingeleitet durch Adalberts ersten Sturz sah es das Wetter auch über Gottschalks Schöpfung hereinbrechen, und für Jahrzehnte wurde im Slavenland wieder alles unsicher. Erst im 12. Jahrhundert gelangte man auch hier zu dauernden Verhältnissen; da aber waren es andere Kräfte und eine andere Methode, die die letzte Entscheidung brachten. Zwar soll es nicht vergessen sein, daß Vicelin vom Erzbischof von Hamburg-Bremen Adalbero in seine wagrisch-ostholsteinische Mission gewiesen wurde, wie es auch nicht vergessen sein soll, daß die beiden Männer, die Livland christianisierten, aus unserem Gebiete stammten, Meinhard v. Segeberg und Albert v. Stade. Aber gewonnen worden ist das Obotritenland eigentlich erst durch die Kolonisation, also die Einführung deutscher Christen, und nicht der Bischof, sondern der königliche Heinrich der Löwe, die Grafen Adolf von Schauenburg in Holstein und Heinrich von Badwide in Lauenburg haben hier ein Definitivum geschaffen. Als das dreizehnte Jahrhundert kam, war die Missionsaufgabe so und so gelöst. Die nordischen Nationen hatten ihre eigenen Mittelpunkte erhalten, zuerst Dänemark in Lund schon am Anfang des zwölften Jahrhunderts, wobei Rom Pate gestanden hatte, Hamburg zur Strafe dafür, daß Adalberts Nachfolger so treu zu Deutschlands König gegen den Papst gehalten hatte. Drontheim und Upsala folgten.

Hamburg hatte keine Missionsaufgabe mehr. So sehr aber empfing dies Erzbistum von der Mission her seinen Sinn und Inhalt, daß mit der Aufgabe auch der Name, mit dem Inhalt auch die Form erlosch. Nach einem langen Streit der beiden Domkapitel zu Hamburg und Bremen, den sich die Dänen unter Waldemar dem Siegreichen zu nutze machten, um Hamburg, die alte Herrin, zu einem dänischen Bistum zu stempeln, zieht Bremen 1223 in einem Vertrag mit der Residenz auch den Titel des Erzbischofs auf sich: *das Erzbistum Hamburg stirbt mit seiner Mission.* —

Wir sind am Ende unserer geschichtlichen Wanderung. Wir

Wir aber haben die Überzeugung, daß auch das von Luther uns geschenkte deutsch-evangelische Verständnis des Evangeliums in der Welt seinen Platz behaupten muß; wir glauben, daß wir damit einen Schatz erhalten haben, für dessen Verwaltung wir die Verantwortung tragen. Darum, arbeiten wir, daß die große Stunde nicht an unserem Volke, unserem norddeutschen Volke, unserem Hamburg vorübergehe!

Das Nestorianer-Denkmal in Si-ngan-fu.

Von Missionar J. Genähr.

Bekannt sind die Sagen von der Mission des Apostels Thomas in China, von deren Glaubwürdigkeit viele fromme Gemüter selbst heute noch überzeugt sind. Sehen wir von diesen, lediglich auf ein sehr altes, in chaldäischer Sprache abgefaßtes Breviarium der malabarischen Kirche sich stützenden Sagen ab[1]), so muß immerhin zugestanden werden, daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß Sendboten der christlichen Kirche schon frühe nach China verschlagen worden sind. Das wenige aber, was wir von ihnen wissen oder mutmaßen können, ist so lückenhaft und verworren, daß wir uns von der Ausdehnung und den Resultaten ihrer Arbeiten nur eine sehr nebelhafte Vorstellung machen können.

Den ersten, wirklich festen Grund, auf dem wir fußen können, besitzen wir in der geschichtlichen Tatsache, daß die Nestorianer im siebenten Jahrhundert in China missioniert haben, und zwar, wie wir sehen werden, mit bedeutendem Erfolg. Die Quellen darüber stammen zunächst ausschließlich aus diesem Lande selbst. Denn im Jahre 1625 wurde bei Si-ngan-fu in der Provinz Schen-si das berühmte Monument ausgegraben, welches seither unter dem Namen Nestorianer-Denkmal bekannt geworden und, wie die Inschrift beweist, im Jahre 781 daselbst errichtet worden ist.

---

1) In diesem Breviarium heißt es u. a: „Durch den heiligen Thomas sind die Chinesen und Äthiopier zum Glauben bekehret und zur Erkenntnis der Wahrheit gebracht worden. Durch diesen heiligen Thomas haben sie die Kraft der heiligen Taufe empfangen, und sind Gottes Kinder worden; durch seinen Dienst ist das Himmelreich bis ins chinesische Reich eingedrungen." Vgl. du Halde III, S. 85. Im 19. Kapitel der Kirchenordnung wird auch von *Bistümern in China* gesprochen. ibid.

die sie weder bei Konfuzius, noch bei Lâo-tse und auch nicht in den heiligen Schriften der Buddhisten finden konnten. Und der berühmteste Kaiser der Tang-Dynastie (Tâi Tsung) sollte die öffentliche Verbreitung dieser neuen Lehre nicht nur gebilligt, sondern geradezu gefördert haben? Wie war das denkbar? Der damalige Gouverneur der Stadt, der großes Interesse für das Denkmal an den Tag legte, ließ es an einen geschützten Ort bringen, und später in einem tâoistischen Tempel oder Kloster in der Nähe der Stadt sorgfältig verwahren. Seitdem ist es viel von chinesischen Gelehrten besucht worden, und Abdrücke der Inschrift, bei denen jedoch stets der oberste Teil, der mit einem Kreuz verziert ist, weggelassen wird, sind sehr verbreitet, da die Schönheit ihrer Schriftzeichen berühmt ist.

Von den römischen Missionaren, die damals die einzigen Fremden in China waren, befanden sich zur Zeit der Auffindung dieses Denkmals keine in Tschang-an. Erst durch einen kleinen Mandarinen der Stadt, der der katholischen Kirche angehörte, wurde ihre Aufmerksamkeit auf den merkwürdigen Fund gelenkt. Ihre Freude war natürlich groß, und ungesäumt machte sich einer von ihnen, Alvarez Semedo, auf den Weg nach Si-ngan-fu (1628). Dort angekommen, unterzog er das Denkmal einer sorgfältigen und wiederholten Prüfung. Je mehr sich der Sinn dieser merkwürdigen Inschrift seinem forschenden Geiste enthüllte, desto größer ward sein Entzücken. Mit Hilfe seiner Kollegen wurde bald eine portugiesische Übersetzung hergestellt und mit einem Abklatsch des ganzen Monumentes zusammen nach Lissabon gesandt. Diese portugiesische Lesart wurde bald auch ins Italienische übertragen. Im Jahre 1636 gab Athanasius Kircher in seinem Prodromus Copticus einen ausführlichen Bericht über die gemachte Entdeckung, und als sich sofort Angriffe gegen die Echtheit der Nachricht erhoben, so suchte derselbe im Jahre 1667 seine Angaben in seinem großen Werke China illustrata zu verteidigen, indem er der gelehrten Welt sowohl eine Abschrift des chinesischen Textes, als auch zwei zum Teil von einander abweichende lateinische Übersetzungen, die ihm von katholischen Missionaren geliefert worden waren, vorlegte[1]).

Wie schon angedeutet, hatten sich schon bei der ersten Nachricht von der Auffindung des Denkmals Zweifel über die Echtheit des-

1) v. Richthofen, China I, S. 553. Legge, On the Nestorian Monument, S. 36. Williams, Middle Kingdon, Band II, 291—297.

Jahre 1264 n. Christi besprochen. Dem Nestorianer-Denkmal sei ein großer Teil des 102. Kapitels gewidmet. Dieses enthält u. a. eine Übersicht der Ansichten vieler früheren Altertumsforscher, die sich seit der Entdeckung des Denkmals mit demselben beschäftigt haben. Von keinem derselben, und auch nicht von Wang Tschang seien aber je Zweifel an der Echtheit erhoben worden. „So viel ich sehen kann, muß der chinesische Gelehrte noch kommen, der es einer Fälschung bezichtigen wird." So schrieb Dr. Legge im Jahre 1888. Einige Jahre später, im Jahre 1895, war ich in der Lage ihn auf einen Angriff gegen die Echtheit von seiten eines chinesischen Gelehrten mit Namen Tsin-Yun-Tao aufmerksam zu machen. Der greise, aber noch jugendfrische Professor, dem ich mein Exemplar dieses Angriffs zur Verfügung gestellt hatte, hat sich aber in seiner Überzeugung von der Echtheit dieses Denkmals durch denselben nicht irre machen lassen. Und mit Recht. Yun-Tao, der wie seine Vorgänger in Europa von dem Verdacht nicht loskommen kann, daß es sich hier um eine jesuitische Fälschung in majorem ecclesiae gloriam handelt, weiß im Grunde nichts neues gegen die Echtheit vorzubringen. Der Stil und die Form der Zeichen jener Inschrift, ferner ein vom Kaiser Hsüen-Tsung der Tang-Dynastie im Jahre 745 erlassenes Edikt, welches Bezug nimmt auf das Bestehen von Missionen aus Ta-Tsin[1]), endlich die Tatsache, daß außer Yun Tao von keinem

---

1) Das Edikt besagt, daß die Religion der sogenannten Persischen heil. Bücher aus Ta-Tsin gekommen sei, durch Predigt und Mitteilung das Reich der Mitte erreicht habe und darin seit langer Zeit geübt worden sei. Tempel dieser Religion seien vom ersten Anfang an errichtet und bisher als Persische Tempel bezeichnet worden. Da aber dieser Name ungenau sei, so werde durch dieses Edikt angeordnet, daß die Benennung „Persische Tempel" überall in „Ta-Tsin-Tempel" zu verwandeln sei. (Panthier, de l' Autenticité de l' Inscription Nestorinne de Si-ngan Fou P. 79, nach Richthofen.

Der russische Archimandrit Palladius hat in einem Brief an den Chinese Recorder vom Jahre 1875 noch auf ein anderes altes Dokument aufmerksam gemacht, welches den Verteidigern der Echtheit bis dahin entgangen war. Merkwürdigerweise hat Dr. Legge in seinem 13 Jahre später erschienenen kritischen Beitrag zur Lösung der Frage von diesem wertvollen Dokument keinen Gebrauch gemacht. Es findet sich in einer Sammlung von offiziellen Aktenstücken etc. aus der T'ang-Dynastie, die der erste Kaiser der Sung Dynastie Tai Tsu (960 n. Chr.) durch einen Gelehrten mit Namen Wang Pu hat herstellen lassen, und weicht nur in unwesentlichen Punkten von dem *in der Si-ngan-fuer* Inschrift erhaltenen Edikt des Kaisers Tai Tsung

großen Gottesdienst. Die Wirkung ihrer Lehre ist berechnet Harmonie, Güte und Wohlergehen in der Welt zu verbreiten.

Mit diesem fünften Paragraphen hört der lehrhafte Teil der Inschrift auf. Es folgt ein weiterer kurzer Paragraph, der sich mit dem neuen Namen („Die erlauchte Religion"), den das Christentum in China von 636 bis 782 geführt hat, beschäftigt, und die Notwendigkeit der Mitwirkung von seiten der Regierung mit den Dienern der Kirche betont. Hieran schließt sich in elf Paragraphen der geschichtliche Teil, den wir schon zu Anfang kurz skizziert haben.

Der dritte, doxologische Teil, dem die beiden anderen Teile gleichsam als Einleitung dienen, besteht aus einem Lobpreis Gottes und der Kirche, sowie derjenigen Kaiser, die der Kirche Schutz und Gunst zugewendet hatten.

Obgleich die Inschrift von dem, was das Eigentümliche der Lehre des Nestorius ausmachte, klüglich schweigt, hat man doch von jeher das Denkmal das Nestorianer-Denkmal genannt. Katholische Schriftsteller neigen zwar zu der Ansicht, daß in der Inschrift von ihrer Kirche die Rede sei, sie lassen aber doch in der Regel die Frage offen. Vor mir liegt das vierbändige Werk eines chinesischen Gelehrten der katholischen Kirche. Auch er hat sich mit dem Denkmal und seiner Inschrift beschäftigt und kommt, nachdem er das Denkmal zuerst für die katholische Kirche zu reklamieren gesucht hat, schließlich zu dem Resultat, daß es sich hier doch wohl um die Anhänger der um ihrer Ketzerei willen von der römischen Kirche ausgeschlossenen Sekte der Nestorianer handeln dürfte, da sich in den Annalen der „vatikanischen Bibliothek keine Notiz von einer römischen Mission nach China zur Zeit der Tang-Dynastie finde." Ähnlich drücken sich du Halde u. a. aus, woraus hervorgeht, daß diese Gelehrten mit der Schlußzeile der Inschrift: „errichtet in den Tagen des Hanan-Yeshu', Katholikos und Patriarch" nichts anzufangen wußten. Es steht aber geschichtlich fest, wie Professor Legge nachgewiesen hat, daß dieser Hanan-Yeshu' im Jahre 774 zum Patriarchen der Nestorianer in Bagdad ernannt worden ist, — ein weiteres, gewichtiges Zeugnis für die Echtheit des Monuments.

Die schnelle Ausbreitung des Christentums in großen Teilen von China, wie sie uns in der Inschrift geschildert wird, erlitt eine plötzliche Hemmung, als im Jahre 845 der Kaiser Wu-Tsung ein Edikt gegen das zunehmende buddhistische Klosterleben und zugleich

Kaisers Wu Tsung hatte ihm den Todesstoß versetzt. Als um das Jahr 980 ein Mönch aus Bagdad mit fünf anderen Priestern nach China geschickt wurde, um die dortigen Gemeinden aufzusuchen, berichtete er, daß das Christentum verschollen, seine Anhänger bis auf einen einzigen umgekommen, und ihre Kirchen zerstört worden seien[1]). Marco Polo, der im 13. Jahrhundert seine berühmte Reise nach China gemacht hat, erwähnt zwar in seiner Reisebeschreibung Nestorianer; es ist aber nicht nachweisbar, daß sie mit den Nestorianern, die wir kennen gelernt haben, in irgend welchem Zusammenhange stehen.

So endigte, nach einer Periode von ungefähr 200 Jahren, ein interessantes Kapitel der alten Missionsgeschichte, das der Nestorianer in China. Ihr Mißlingen ist ohne Zweifel auf zwei Ursachen zurückzuführen: die eine werden wir in dem Anlehnen an die weltliche Macht und dem Buhlen um die Gunst der Gewalthaber zu suchen haben; die andere in der Vorenthaltung dessen, was den eigentlichen Kern des Evangeliums ausmacht; finden wir doch in der Inschrift weder einen Hinweis auf den Tod Christi noch auf seine Auferstehung. Vielleicht bleibt es der Zukunft vorbehalten, weiteres Licht über diese Periode zu verbreiten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß weitere Überbleibsel dieser alten Nestorianerkirche noch zu Tage gefördert werden, ja, manche geben sich der Hoffnung hin, daß in entlegene Winkel des Reiches verschlagene Nachkommen jener Nestorianer von Si-ngan-fu später noch aufgefunden werden, möglicherweise sogar im Besitz der in der Inschrift erwähnten Übersetzung heiliger Schriften; hat man es doch vor fünfzig Jahren zum Erstaunen der Welt erlebt, daß eine jüdische Kolonie, von deren Existenz niemand eine Ahnung hatte, im Innern Chinas entdeckt wurde, und zwar im Besitz ihrer sorgfältig gehüteten Gesetzesrollen, von denen eine sehr gut erhaltene in der öffentlichen Stadtbibliothek Hongkongs gezeigt wird[2])."

---

1) Vgl. Richthofen, China, I. S. 555.
2) A. M. Z. 1904, 244.

zur Winterszeit dahineilen, während das Boot eben diese Gewässer im Sommer durchschnitt. Das Fahrzeug war so leicht gebaut, daß es ein Pony oder Maultier zu tragen imstande war. Trotzdem oder gerade darum hat es treffliche Dienste geleistet. Eines der Wasserbecken, auf dem es dem Reisenden zu statten kam, war der langgestreckte Binnensee Pangkong im westlichen Tibet unweit Leh, der auch von unseren Missionaren bereits mehrfach besucht worden ist. Welche Mühen und Strapazen lagen hinter ihm, als Sven Hedin diese Wasserfläche gegen Ende des Jahres 1901 erblickte! Tausende von Meilen war er — möglichst auf Pfaden, welche Reisende vor ihm nicht begangen hatten — in Tibet hin und her gewandert, bis zu dem verhängnisvollen Moment, da der auf die verbotene Stadt Lhassa Zustrebende von einem tibetischen Offizier mit dem: „Einen Schritt weiter und es kostet Ihnen den Kopf!“ gestellt wurde. In der heiligen Priesterstadt, der Hochburg des Buddhismus, hatte man Kunde von seinem Vorwärtsdringen erhalten, ihm sofort eine bewaffnete Mannschaft entgegengesandt und damit dem Kühnen jegliches weitere Vordringen und die Erreichung eines seiner Hauptreiseziele unmöglich gemacht. Er mußte sich westwärts wenden und kam so, den eisigen Wüsten des chinesischen Tibet den Rücken kehrend, auf gebahnteren, wenn auch selten genug begangenen Pfaden zum Pangkongsee. Damit war er im Gebiet Klein-Tibets und zugleich im Bereich der Arbeit unserer Leher Missionare. Am 20. Dezember 1901 erreichte er Leh. So kam es, daß er dort Weihnachten feiern konnte. Man denke sich in die Gedanken, in die Gemütswelt eines gebildeten Menschen, der elf Monate lang absolut keine Kunde aus der europäischen Heimat vernommen hatte und nun, noch immer im Herzen Asiens, in der gewaltigen Gebirgswelt des Himalaya, noch immer durch die Riesenmauern kolossaler Bergzüge von den Ländern der Zivilisation getrennt, in einer Stadt voller heidnischen Buddhisten mit Europäern zusammentrifft! Es handelte sich, wie angedeutet, um zwei deutsche Missionarsfamilien, einen englischen Missionsarzt und eine unverheiratete Missionarin. Wie mußte der Ankömmling diesen gebildeten Menschen, trotzdem sie ihm gänzlich fremd waren, zujubeln!

In ihrer Gesellschaft konnte sich Körper und Geist wieder erfrischen. Was schon allein konnten sie dem fast ein Jahr lang der *äußeren und inneren* Politik zivilisierter Länder Entfremdeten alles

wege war er mit nur einem Kosakendiener als Begleiter durch die romantische Kaschmirlandschaft nach Srinagar auf Maultiersrücken gereist, um von da per Wagen Raval Pindi und von dort schließlich mit der Bahn Kalkutta zu erreichen. Auch unsere Missions-Niederlassung Kalatse (unweit Leh auf dem Wege nach Srinagar) hatte er passiert, sich aber dort nicht aufgehalten. Den Sodschi-Paß, den unsere Missionare so oft zu übersteigen haben, bezeichnet er als den schlimmsten, mit dem er je Bekanntschaft gemacht hätte. Es war Winter, muß man wissen, und obgleich einige 50—60 Menschen mit Herstellung eines Weges beschäftigt waren und auf die Sicherheit der Gäste des Vizekönigs Bedacht nahmen, war der Auf- und Abstieg in den Bergen äußerst gefährlich, zumal auf dem Rückweg, auf den Hedin den Pfad benutzen mußte, den die Postläufer sich mühsam frei halten. Genug, Ende März war der kühne Reisende wieder in Leh.

Hier wurde er durch die Krankheit eines seiner Kosaken aufgehalten, der Dr. Shawes treue Pflege genoß, dessen Genesung sich aber derart hinzog, daß Sven Hedin schließlich am 25. April ohne ihn aufbrach, um nun mit seiner Karawane der Heimat zuzustreben. Rührend war der Abschied zwischen Herr und Diener. Diese Kosaken waren freilich dem Reisenden geradezu zu unentbehrlichen Begleitern geworden. Der Kaiser von Rußland hatte sie ihm verschafft. Sie vereinigten in sich eine Menge nützlicher Eigenschaften. Sie konnten kochen, Schuhe und Kleider fertigen, verstanden mit seinen wissenschaftlichen Instrumenten umzugehen usw. — Vor allem herzlich aber war der Händedruck, den der Scheidende den Missionaren bot. Es finden sich in dem Reisewerk folgende kurze Worte darüber:

„Von den Familien Ribbach, Hettasch und von Dr. Shawe schied ich mit aufrichtigem Bedauern. Sie hatten mir in so vieler Weise genützt und geholfen, und ich hatte in ihrer Missionsstation das Ideal einer solchen Anstalt kennen gelernt!"

Und wie lautet nun das Urteil unserer Missionare über diesen seltenen Besuch? Es war ihnen ein ganz besonderes Vergnügen, den ausgezeichneten Gast zu beherbergen. Denn zunächst traf sein Eintreffen in eine Zeit, in der sonst in Leh kein Europäer erscheint, und da unsere Missionare die einzigen Europäer sind, die im Winter in jenem Hochtal leben, erfreut sie jeder Besuch doppelt. Weiter aber hatten es hier Missionare einmal zu tun mit einem *nicht nur persönlich* äußerst liebenswürdigen Manne, sondern auch

nachstehen dürfte. Auch daß sich unter den, wenn auch nicht „100 000", so doch vielen Missionaren solche finden, denen man Taktlosigkeiten schuld geben muß, ist nichts neues. Es sind dies oft gerade solche, die sich fälschlich zu Nachahmern der von Hedin empfohlenen paulinischen Missionsmethode aufschwingen zu müssen glaubten und recht verkehrte Bahnen zogen und noch ziehen. Vor allem aber schien uns des Verfassers Urteil, daß die noch ganz erfolglose Mohamedaner-Mission völlig unzeitgemäß und das Eindringen christlicher Sendboten in den Bereich der asiatischen Konfessionen durchaus ungerechtfertigt sei, darauf schließen zu lassen, daß er doch für die Missionspflicht des Christen im Grunde kein Verständnis habe.

Sei es nun, daß wir den Reisenden damals zu ungünstig beurteilten, oder daß er im Laufe der letzten Jahre zu anderer, zu christlicherer Erkenntnis fortgeschritten ist, — um gerecht zu sein, wollen wir hiermit nicht ungesagt sein lassen, daß Sven Hedin jedenfalls bei seinem Besuche in Leh ein weit größeres Verständnis für das, was wir christliche Mission nennen, an den Tag gelegt hat. Ein wenig beweisen das schon die leider sehr kurzen Schilderungen seines Umgangs mit den Missionaren in seinem Reisewerk, noch mehr ging es aus dem Verkehr von Mund zu Mund, wie er tatsächlich geführt wurde, hervor. Daß wir davon hier in der Öffentlichkeit reden, wird er uns gewiß verzeihen. Ein Christ zu sein, christliche Gedankengänge erörtert und dabei nach der oder jener Richtung hin ein Bekenntnis abgelegt zu haben, dessen hat sich ja noch nie jemand zu schämen brauchen. Sven Hedin tut das auch nicht. Denn was erzählt er uns? In der Liste der Ausrüstungsstücke für seine Reise von denen wir oben sprachen, nennt er an erster, zweiter und dritter Stelle, vor anderer unentbehrlicher Reiseliteratur 1. „eine Bibel", 2. „ein Gesangbuch" und 3. „Parolen", d. h. ein Büchlein mit Gottesworten für jeden Tag, welches ihm „vom Elternhause her lieb und wert geworden war und nun das Band bilden sollte, das den in der Ferne Weilenden mit seinen Lieben daheim dauernd verknüpfte." Letzteres nebenbei ein Zug, der bei all denen Verständnis finden wird, die das Losungsbüchlein der Brüdergemeinde kennen und auf seinen Wert hin erprobt haben. Nichts anderes, als eben dieses Losungsbuch hat er mit jenen „Parolen" gemeint; dasselbe wird alljährlich wie in die Sprache so mancher Kultur- und Naturvölker, so *eben auch ins Schwedische* übersetzt. Als der Reisende einmal mitten

so volltönend gelten lassen. Daß Sven Hedin aber damit bewiesen, daß er sich nicht scheute, der gesamten Mission die ihr gebührende Wertschätzung zukommen zu lassen, ist ihnen eitel Freude, weil es den persönlich liebenswürdigen und in seinem Berufe großen Mann selbst am höchsten ehrt.

Missionsrundschau.[1])

Japan I.

Von P. Friedrich Raeder.

Nachdem die Gesamtlage der evangelischen Mission in Japan bereits in einem besonderen Artikel in dieser Zeitschrift eine eingehendere Behandlung gefunden hat, wenden wir uns nun den einzelnen in Japan arbeitenden Missionen zu, indem wir vor allem versuchen, dieselben in ihrer Bedeutung für die Christianisierung des Landes zu würdigen.

Den Hauptanteil an der Christianisierung Japans haben fünf größere denominationelle Gruppen von Missionsgesellschaften: die independentische (kongregationalistische), die presbyterianisch-reformierte, die bischöflich-anglikanische, die methodistische und die baptistische. Um konstatieren zu können, welchen Beitrag zu den bisherigen Missionsresultaten eine jede dieser Gruppen geleistet hat, müssen wir die statistischen Daten prüfen, welche diesen Anteil ziffernmäßig darstellen. Allerdings ist das statistische Material, das uns zur Verfügung steht, weder lücken- noch auch fehlerlos. Die mir mit Ausnahme eines Jahrgangs vorliegenden Loomisschen Tabellen für die letzten zehn Jahre, 1892—1901, sind, wie ich schon zu erwähnen Gelegenheit gefunden, keineswegs vollkommen. Aber eine vollkommene, lückenlose, nach einem einheitlichen Schema bearbeitete, in allen ihren Angaben bis ins einzelnste genaue und zuverlässige Missionsstatistik wird wohl immer ein pium desiderium bleiben.[2]) Immerhin wird man auch aus den Loomisschen Zahlen Schlüsse

---

1) Druckfehlerverbesserung. S. 325 Zeile 10 von unten statt 1902 — 1903. S. 337 Zeile 1 von unten statt Captized — baptized.

2) Die soeben erschienene, vom Standing Commitee bearbeitete Statistik pro 1903 (Miss. Directory of Japan and Mission Statistics, Tokyo, Kyo-Bun Kwan 1904) bringt uns dem anzustrebenden Ziele nicht viel näher. Die Gesamtzahlen können nicht als genau gelten, da einzelne Rubriken unvollständig ausgefüllt sind. Das gilt namentlich von der Gesamtzahl der Christen — 55354, — da die Rubriken der Katechumenen und der getauften Kinder viele Lücken aufweisen Die Zahl der Kommunikanten wird mit 43272 angegeben. Für 1901 waren die Spencer'schen Zahlen 50785 bezw. 44281. Daß eine Abnahme der Kommunikanten in der Zeit von 1901—1903

Kirchenglieder gebracht, mithin beträgt der Prozentsatz des Wachstums für 1892—1901 bei den ersteren 41,6%, bei den letzteren gar 133%! Selbst die schwächste der genannten fünf Denominationen, die baptistische, hat um 94% zugenommen (1892: 1761 Kirchenglieder, 1901: 3454). Des näheren ist das verhältnismäßige Wachstum dieser Gemeinden aus folgenden Zahlen ersichtlich:

Zunahme	1893—1895.	1896—1898.	1899—1901.
bei den Episkopalen:	1189 (27%)	2164 (39%)	2519 (33%)
bei den Methodisten:	589 (8,3%)	1403 (18,3%)	920 (10%)
bei den Baptisten:	566 (31,5%)	490 (21,3%)	637 (22,7%)

Jedenfalls scheint den früher in Japan vorherrschenden Kongregationalisten und Presbyterianern der Rang durch die Episkopalen und Methodisten streitig gemacht zu sein.

Daß nach Zeiten außerordentlicher Erfolge auch Zeiten der Reaktion kommen, ist ja nichts neues in der Missionsgeschichte, und zumal in einem Lande wie Japan, das so mancherlei Wandlungen in der letzten Zeit durchgemacht hat, ist das Eintreten einer solchen Reaktion durchaus nicht verwunderlich. Wenn aber bestimmte Missionsgesellschaften oder denominationelle Gruppen in Zeiten der Reaktion so ganz außerordentlich stark in Mitleidenschaft gezogen werden, wie in diesem Fall, da müssen Fehler begangen worden sein. Man hat es hier augenscheinlich an der rechten Pflege der gesammelten Gemeinde und an energischer Evangelisationsarbeit zur Gewinnung neuer Anhänger fehlen lassen. Die Kongregationalisten haben den großen Fehler begangen, daß sie die Zügel der Leitung zu früh aus den Händen gegeben und die Gemeinden zu früh für mündig erklärt haben. Dieser Denomination lag bei ihren independentischen Grundsätzen dieser Fehler besonders nahe, und sie hat ihn leider nicht vermieden und, nachdem er begangen worden war, zu spät als solchen erkannt und ihn gut zu machen gesucht. In der Zeit von 1890—1900 wurde kein einziger ordinierter Missionar mehr ausgesandt. Die Veteranen verließen das Arbeitsfeld oder waren im Begriff es zu verlassen, und es fehlten die Jungen, die an ihre Stelle treten konnten. Solch eine Unterbrechung der Kontinuität in einer Mission ist ein gefährlich Ding. Erst 1900 wird wieder ein neuer Missionar für Japan gewonnen. Im Am. Board's Rep. 1900, 113 wird die Notwendigkeit einer sofortigen Verstärkung nachdrücklichst betont. „Wenn nicht Verstärkungen hinausgesandt werden", heißt es da, „so muß die Mission statt vorwärts-, zurückgehen". Das war aber bereits geschehen, wie die Statistik zeigt. Die zumeist auf sich selbst angewiesenen einheimischen Pastoren, — unter welchen es unleugbar an hervorragend tüchtigen Persönlichkeiten keineswegs fehlt, — waren augenscheinlich den ihnen gestellten neuen Aufgaben doch nicht völlig gewachsen, daher der Rückgang. Auch bei den Presbyterianern scheint es ähnlich gewesen zu sein. Auf der Synode der „Kirche Christi in Japan" im Juli 1897 wurde auch die wichtige Frage der Kooperation der Mission mit der einheimischen Kirche verhandelt. Die Synode ging von der Voraussetzung aus, daß die evangelistische Tätigkeit einer presbyterianischen

2. Kongreg.:	75 Gem.,	10578 Kgl.	(22,7%).	Zunahme 1892—1901:	— 1,7%
3. Episkop.:	80 „	10238 „	(22%).	„ „	+ 133%
4. Method.:	138 „	10001 „	(21,5%).	„ „	+41,6%
5. Bapt.:	52 „	3454 „	(7,4%).	„ „	+ 94%

Zahl der Taufen von Erwachsenen:

1896—1898.		1899—1901.	
1. Meth.:	2483 (28,9% d. Ges.-Zahl).	1. Meth.:	2745 (28% d. Ges.-Zahl).
2. Presb.:	2190 (25,5% „ „).	2. Episk.:	2214 (22,6% „ „).
3. Episk.:	1691 (19,5% „ „).	3. Presb.:	1825 (18,6% „ „).
4. Kongr.:	1065 (12,4% „ „).	4. Kongr.:	1427 (14,5% „ „).
5. Bapt.:	938 (10,9% „ „).	5. Bapt.:	1137 (11,6% „ „).

Auch was die Schularbeit betrifft, haben die rührigen Episkopalen im letzten Jahrzehnt die Presbyterianer und Kongregationalisten überflügelt und sich den zweiten Platz, gleich nach den Methodisten, erobert. Ich stelle die Zahlen im folgenden zusammen.

1892.		1901.	
1. Methodisten:	2412 Schüler.	1. Methodisten:	4190 Schüler.
2. Presbyterianer:	ca. 1600 „	2. Episkopale:	2538 „
3. Kongregational.:	1485 „	3. Presbyterianer:	1904 „
4. Episkopale:	875 „	4. Kongregational.:	940 „
5. Baptisten:	716 „	5. Baptisten:	767 „

Nach dieser vergleichenden Übersicht der denominationellen Hauptgruppen in Japan mögen nun die einzelnen Missionen mit ihren Arbeiten an uns vorüberziehen.

Die Kongregationalisten, durch den amerikanischen Board vertreten, haben seit dem 1869 in Yokohama gemachten Anfang ihre Arbeit weit ausgedehnt und sich unbestreitbare Verdienste um Japan erworben. Jetzt haben sie 13 über das ganze Inselreich zerstreute, von amerikanischen Missionaren besetzte Hauptstationen. Der Zentralpunkt ihrer Mission ist Kobe, wo sie ihre ältesten und stärksten Gemeinden haben. Hier befindet sich auch ihre höhere Mädchenschule, oder eigentlich zwei getrennte Schulen, eine wissenschaftliche Lehranstalt und eine Musikschule, mit zusammen ca. 170 Schülerinnen, sowie auch ihre Bibelfrauenschule. In Verbindung mit einem vorzüglichen Kindergarten besteht eine Klasse zur Schulung von angehenden Kindergärtnerinnen. Starke Gemeinden mit tüchtigen einheimischen Pastoren sind auch in Osaka vorhanden. Die beiden ältesten Kumiai-Muttergemeinden in Kobe und Osaka konnten 1899 ihr 25jähriges Jubiläum feierlich begehen und zählten dazumal 522 bezw. 471 Gemeindeglieder (Miss. Herald 1899, 355). Ein weiterer Hauptpunkt der kongregationalistischen Mission ist Kioto mit seiner berühmten Doschischa, welche nun wieder in Verbindung mit dem Board steht. Für seine recht bedeutende literarische Arbeit hat der Board in Japan kein eigentliches Zentrum. Es sind hauptsächlich zwei japanische Firmen, welche die Drucklegung und den Betrieb der Publikationen des Board bezw. der Kumiai-Gemeinden sich angelegen sein lassen, die Keiseisha in Tokio und die Fukuinsha in Osaka. *Außer einem (englischen)* Missionsblatt „Mission News“ (Yokohama) erscheinen

warmherziger, bekenntnisfreudiger Christ. Er bekleidete das Ehrenamt eines Ältesten in der Presbyterianerkirche, der er angehörte, und behielt dasselbe auch bei, als er zum Präsidenten des Unterhauses im Parlament gewählt wurde. Das an ihn von mancher Seite gestellte Ansinnen, seine Verbindung mit der Kirche oder wenigstens sein Ältestenamt aufzugeben, um die nichtchristlichen Wähler für sich zu gewinnen, wies er entschieden zurück und seine Gesinnungstreue fand auch bei Andersdenkenden Würdigung und Beifall. Es gereichte der Doschischa zur Ehre und zum Segen, einen so allgemein geachteten und einflußreichen Mann und zugleich eine so fest gegründete christliche Persönlichkeit an ihrer Spitze zu haben. Leider wurde Kataoka nach 1½jähriger Arbeit an der Doschischa, am 31. Oktober 1903 seinem Wirkungskreise durch den Tod entrissen. An seine Stelle ist nun Professor Schinomura getreten. (Miss. Herald 1902, 239 ff. 1903, 166. 1904, 15, 220 f.; vgl. auch The Missionary 1900, 466 f. 1902, 424 f.) Die erfreulicherweise jetzt wieder in christlichem Geiste reorganisierte Schule wurde durch die neuen Schulgesetze bald wieder in Kämpfe hineingeführt, aus welchen sie jedoch siegreich hervorgegangen ist. Im Jahre 1900 sah sich die neue Direktion vor die Alternative gestellt, entweder den Religionsunterricht aus dem Programm der Akademie zu streichen, oder auf deren staatliche Anerkennung zu verzichten. Sie entschied sich für das letztere. Infolgedessen sank die Schülerzahl von 250 auf 158. Unterdessen sind aber der Schule doch trotz ihres entschieden christlichen Charakters die verloren gegangenen Rechte erteilt worden, und 1901 zählte man schon wieder 230 Schüler (Am. Board Rep. 1900, 116 f. 1901, 116 f.) Daß in der reorganisierten Doschischa ein christlicher Geist herrscht, davon legen die alljährlich stattfindenden Taufen von Schülern ein erfreuliches Zeugnis ab. Das Jahr 1902 weist besonders hohe Zahlen auf: 28 junge Männer und 15 Mädchen wurden in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen; ein Besuch des Evangelisten Torrey soll viel Anregung gebracht haben (A. B. Rep. 1903, 123). Einen Veteranen der japanischen Mission hat der Board in der Person seines am 4. November 1900 heimgegangenen Missionars D. M. L. Gordon (geb. 1843), verloren, der, seit 1872 in Japan, zuerst die Gemeinde in Osaka hat gründen helfen, darauf als Missionar und Professor an der Doschischa in Kioto eine gesegnete Tätigkeit entfaltet hat (Miss. Herald 1900, 510 ff.). Nach seinem Tode erschien noch eine Geschichte der japanischen Mission des amerikanischen Board aus seiner Feder (Thirty eventful years, Boston 1901).

Chronik.

1) **Aus dem Hererolande.** Das „Barmer Missionsblatt" (1904, 56) schreibt: „Die Hereromissionare sind im April, soweit sie jetzt nahe beieinander sind, zu einer Konferenz in Karibib zusammengetreten. Es war für sie ein ernstes und wehmütiges Wiedersehen. Da konnten sie einmal Umschau halten über die Verheerungen, die der schreckliche Sturm angerichtet hatte.

konto der Mission als solcher kämen. Und wir pflichten ihnen bei. Wir können unmöglich die Verantwortung für das übernehmen, was selbst in der uns wohlgesinnten Presse geschrieben worden ist, selbst auch nicht, wenn ein Zeitungsreferat den Inhalt eines von einem unserer Missionare in Osnabrück gehaltenen Vortrag skizziert. Jedermann weiß, daß ein solches Referat, ohne direkt die Unwahrheit zu sagen, doch meistens durch einseitige Hervorhebungen und Unterstreichungen einzelner Stellen einen Eindruck erweckt, der im Zusammenhang des ganzen Vortrages gar nicht in der Absicht des Redners lag. Die volle Verantwortung tragen wir dagegen für das, was wir in unseren Berichten veröffentlicht haben, und für alles, was in den Zeitungen mit der Unterschrift unserer Inspektoren erschienen ist. Und selbst da würden wir selbstverständlich keinen Anstand nehmen, sofort einen Irrtum einzugestehen, wenn wir eines solchen überführt werden. Denn Wahrheit ist uns das oberste Gesetz. Wir sind uns aber bewußt, nicht verallgemeinert zu haben. Wir haben immer nur von „manchen" oder „vielen" Händlern ꝛc. gesprochen. Wenn wir diesen „manchen" oder auch „vielen" Händlern und Ansiedlern nicht mehr die anderen gegenüber gestellt haben, so müssen wir darauf hinweisen, daß wir und unsere Missionare auf das Empörendste angegriffen und verdächtigt wurden, u. a. in besonders häßlicher Weise leider auch von solchen Frauen, die ihre Rettung den eingeborenen Christen und den Missionaren verdanken; vor allen durch die Koloniale Zeitschrift die dabei immer tat, als sei sie das eigentliche Sprachrohr der Ansiedler und Händler. Es ist nur zu natürlich, daß bei dieser maßlosen Hetze gegen die Mission, die begann, noch ehe wir überhaupt gesprochen hatten, die polemische Seite bei uns hervortreten mußte. Wir bezeugen es aber gern, daß wir um alles in der Welt nicht den Eindruck erwecken möchten, als hielten wir die Gesamtheit der Kolonisten für schlechte Elemente. Wir erachten es vielmehr mit unseren Missionaren, die es ausdrücklich betonen, für eine Pflicht der Gerechtigkeit, bei dem uns aufgedrungenen Kampf nicht nur anzuerkennen, sondern auch hervorzuheben, daß es unter den Händlern und Farmern in Südwestafrika auch viele recht ehrenhafte Landsleute gibt, ja daß unter ihnen auch solche sind, die der Mission, die sie aus eigener Anschauung kennen, wohlwollend und freundlich gegenüberstehen. So fand z. B. Missionar Dannert bei den Kaufleuten und Ansiedlern in Omaruru stets eine offene Hand, als er bei verschiedenen Gelegenheiten für den Bau einer Schule, für einige größere Reparaturen an der Kirche, für die Erneuerung der Kirchhofsmauer unter den Landsleuten eine Sammlung anstellte. Noch im letzten Jahr durfte er von zwei Kaufleuten des Platzes je hundert Mark als Beitrag zur Jubiläumsgabe für unsere Mission entgegennehmen.

Mittlerweile liegt nun auch die Denkschrift der erwähnten Ansiedler-Abordnung vor, deren ruhige und maßvolle Darstellung wir anerkennen, wenn sie natürlich auch die ganze Sachlage nur von ihrem Standpunkt aus betrachten, den wir, soweit er auf die Ursachen des Aufstandes eingeht, allerdings nicht durchweg teilen. Die Stellung der Denkschrift zur Kolonial- und *Landesregierung* zu kritisieren, ist nicht unsere Sache. Nur über zwei Stellen *möchten wir ein kurzes* Wort sagen. Wenn in der Denkschrift gesagt wird,

der ebenso befruchtend in das heimatliche Missionsleben eingegriffen, wie durch seinen in der Gründung und Fortführung der Sambesi-Mission bewiesenen christlichen Heroismus allgemeine Bewunderung erregt hat. Ich zweifle nicht, daß er zu den Männern gehört, auf welche das Wort von dem Waizenkorn Anwendung findet, welches viel Frucht bringt, nachdem es in die Erde gelegt ist.

Die vielen Freunde der Pariser Missions-Gesellschaft werden es gern vernehmen, daß das große Defizit, mit welchem dieselbe bedroht war, bis auf ca. 20000 Mk. getilgt ist.

* * *

3) Ihre größte bis jetzt erzielte Einnahme, nämlich rund 8 Millionen Mark, hat in diesem Jahre die Church Miss. Soc. gehabt. Sie befand sich am Schlusse des Etatsjahres gleichfalls in großer finanzieller Bedrängnis, aber ihr unentwegter Glaube ist glänzend belohnt worden. Möchten doch auch unsere deutschen von mehr oder weniger beträchtlichen Defizits bedrückten Missionsgesellschaften bald die gleiche Erfahrung machen.

* * *

4) Wie der C. M. Intellig. (1904, 496) mitteilt, stellt sich das statistische Ergebnis in ihrer Uganda-Mission pro 1903 folgendermaßen (die betreffenden Zahlen pro 1902 in Klammern):

Eingeborene ordinierte Geistliche	32	(27).
Eingeborene Laien-Lehrer . .	2076	(1847).
Getaufte Christen	43868	(35897).
Katechumenen	3324	(2947).
Kommunikanten	13112	(11145).
Schulen	170	(49).
Schüler (Knaben und Mädchen)	21687	(12569).
Seminaristen	542	(292).

Das sind redende Zahlen.

* * *

5) Am 15. Juli d. J. feierte die Brüdergemeinde den 200jährigen Gedenktag der Geburt ihres Bischofs Spangenberg, der auch um ihre Mission hervorragende Verdienste sich erworben. Wir kommen auf ihn zurück, nachdem die in Aussicht gestellten Gedenkschriften erschienen sein werden. (Miss.-Blatt der Brüdergemeinde 1904, 191.) Warneck.

* * *

6) In dem „Schwedischen Missionsbunde", der 1903 sein 25jähriges Bestehen gefeiert hat, ist ein Wechsel in der Leitung eingetreten. Durch ein Buch über die Höllenstrafen, deren Ewigkeit er leugnet, hat Dr. Ekman in weiten Kreisen des Missionsbundes so angestoßen, daß er nicht bloß in der Presse heftig angegriffen, sondern auch von einer Konferenz der Distriktsvorsteher gebeten wurde, von seinem Amte als Leiter des Missionsbundes zurückzutreten. Er hat es am 1. April d. J. getan. Lektor P. Waldenström übernahm vorläufig die Leitung und ist nun von der Jahreskonferenz definitiv mit derselben betraut worden. Gleichzeitig hat eine Änderung in den Statuten des Bundes stattgefunden.

scheint es mir z. B. zu viel behauptet, daß „als Frucht die Gründung einer auf Gottes Wort fest ruhenden lutherischen Volkskirche unter den Tamulen“ als sich bereits vollziehend gesehen werden könne. Ich lasse ganz dahingestellt, ob die tamulischen Gemeinden der Leipziger Mission wirklich aus bewußt konfessionell lutherischen Gliedern bestehen, aber daß die dortige ca. 21000 Seelen starke lutherische Christenheit schon jetzt eine tamulische Volkskirche darstelle, das ist wohl eine Verwechselung des richtigen Grundsatzes mit dem bisherigen Ergebnis der Arbeit. — Auch sonst ist der Verfasser z. B. wo er auf das Verhältnis zu anderen Missionen zu reden kommt, namentlich englischen, die schon vor dem Eintritt der Leipziger in die Tamulenmission einen Teil des Erbes der alten Hallenser angetreten und dasselbe vor einem gänzlichen Ruin gerettet haben, nicht durchweg gerecht genug, um auch alteram partem zu hören. Aber das alles betrifft Dinge, in denen unser sehr kundiger und sorgfältiger Verfasser nicht ganz unbefangen ist und vielleicht auch auf Grund seiner persönlichen Stellung nicht ganz unbefangen sein kann, und es hindert uns nicht, das eingangs über seine Arbeit ausgesprochene Lob voll aufrecht zu erhalten.

Das inhaltsreiche und immer unterrichtende Buch zerfällt in drei verschieden lange Hauptteile: 1) in eine Vorgeschichte (S. 1—43), in der besonders der dritte Abschnitt: „Die alte dänisch-hallesche Mission unter den Tamulen 1706—1847“ durch seine Präzision sehr gelungen ist; 2) die evangelisch-lutherisch Missions-Gesellschaft zu Dresden und Leipzig 1836—1847 (S. 44—148) a) in der Heimat und b) auf drei Missionsfeldern (Australien, unter den Indianern Nordamerikas und der Eintritt in die Tamulenmission), 15 Unterabteilungen. Dann 3) der eigentliche Hauptteil: Die evangelisch-lutherische Mission zu Leipzig in ihrer Sturm- und Drangperiode 1848—1860 (S. 149—420) in 28 zum Teil sehr ausgedehnten und inhaltsvollen Unterabteilungen. Außer der einflußreichen Graulschen Tätigkeit und der Geschichte der einzelnen Tamulenstationen sind hier die Abschnitte über die verschiedenen Streitigkeiten, besonders über den Kastenstreit, über die Verfassung und den Betrieb der Mission und über die Missionsgrundsätze von hervorragender Bedeutung. Ein ziemlich langer Anhang (S. 424—467) bringt dann noch eine Reihe Nachträge, von denen viele als geschichtlich wertvoll bezeichnet werden dürfen. Hoffentlich wird es dem Verfasser möglich, auch den zweiten bis auf die Gegenwart sich erstreckenden Teil der Leipziger Tamulen-Mission uns zu schenken.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Prozentsatz als bei der weißen. So viel steht also fest, daß numerisch und dem volklichen Bestand nach die schwarze Rasse eine Zukunft hat und sich der weißen gegenüber nicht in absteigender, sondern aufsteigender Linie befindet. Das ist aber eigentlich nicht die Frage, die uns beschäftigt, sondern nur die Voraussetzung der im letzten Grund vorliegenden, welche dahin geht: Hat die schwarze Rasse eine geistige Zukunft? Ist sie befähigt, die Elemente der ihr auf allen Gebieten dargebotenen Kultur so in sich aufzunehmen, daß sie dieselben innerlich verarbeitet, in ihrer volklich individuellen Art reproduziert und dadurch auf den verschiedensten Gebieten, dem religiösen, politischen, sozialen, sich zu einer den Weißen einigermaßen ebenbürtigen Stellung heraufarbeiten kann? Liegt diese geistige Fähigkeit überhaupt in der Rasse, oder ist diese eo ipso und für alle Zeiten eine inferiore, die eine solche Entwicklung auf keinen Fall nehmen wird? Wir sehen hier ab von dem Urteil derjenigen, welche die Schwarzen als solche Wesen ansehen, die, weil nicht viel höher als die Tiere stehend, auch nicht viel anders als diese zu behandeln sind. Aber auch abgesehen von dieser Unterwertung der Farbigen ging bisher die ziemlich allgemeine Ansicht dahin, daß die schwarze Rasse nicht bloß zur Zeit inferior sei, sondern auch für alle Zeiten inferior bleiben werde. Auch ich habe diese Ansicht lange geteilt, obgleich mein Vater, der Jahrzehnte in Westindien als Missionar tätig war, sie stets bekämpfte. Persönliche Anschauungen, missionarische Erfahrungen und die Beschäftigung mit der Literatur über diesen Gegenstand haben aber nach und nach meine Meinung geändert.

Zum Beleg jener Ansicht von der Inferiorität der schwarzen Rasse weist man hin auf die kläglichen Ergebnisse politischer Tätigkeit in der Negerrepublik Häiti; man zählt die Mißerfolge auf, die an der Westküste von Afrika in Liberia 2c. mit politisch und kirchlich selbständig gestellten Negern zutage getreten sind; man erinnert an die vielen Fehlschläge, welche die Mission mit eingebornen Geistlichen erlebt hat. Alle diese Tatsachen sind wahr und unleugbar, nur übersieht man, daß sie doch nur Entwicklungsstufen einer eben erst durch die Berührung mit der Kultur in die geistige Entwicklung eingetretenen Rasse sind. Zur biblischen Begründung hat man auch den — falsch verstandenen — Fluch Noahs über Ham herangezogen: „Verflucht sei Kanaan und sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern.“ Nicht wenig zur Verbreitung dieser Ansicht haben auch bei-

die Einflüsse des Aberglaubens und der Furcht. Er war ganz abhängig von seinen augenblicklichen Impulsen, und diese beherrschten ihn wie ein Tier. Der letzte Beweggrund seiner Sehnsucht nach Freiheit war nicht eigentlich der Trieb nach einem höheren Dasein, sondern einfach der Wunsch, dem Zustand der Zucht und der Kontrolle zu entgehen und nach seinem Belieben zu leben. So war er ein roher Mensch. Allein in Jamaika sollten nun 300000 solcher Halbwilden auf einmal gleichberechtigt neben einer Handvoll gebildeter Ansiedler stehen. War es gerecht, ihnen solches zuzumuten ohne eine Zeit der allmählichen Vorbereitung? Zwar bestimmte man eine kurze Übergangszeit, aber sie verging ohne praktischen Wert. Es war ein gefährliches und der Vernunft hohnsprechendes Experiment; aber man machte es. Hier liegt der letzte und fundamentale Fehler, der zu allen den Fehlern und Leiden die Veranlassung gab, unter denen diese Rasse seitdem zu seufzen gehabt hat. Man hatte nur die Leiber frei gemacht, die Seelen und Sinne waren mehr oder weniger noch unfrei und geknechtet. Eine neue Pflicht ergab sich, aber man ging ihr aus dem Wege. Man hätte die Freilassung in einem längeren Prozeß sorgfältig vorbereiten und zugleich in dieser Zeit für religiöse wie weltliche Erziehung sorgen, eine soziale und das gesamte Arbeitsleben umfassende Gesetzgebung schaffen sollen mit dem Zweck, die Neger in die elementarsten Forderungen der Zivilisation einzuführen. . . . . Nachdem man die Fesseln der Neger zerbrochen hatte, gab man sie nach kurzer Frist den Wellen preis und meinte, damit sei die Sache getan."

Und von dem sittlichen Zustand, in dem sich der Neger nach der Sklaverei befand, sagt Livingstone:

„Die Neger hatten keinen Begriff von dem, was wir Sünde nennen, und hatten daher auch kein Verlangen, ihr zu entfliehen. Moralität war etwas, was über ihre Begriffe ging. Als sie ihr neues Leben als ein freies Volk begannen, taten sie es tatsächlich auf dem tierischen Standpunkt. Das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander war allgemein das wie bei den Tieren. Einige gab es, welche infolge der Umstände verheiratet waren; andere lebten in einer freiwilligen Verbindung, welche sie zum Teil eben so heilig hielten als eine irgendwie durch kirchliche Zeremonie geweihte; aber die größte Anzahl gehorchte keinem anderen Gesetz als dem des natürlichen Triebes."

In dieser Darlegung ist klar ausgesprochen, welchen großen Fehler die weiße Rasse gemacht hat, als sie der schwarzen die Freiheit gab. Sie unterließ es, ihr das zu geben, was für sie in diesem Augenblick das allernotwendigste war, die Erziehung zur Freiheit Das ist auch der Fehler, der später wieder und wieder und bis zum heutigen Tage bei der Erwerbung der Kolonien der schwarzen Rasse gegenüber gemacht worden ist und gemacht wird. Die Neger sind überall, wo sie mit den Weißen in Berührung treten, Kinder und Kinder muß man erziehen, und wo man dies nicht tut, darf man

diese Männer auf sich nahmen um den Feldzügen der Jugend zu begegnen. Sie wurden zu wirklichen Sonnenstrahlen für Tausende, die bei Nacht saßen und erzogen nach allen Seiten des Lebens hin". (pag. 35): Auf den Schultern der Missionare lag die ganze Last des Negers, sie allein nahmen die Schuld einer vorübergehenden Sklaverei auf sich. Es war ein Riesenwerk für eine Handvoll Menschen und sie hatten das Gefühl wie Kinder, welche mit kleinen Spaten die Wellen des Ozeans zurückdämmen wollen. Es war daher kein Wunder wenn sie durch Fieber der Mutlosigkeit, ja der Verzweiflung hinweggerafft wurden." (pag. 36). „Die Geschichte der modernen Sklaverei ist mit derjenigen einer Geschichte der Evangelisation. Der Missionar ist es, der ein Land zu öffnen, er schafft die Bedingungen, die den Fortschritt überhaupt möglich machen. Er bringt die grundlegenden Ideen, auf welchen Treue und Frieden entstehen, und nur auf diesen kann sich der Staat auf. Der Prozeß geschieht ungeheuer in der Stille weil er getan wird in verborgener Innerlichkeit; er ist langsam weil keine dauernde Grundlage in Eile gelegt werden kann; aber er ist gründlich und steht nicht in Gefahr, plötzlich zu verschwinden. Es gibt Zeiten, wo alles was erreicht worden ist, verschwunden zu sein scheint; aber wenn sich die Gewässer verlaufen, so erweisen sich jene unsichtbaren Grundlagen fester gegründet denn zuvor."

Ähnlich spricht sich auch Sixto in seinem Werke aus, und ebenso zollt Booker Washington der Missionsarbeit der

das rechte Ziel zu lenken, zu vertiefen und zu verinnerlichen, ist Aufgabe der Pädagogik, nicht: ihn gewaltsam zu unterdrücken. Daß aber dieser Trieb sich zunächst dem Äußerlichen zuwendet, leicht ein lächerliches Zerrbild hervorbringt, dann immer erfolgreicher mechanisch sich betätigt, um endlich sich dem geistigen Gebiet zuzuwenden, das beobachtet jeder Vater, jeder Lehrer. Daß dieser Trieb ein allgemein menschlicher ist ermöglicht erst die Erziehung, und sein Nichtvorhandensein würde die Möglichkeit der Erziehung überhaupt in Frage stellen. Die schwarze Rasse geht keinen anderen Gang als jedes Kind. Aus jenem Nachahmungstrieb, der sich zunächst ins Lächerliche verliert, entwickelt sich allmählich der tiefere Trieb nach Bildung auf allen Gebieten. Wer die Entstehung und Entwicklung einer Missionsstation im einzelnen zu verfolgen Gelegenheit hat, sieht, wie die Naturkinder erst in der Kleidung, dann in der Wohnung, dann in der mechanischen Arbeit, allmählich auch in der Sprache und in geistigen Anschauungen Nachahmer des Weißen sind, und so werden sie auf allen Gebieten, wenn auch langsam, von der rein äußerlich mechanischen Nachahmung sich durchringen zum selbständigen Erfassen und Durcharbeiten der Bildungselemente. Das Vorhandensein dieses Nachahmungstriebes ist also trotz seiner unleugbaren Verirrung eher ein hoffnungsvolles als ein entmutigendes Zeichen; und die schon angeführte unbestreitbare Tatsache, daß bei längerem Umgang mit dem Weißen sich das Lächerliche und Karikierte immer mehr verliert, ist der beste Beweis dafür, daß auch von diesen Kindern das Wort Pauli gelten wird: „Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge. Da ich aber ein Mann ward, tat ich ab was kindisch war."

Viel schwerer wiegt der Vorwurf, der Neger sei zu faul zur Arbeit. Ist er wahr, so ist eine tiefere geistige Entwicklung der Rasse kaum zu erwarten, denn diese kann sich nur vollziehen unter dem sittlich stärkenden Einfluß freiwillig getaner Arbeit. Wir müssen also diesem Vorwurf noch etwas nachgehen.

Woher kommt dieser Vorwurf, der Neger sei faul? Man erhebt ihn auf Grund der Erfahrung, welche man mit freigelassenen Negern gemacht hat. Man weist auf den Ruin der Plantagen hin, die, der Sklaven beraubt, aus Mangel an freiwilligen Arbeitern zu grunde gingen.

Ich muß hier leider kürzer sein, als mir selbst lieb ist, und

nach. Niemand wird ohne tiefes Mitgefühl das Buch aus der Hand legen. Dr. Gerhardt sagt mit Recht:

„Zur rechten Erziehung des Negers gehört als unbedingtes Erfordernis, daß die Vorurteile, die beide Rassen bis jetzt gegeneinander hegen, aufs ernstlichste bekämpft werden müssen. Der Weiße darf nicht in dem Schwarzen nur das Objekt seiner grenzenlosen Verachtung sehen, und umgekehrt darf der Schwarze in dem Weißen nicht seinen unversöhnlichen Gegner sehen, der ihn niederdrücken und knechten will. Wird Haß und Verachtung hinweggeräumt — den Anfang hierzu müssen die Weißen als die überlegene Rasse machen, haben ihn ja auch zum Teil schon gemacht — dann wird der Schwarze wahrlich nicht der Hemmschuh, sondern eine vorwärts bewegende, belebende Kraft sein."

Ich hoffe, daß niemand unter meinen Zuhörern mein warmes Eintreten für die schwarze Rasse dahin deuten werde, als ob ich behaupten wolle, sie stehe schon auf einer der weißen Rasse einigermaßen ebenbürtigen Stufe. So liegen die Sachen noch nicht. Noch für lange Zeit wird der Schwarze auf allen Gebieten des Lebens und nicht zuletzt auf dem religiösen Gebiet der leitenden und führenden Hand des Weißen bedürfen. Alle voreiligen und unüberlegten Schritte, die Schwarzen kirchlich oder politisch selbständig zu machen, möchte ich aufs ernstlichste zurückweisen. Aber das habe ich mit meinen Darlegungen erreichen wollen, daß wir, sowohl der Missionar wie der Kolonialpolitiker, nicht unsre Arbeit der Erziehung der schwarzen Rasse als eine hoffnungslose und vergebliche ansehen, sondern daß wir sie tun in der Überzeugung, daß einst die Zeit kommen wird, da auch jene schwarzen Völker zur Freiheit der Kinder Gottes auf allen Gebieten gelangen werden. Freilich der Weg ist noch lang, und die Geschichte der Menschheitsentwicklung geht langsamen Schrittes und durch viel Kämpfe und auf- und abwogende Phasen. Ja, es können Zeiten kommen, da unter dem blutigen Ringen der Völker alle bisherigen Bemühungen der Mission und der Kultur vernichtet zu sein scheinen. Trotz alledem, wir, die wir in der Arbeit an dieser schwarzen Rasse stehen, können und dürfen uns getrost das Wort des Apostels aneignen: „So seid nun fest und unbeweglich, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist."

weites Feld für weibliche Missionsarbeit. Und bei der furchtbaren geistigen Öde, in welcher die Senana-Frauen dahinleben, schien der gewiesene Weg der der Schule zu sein; irgendwie geistige Anregungen, neue Gedanken in die vernachlässigten, verwilderten Frauenherzen zu tragen, sie aus ihrem jahrhundertelangen Schlummer aufzuwecken, ihnen die lebensvolle Welt um sie her mit ihren Idealen und ihren Kämpfen aufzuschließen, das schien eine ebenso reizvolle wie dankbare Aufgabe zu sein. Allein diesen Bestrebungen stellten sich zwei schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg. Einmal war es alte, tiefgewurzelte Anschauung, daß das weibliche Geschlecht nichts lernen könne und nichts lernen dürfe. Vor den Ohren der Frauen auch nur die heiligen Schriften zu lesen, war in den Schastra streng verboten; wenn ihr Auge auf die heiligen Bücher fiel, ihre Hand sie berührte, so wurden sie dadurch befleckt. Die Männer sahen die Frauen als wenig besser denn als unvernünftige Kreaturen an, und diese hatten sich daran gewöhnt, dieses Urteil als richtig hinzunehmen; sie wußten nicht, daß sie auch Verstand hätten, auch lernen könnten. Ja, schlimmer als das, die einzigen Mädchen, welche von Alters her lesen und schreiben lernten, vielleicht gar Gedichte machten, waren die Natsch-Mädchen; und dadurch daß sie allein das Privileg des Lernens hatten, war dieses für die übrigen Frauen arg in Verruf geraten. Eine Frau vergab sich etwas, geriet in den schlimmsten Verdacht, wenn sie lernte! Und ein so tief eingewurzeltes Vorurteil läßt sich nicht mit einem Schlage beseitigen; es gehört unsägliche Geduld dazu, ihm allmählich die Wurzeln abzugraben und die öffentliche Meinung in diesem Punkte umzugestalten. Zweitens findet die Eheschließung in Indien überall unvernünftig früh statt. Nach dem Zensus von 1891 waren verheiratet Mädchen unter vier Jahren 258760, von fünf bis neun Jahren 2,201404, von zehn bis vierzehn Jahren 6,016759. Nach dem Zensus von 1901 gibt es allein in der Provinz Bengalen Witwen unter einem Jahr 433, zwischen ein und zwei Jahren 576, zwischen zwei und drei Jahren 651, zwischen drei und vier Jahren 1756, zwischen fünf und zehn Jahren 34701, zwischen zehn und zwanzig Jahren 218461. Diese Zahlen werfen ein furchtbares Licht auf die ebenso demoralisierende wie schädliche Sitte der Kindheiraten. Und wenn ja auch in weitaus den meisten Fällen dieselben nicht viel mehr sind als Verlöbnisse, so ist es *ebenso lehrreich* als betrübend, daß erst im letzten Jahrzehnt des 19.

früh die heidnische Jugend in sehr bescheidenen Schulen, den sog. Basarschulen zu sammeln. Der Londoner Missionar May hatte schon 1829 in Tschinsura und der Umgegend 29 Schulen mit 3500 Schülern im Gang; auch in Madras hatte man mit einem „Kreise von Schulen" einen Anfang gemacht. In diese Schulen suchte man neben den weit überwiegenden Knaben auch einzelne Mädchen zu ziehen. Sowohl der Missionar in Tschinsura wie der in Madras erklärte es für unmöglich, eine Heidenmädchenschule zu begründen. Und doch war das den Serampurer Missionaren, besonders der tatkräftigen Frau Hanna Marshman, welche darauf besonderen Fleiß verwandte, vorübergehend schon 1811 in Kalkutta geglückt ihre kleine Mädchenschule zählte 40 Kinder, konnte sich aber nicht halten. Etwas erfolgreicher war in Bombay des trefflichen schottischen Missionars John Wilson aufopfernde erste Gattin, die gleich nach ihrer Landung 1829 sich dieser Arbeit hingab und in einigen Jahren 6 Schulen mit 120 Mädchen in Gang hatte. Es kam ihr zustatten, daß unter den dort sehr einflußreichen Parsis die Kaste fehlt und die Marathas sich einer größeren Freiheit des sozialen Lebens erfreuen als die Bengalis. Wilsons zweite Gattin nahm diese Arbeit mit großem Eifer auf und gründete auch ein Heim für arme und verlassene Mädchen.

Inzwischen war im April 1819 in Kalkutta auf Frau Missionar Marshmanns Antrieb eine Gesellschaft entstanden, welche sich speziell die Gründung von Mädchenschulen zur Aufgabe machte, die Calcutta female juvenile Society for the education of native females. Sie brachte 1820 eine Mädchenschule mit 8 Kindern, bis 1824 sechs Schulen mit 160 Kindern zustande. Folgenreicher war im September desselben Jahres 1819 die Entstehung der „Kalkuttaer Schulgesellschaft" zur Begründung von Volksschulen aller Art. Man berechnete, daß es damals in der Hauptstadt und der näheren Umgebung unter $^3/_4$ Millionen Einwohnern nur 4 180 Schüler gab, die irgend welchen Unterricht erhielten, und darunter fast kein Mädchen. Nach einer allerdings unkontrollierbaren Berechnung soll es damals in ganz Indien nur 400 lesekundige Mädchen gegeben haben! Das Bedürfnis nach Volksschulen war also schreiend. Man wandte sich an die „Britische und ausländische Schulgesellschaft" in London, und diese bewog durch einen eigenen warmen Aufruf Miß Cooke, sich der Kalkuttaer Gesellschaft zum Dienste anzubieten und 1821 nach Indien

besten Familien gründete. Hatte diese Schule zunächst auch nur schwachen Besuch und geringen Erfolg, so war doch der Versuch anerkennenswert. Leider schloß diese vornehme Schule jeden Religions-Unterricht prinzipiell aus. Sie ist in der Hauptsache die Bildungsstätte für die Familien der bengalischen Reformrichtungen, besonders des Brahma Samadsch geworden und hat das Verdienst, daß in diesen Kreisen vielfach eine geradezu musterhafte Mädchenerziehung geübt wird. Die Schule, das Bethune College, gilt noch heute als die vornehmste Töchter-Anstalt Kalkuttas.

Ungleich bedeutungsvoller wurde ein neuer Weg, den die Missionare einschlugen. Im Jahre 1840 veröffentlichte der schottische Missionar Dr. Thomas Smith, ein jüngerer Mitarbeiter Dr. Duffs, in dem einflußreichen „Calcutta Christian Observer" einen Artikel, worin er darlegte, der einzige Weg zu den Herzen des weiblichen Geschlechts in Indien sei der, die Frauen in der Senana selbst aufzusuchen und ihnen dort christliche Unterweisung in Verbindung mit allerlei anderer Anregung zu geben. Der Artikel verursachte viel Kopfschütteln und lebhafte Erörterungen. Erst anderthalb Jahrzehnte später, 1854, wagte es der erst 1853 nach Indien gekomme schottische Missionar John Fordyce mit seiner trefflichen Frau, seines Kollegen Vorschläge in die Tat umzusetzen.[1]) Er gewann dazu eine tüchtige Eurasierin Miß Toogood, das erste Haus, welches sich ihm aufschloß, war das des Babu Cumar Tagore aus dem vornehmen, reichen, aber nur den Kasten linker Hand zugerechneten Hause des Tagore. Als Miß Toogood mit der Bibelfrau Rebekka ihr Haus verließen, um den ersten Besuch zu machen, sagte Fordyce zu seiner Frau: „Dies ist der Anfang einer neuen Ära für Indiens Töchter." Er hat sich nicht geirrt; es war der Anfang der Senana-Mission, nach einem halben Jahrhundert eines der blühendsten und mit Vorliebe gepflegten Zweige der indischen Mission. Bald schlossen sich in Kalkutta mehr Häuser

1) Schon vorher 1842 hatte die Soc. f. prom. fem. ed. eine Missionsschwester zu den Parsifrauen Bombays geschickt. Allein das war deshalb weniger bedeutungsvoll, weil es bei den Parsi das Senana-System nicht gibt, also die eigentümlichen Schwierigkeiten nur in geringem Maße vorhanden sind, welche das indische Frauenleben bietet. Vereinzelte Beispiele von Besuchen, auch von Unterricht in Senana waren auch sonst schon vorgekommen, z. B. in dem Hause des intelligenten Jay Narain Ghosal, welcher der C.M.S. in Benares das Grundstück und Kapital des Jay Narain College schenkte, bei dem aufgeklärten Radscha Badinath Roy u. a.

für die Bapt.: Miss. Baptist Zenana Mission 1867.
für die Londoner Miss.-Ges.: Ladies Committee of the L. M. S. 1875 bis 1890.
für die Wesley. Miss.-Ges.: Woman's Auxiliary of the W. M. S. 1858.
in Nordamerika:
für den Amer. Board of Com. f. F. M.: Woman's Board for Mission 1868.
(for the Interior 1868, for the Pacific 1873)
für die Amer. Bpt. Miss. Un.: Woman's Bpt. For. Miss. Soc. 1871.
(for the West. 1871. for California 1S75, of Oregon 1878)
für die bischöfl. Method.: Woman's For. Miss. Soc. of the M. E. Church 1869
für die nördl. Presbyterianer: Woman's F. Miss. Soc. of the Presb. Ch. 1870.
(Northwest 1870; New York 1870; North-New York 1872; Occidental 1873; Southwest 1877; Pacific 1888) usw.

Man begnügte sich aber keineswegs mit diesen überraschend schnell aufschießenden zahlreichen Frauen-Hilfs-Gesellschaften, sondern wollte auch noch eigene Senana-Missionsgesellschaften haben. Aus der in Kalkutta sich unabweislich aufdrängenden Notwendigkeit heraus, für die Senana-Arbeit und die Mädchenschulen ein wenigstens irgendwie geschultes einheimisches Personal zu gewinnen, wurde 1852 ein neuer Anlauf gemacht, ein Lehrerinnen-Seminar zu gründen; es wurde zu diesem Zweck die „Normal school for the training of christian female teachers"-Gesellschaft gegründet; sie vereinigte sich indessen schon 1857 mit der vorher erwähnten Schulgesellschaft Mrs. Wilsons als „Normal-, Zentral- und Zweig-Schulen" und nahm nach einigem Schwanken 1861 den Namen „Indian Female Normal School and Instruction Soc." an. (I. F. N. S. and I. S.) Später (1880) hat sie diesen Namen vertauscht gegen den neuen „Zenana Bible and Medical Mission", (Z. B. M. M.) unter dem sie jetzt in Indien und England bekannt ist. Diese vielem Wechsel unterworfene Gesellschaft wurde bald die eigentliche Trägerin und Pfadfinderin der Senana-Mission; sie hatte 1861 in 22 Häusern 160 Frauen und 150 Mädchen hauptsächlich aus den

größten Missions-Gesellschaft, der C. M. S. Diese hatte sich, auch darin sich mit deutschen Auffassungen und Idealen berührend, lange nicht entschließen können, außer den zahlreichen in ihrem Dienste stehenden Missionarswitwen und -töchtern, mit denen sie zum Teil hervorragende Erfahrungen gemacht hatte, ledige Missionsschwestern auszusenden. Sie stützte sich, soweit sie dafür Bedarf hatte, auf die I. F. N. S. a. I. S., die Soc. f. Prom. fem. educ., in etwas auch auf unseren Morgenländischen Frauen-Verein. Die erste dieser Gesellschaften arbeitete in so enger Verbindung mit der C. M. S., daß sie fast wie eine ihrer Hilfsgesellschaften angesehen wurde. Ihren Grundsätzen getreu und aus Loyalität gegen diese Gesellschaft lehnte noch 1880 die C. M. S. jeden Antrag ab, auf eigne Rechnung Missionsschwestern auszusenden, nur mit vereinzelten Ausnahmen, die durch besondere lokale Bedürfnisse bedingt waren. Nun machte sich aber um 1880 in dem Vorstande des I. F. N. S. a. I. S. unter dem starken Einfluß ihrer Präsidentin, einer Lady Kinnaird, Gemahlin des hochangesehenen Freiherrn (Hon.) Arthur Kinnaird, eine Strömung geltend, auch mit nonkonformistischen, besonders presbyterianischen Kreisen Verbindungen anzuknüpfen; es wurde zu den bisherigen anglikanischen ein neuer presbyterianischer Sekretär ernannt. Das erregte in den anglikanischen Kreisen solchen Unwillen, daß sich dieselben zu einem großen Teile von der „unzuverlässig" gewordenen Gesellschaft lossagten. Jetzt wäre für die C. M. S. der geeignete Augenblick gewesen, sich auch eine Frauen-Hilfs-Gesellschaft anzugliedern. Sie war aber davon noch soweit entfernt, daß vielmehr einer ihrer angesehensten Sekretäre, Wright, die Ausgetretenen veranlaßte, sich zu einer unabhängigen Frauen-Missions-Gesellschaft, der „Church of England Zenana Miss. Soc." (C. E. Z.) zusammenzuschließen. Allein die Verhältnisse waren stärker, als alle Pläne der C. M. S. Im Jahre 1887 war, zumal in Verbindung mit den Keswick-Konventionen die Begeisterung für Missionsarbeit in den Kreisen der englischen Frauenwelt so groß, daß sich der C. M. S. in diesem einen Jahre 17 Missionsschwestern anboten, von denen 10 auf eigene Rechnung ausgehen wollten. Da auch von den Missionsfeldern dringende Rufe um Missionsschwestern kamen, gab die Missionsleitung nach, und daß sie recht daran getan hat, beweist das schnelle Anschwellen der Schwestern in ihrem Dienste; von 1887 bis 1894 sandte sie allein 214 Missionsschwestern aus; bis zum Mai 1903

dieser mangelhaften Vorbildung die Fähigkeit und die Ausdauer, die indischen Sprachen gründlich zu erlernen und sich in die indische Anschauungswelt und Sitte einzuleben; es liegt auf der Hand, daß gerade bei diesem zarten Dienst von Person zu Person, wie ihn die ganze Senana-Arbeit mit sich bringt, tüchtige Sprachkenntnis und liebevolles Verständnis für indisches Wesen unerläßlich sind. Und gerade auf diesem Gebiete hört man in Indien über die Schwestern oft schmerzliches Bedauern, rühmliche Ausnahmen natürlich abgerechnet.

Bei dem schnellen Anschwellen der Zahl der Schwestern hat sich auch deren Arbeit mannigfaltig ausgedehnt. Die beiden Hauptzweige sind natürlich die Mädchenschulen und die Senanabesuche geblieben. Die Zahl der Mädchenschulen ist auf 1600 angewachsen, mit 83622 Schülerinnen (gegen 47276 im Jahre 1881), die Zahl der regelmäßig besuchten Senana wird auf 51932 angegeben mit 39894 Schülerinnen. Fast zwei Drittel aller Schwestern sind mit diesen beiden Zweigen vollauf beschäftigt. Der vielseitige Verkehr mit dem abgeschlossenen weiblichen Geschlecht zeigte den Missionsschwestern aller Orten, wie viel Krankheitselend und hoffnungsloses Siechtum in den Senana schmachtet; ärztliche Hilfe ist den indischen Frauen in weitaus den meisten Fällen unzugänglich, da es den Ärzten streng verboten ist, die Senana zu betreten, und es einen Stand von Ärztinnen im hinduistischen Indien nicht gibt. Bahnbrechend hat auf diesem Gebiete die edle Lady Dufferin, die Gemahlin des indischen Vizekönigs Earl Dufferin (1884—88), gewirkt. Sie eröffnete den „Lady Dufferin Fund“ und wußte reiche Engländer und Inder zu großen Beiträgen willig zu machen. Aus diesem sehr reichen und gut verwalteten Fonds sind nach und nach in einer großen Zahl meist nordindischer Städte Frauen-Krankenhäuser errichtet und Ärztinnen angestellt; es ist besonderer Fleiß darauf verwendet, den indischen Frauen in den Wochen, wo sie meist schlimm vernachlässigt werden und entweder mit ihren neugeborenen Kindern dahinsterben oder wenigstens den Keim unheilbaren Siechtums davontragen, in besonderen Entbindungsanstalten Hilfe zu bringen und tüchtige Hebammen auszubilden. Neben diesem Fonds haben auch die Missionsgesellschaften diesem Zweige der Arbeit ihre Aufmerksamkeit zugewandt, und das in dem Maße mehr, als überhaupt die ärztliche Mission in Aufnahme kam. Nachdem schon früher von Nordamerika einige Missionsärztinnen *nach* Indien gekommen waren, zog 1880 die erste englische Missions-

Da Indien in hervorragendem Maße ein Land der Dörfer ist, lag es nahe, daß die Missionsschwestern ihre Arbeit von den zuerst in Angriff genommenen großen Städten auch auf das Land hinaus verlegten und einen Versuch mit Reisepredigten machten. Zunächst mochte es ja den Hindu ein ungewohnter Anblick sein, einzelne Damen mit Zelten und Bedienung Wochen lang allein im Lande herum reisen zu sehen. Allein sie waren von den ausländischen Herrschern schon so viele ihnen seltsam erscheinende Sitten gewöhnt, daß sie auch diese mit in Kauf nahmen. Und da die Hindu im allgemeinen so harmlos sind, daß der Fremde vom Himalaya bis zum Kap Komorin an den volksreichen Verkehrslinien wie in den abgelegenen Dschungeln unbewaffnet reisen kann, so sind auch die Missionsschwestern bei ihren Zeltreisen keinen weiteren Gefahren ausgesetzt, als ähnliche Reisen daheim oder das indische Klima überhaupt mit sich bringen. Diese Zeltreisen (village mission) haben in den Schwesternkreisen großen Anklang gefunden; zu Anfang der kühlen Jahreszeit ziehen hunderte von Schwestern nach allen Richtungen über das Land, überall die Frauen und Töchter der Dörfer nnd Weiler um sich sammelnd. Sie sind besonders gern gesehene Gäste, wenn sie einen wohlgefüllten Medizin-Kasten mit sich führen und von demselben guten Gebrauch zu machen verstehen. Etwa seit 1880 ist diese Schwestern-Reisepredigt oder Dorfmission zu einem anerkannten Zweige der Schwesternarbeit geworden, besonders in Nordindien.

Die verschiedene Stellung

der evangelischen und katholischen Missionare zu den notorischen Greueln im Kongostaate.

Die im Januar d. J. am Stanley-Pool versammelte Konferenz der evangelischen Kongo-Missionare hat an den König der Belgier folgende Eingabe gerichtet: „Sir, wir, als die Vertreter der protestantischen Missionsgesellschaften im Kongofreistaate, am 30. Januar 1904 in Leopoldville versammelt, bitten, unter Anerkennung der Wohltaten, welche den Landeseingeborenen in manchen Bezirken aus Ew. Majestät Regierung erwachsen sind, Ew. Majestät Aufmerksamkeit auf gewisse neuerliche Vorkommnisse richten zu dürfen, welche bezüglich der schrecklichen Behandlung der Eingeborenen hauptsächlich in *den Gebieten von* Bangela und am Äquator von Mitgliedern dieser Konferenz

auf Schikoku). Die östliche Mission ist die ältere. Hier liegt das Zentrum der presbyterianischen höheren Erziehungsarbeit. In Tokio, in der südlichen Vorstadt Schirokanemura, befindet sich die allen presbyterianisch-reformierten Missionen gemeinsame Hochschule Meiji-Gakuin mit theologischer Fakultät. Sie hat die durch die neuen Schulgesetze herbeigeführte Krisis glücklich überstanden. Auch hier hatte die notwendig gewordene Loslösung vom staatlichen Schulsystem zunächst ein Fallen der Schülerzahl herbeigeführt, doch hat auch hier ein freundlicheres Entgegenkommen der Regierung den Schaden wieder gut gemacht. Die akademische Abteilung wird von ca. 170 Schülern besucht (Am. Presb. Rep. 1900, 143. 1901, 181. 1903, 187). Die gleichfalls in Tokio befindliche, unter der Leitung der nördlichen amerikanischen Presbyterianermission stehende höhere Mädchenschule, Joschi Gakuin, ist neben dem kongregationalistischen Kobe-Kollege die bedeutendste Anstalt dieser Art in Japan. Sie umfaßt einen zehnjährigen Kursus (Vorbereitungs- und akademischer Kursus je 4 Jahre, der advanced course 2 Jahre) und zählte (1903) 203 Schülerinnen, darunter 102 Kostschülerinnen. Einen guten Einblick in das Leben der Schule gewährt die Schilderung des Fräulein Parsons, der Herausgeberin des trefflichen presbyterianischen Frauenmissionsblattes „Woman's Work for Woman", welche auf einer größeren Reise zahlreiche weibliche Lehranstalten auf den verschiedenen Missionsgebieten ihrer Kirche, und darunter auch diese Schule, aus eigener Anschauung kennen gelernt hat (Woman's Work for Woman 1903, 201 ff.). Eine andere Mädchenschule, die auch zu den höheren gerechnet werden muß, haben die Presbyterianer in Sapporo, die Hokusei Jo Gakko, neben der methodistischen Mädchenschule in Hakodate die bedeutendste auf Hokkaido, mit 140 Schülerinnen. Zwei Tagschulen mußten infolge der neuen Schulgesetze geschlossen werden (Am. Presb. Rep. 1900, 144. 1901, 185). Von den noch bestehenden verdienen zwei Elementarschulen in Tokio erwähnt zu werden, welche in selbstloser aufopfernder Arbeit der ärmsten Bevölkerung der Stadt dienen. In Tokio befindet sich auch eine Bibelfrauenschule. Eine Zeitschrift wird (mit Ausnahme eines noch zu erwähnenden Bibelblättchens), meines Wissens, von dieser Mission nicht herausgegeben. Das offizielle Organ der „Kirche Christi in Japan" ist das wöchentlich in Tokio erscheinende Blatt „Fukuin Shimpo" (Auflage ca. 800 Exemplare?). Während in der östlichen Presbyterianermission der Schwerpunkt der Arbeit auf dem Gebiete der Schule liegt, ist in der westlichen Mission die evangelistische Arbeit die bei weitem überwiegende. Das Evangelium wird durch Reisepredigt auch in die Umgebung der Stationen getragen. Ein neues Mittel, die Kunde vom Christentum weiteren Kreisen zu bringen, ist hier von Missionar Fulton in Fukui in Anwendung gebracht worden. Da erfahrungsmäßig viele, besonders auf der Westküste von Hondo, wo der Buddhismus noch eine starke Macht repräsentiert, für das Christentum Interesse hegen, doch die persönliche Berührung mit dem Missionar scheuen, hat er sich in den Lokalblättern erboten, allen etwaigen Interessenten, die es wünschen, kostenfrei nähere Auskunft über das Christentum schriftlich mitzuteilen. Der Erfolg dieser Inserate übertraf alle Erwartungen, *und 1903* erhielten bereits 328 Personen durch ein monatlich erscheinendes *Blatt regelmäßigen* Unterricht im Christentum (Am. Presb. Rep. 1899, 155.

1899, 203), ist vom Standpunkt der evangelischen Nüchternheit entschieden zu beanstanden. In der Erziehungsarbeit wird auch von den nördl. Methodisten Bedeutendes geleistet. An höheren männlichen Lehranstalten besitzen sie das Aoyama Gakuin in Tokio mit Kolleg- und Akademie-Kursus, sowie das Chinsei Gakkwan (ein Seminar) in Nagasaki. Als Predigerseminar dient das Philander Smith Biblical Institute in Tokio, und es besteht die Absicht, eine Vereinigung sämtlicher methodistischer Missionen zwecks gemeinsamer Ausbildung ihrer Theologen in einer Union Methodist Theological School herbeizuführen. Die protestantischen Methodisten und die „Vereinigten Brüder in Christo" haben bereits einen guten Anfang gemacht, indem sie ihre Theologen dem Philander Smith Institute zugewiesen haben (Meth. Ep. Rep. 1899, 210. 1902, 301. 1903, 338). Solch eine Vereinigung wäre mit Freuden zu begrüßen, denn das Vorhandensein so vieler kleiner und kleinster Predigerseminare in Japan bedeutet geradezu eine nutzlose Verschwendung von Kräften und Geldmitteln, welche anderswo viel nötiger sind. Mehrere Mädchenschulen werden von der Frauenmissionsgesellschaft der bischöfl. Methodisten unterhalten. Als die höchsten sind zu nennen: Das Kwassui Jo Gakko (weibliches College) in Nagasaki und das Aoyama Jo Gakuin in Tokio. In Yokohama besteht ein Seminar für Bibelfrauen. Hervorragend ist endlich die literarische Tätigkeit der Methodisten, welche von ihrem großen Verlagshause in Tokio ausgeht. — Die letzten Jahre haben der methodistischen Mission auch mehrere Heimsuchungen gebracht: Die Zerstörung der Kirche zu Kagoschima durch einen Typhon (Meth. Ep. Rep. 1900, 273), den Brand des Hauses der Gospel Society in Yokohama (ibid. 264), vor allem aber die traurige Katastrophe in Hirosaki, wo in der Nacht vom 18./19. Januar 1899 das Missionshaus niedergebrannt ist, wobei die Frau des Missionars Alexander ihren Tod in den Flammen gefunden hat (Gospel in All Lands 1899, 136. Woman's Missionary Friend 1898—99, 319).

Literatur-Bericht.

3. **Simon:** „Tole. Vorwärts." Mit 21 Bildern und 1 Karte der Ostküste von Sumatra mit den Timorlanden. Gütersloh 1904. 132 S. Geb. 1 Mk. Es ist dies das erste Bändchen einer Serie von Broschüren, welche die Rheinische M. G. unter dem Gesamttitel: „Auf Missionspfaden; Schilderungen aus der Arbeit der Rh. M." in zwangloser Folge herauszugeben beabsichtigt. Der Titel dieses ersten, schön ausgestatteten Bändchens orientiert den mit der Geschichte der Rh. M. Bekannten sofort über seinen Inhalt. Kurz vor seinem Tode telegraphierte der Inspektor Schreiber dieses zur Losung für die gesegnete Bataksche Mission gewordene „Tole" (Vorwärts) nach Sumatra und sofort begann der Eroberungszug in das bisher noch unerschlossene heidnische Gebiet am Ostufer des Tobasees, um es dem von der

4. Von den wertvollen „Basler Missionsstudien“ sind wieder drei (22—24) lehrreiche Hefte erschienen:

a) **Wurm**: „Die Religion der Küstenstämme in Kamerun. 50 Pfg.

b) **Haller**: „Die Vorbildung unserer Missonare.“ 50 Pfg.

c) **Steiner**: „Kulturarbeit der Basler Mission in Westafrika.“ 40 Pfg. Dieses Heft sollte besonders unter den Kolonialpolitikern verbreitet werden.

5. **Meinhof**: „Fünfundsiebzig Jahre Hallescher Missionsarbeit.“ 75 Pfg. Für Mitglieder der Missionskonferenzen bei direktem Bezuge 60 Pfg. Berlin. Missionsbuchhandlung 1904. Eine von dem Pastor der Halleschen Neumarktsgemeinde, dem Nachfolger D. Hoffmanns, verfaßte schön illustrierte und fesselnd geschriebene Festschrift zur Feier des 75jährigen Jubiläums des Halleschen Missionsvereins, eines der ältesten und bedeutendsten der Berliner Missions-Gesellschaft I., die mehr als lokalen Wert hat. Als ein Stück Hallescher Kirchen- und Missionsgeschichte hat sie allerdings für die Hallenser spezielles Interesse, aber viele ihrer Züge sind nicht nur typisch für das heimatliche Missionsleben überhaupt, sondern von den Trägern dieses Missionslebens haben auch Männer wie Ludwig von Gerlach, Aug. Tholuck, Friedrich Ahlfeld und Heinrich Hoffmann eine weit über Halle hinausreichende Bedeutung. Ich empfehle aber das 48 Seiten starke, elegant ausgestattete Schriftchen besonders darum der allgemeinen Beachtung, weil es als ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Missionslebens in Deutschland Anregung zur Verabfassung ähnlicher Missionsvereins-Monographien geben möchte, an denen es noch sehr fehlt und die für eine Gesamtgeschichte der heimatlichen Entwicklung der deutschen Mission doch unentbehrliches Quellenmaterial sind. Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

keit verdient in Wirklichkeit nur ein Bruchteil von ihnen, nämlich diejenigen, welche bis zum Ende des Krieges standgehalten haben; diejenigen aber, welche zu den Feinden übergelaufen sind und gegen die eignen Brüder gefochten haben, werden jetzt von den Tapfern und Getreuen verachtet, verstoßen und von der Abendmahlsgemeinschaft ausgeschlossen und sind daher im Begriff, eine selbständige Kirchengemeinschaft zu bilden, wie es scheint unter Mithilfe der Regierung.

Vor dem Kriege bestand der Begriff Ausländer nur für Transvaal, jetzt gilt er für ganz Südafrika. Namentlich haben die Deutschen unter ihrem Ausländertum zu leiden. Sie haben durch die ausgesprochene Parteinahme des deutschen Volkes für die Buren den Haß der Briten stärker auf sich gezogen als selbst die Buren. Das macht die Stellung unserer deutschen Missionare in Südafrika unter der britischen Regierung schwieriger als sie ehedem unter der Burenregierung war. Es wird geraume Zeit und taktvolles Verhalten erfordern, bis dieser Schade ausgeglichen ist. Das also sind die Folgen des Krieges: ein verwüstetes Land, ein innerlich zerrissenes Volk und eine bemißtraute Mission.

Es fehlte im Beginn des Krieges nicht an Stimmen, welche behaupteten, er werde einen gewaltigen Umschwung und Aufschwung bringen in jeder Hinsicht, auch für die Mission. Letzteres konnten nur Missionsunkundige meinen, denn nirgends in Südafrika waren die Missionserfolge größer als in den ehemaligen Burenstaaten; sie waren weit größer als in den alten englischen Kolonien. Aber auch der in anderer Hinsicht erwartete Fortschritt ist bisher nicht eingetreten. Es ist freilich anzunehmen, daß die nächsten fünf Jahre, welche für die Entwicklung Südafrikas viel Interessantes zeitigen werden, einen Aufschwung im Handel und Wandel und namentlich in der Mineninduſtrie bringen werden. Aber zur Zeit läßt der erwartete Aufschwung, auch in der Mineninduſtrie, die vor dem Kriege im Flor stand, noch auf sich warten. In einem Teile der Goldminen ruht der Betrieb ganz, in einem anderen zum Teil, weil die Arbeitskräfte fehlen, und diese fehlen, weil die Löhne nach dem Kriege herabgesetzt sind. Während, wie mir der Manager der Robinson-Mine, die ich besuchte, mitteilte, vor dem Kriege 180000 Kaffern in den Johannesburger Minen beschäftigt waren, standen im Jahre 1903 nur 80000 *in* der Arbeit. Europäische Arbeiter, deren jetzt in Johannesburg

stationen, Wohentin und Ermelo, und mehrere Außenstationen sind vollständig niedergebrannt, in Wohentin außerdem 110 schöne viereckige Häuser der farbigen Gemeindeglieder. Das Herz blutete mir, als die verarmte Gemeinde noch obdachlos und noch hirtenlos vor mir stand und ich ihr keinen andern Trost geben konnte als den, daß dieser Zeit Leiden nicht wert seien der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden. Die Stationen müssen wieder aufgebaut werden, und Bauten sind in Südafrika jetzt entsetzlich teuer.

Zudem haben sich die Lebensmittel dermaßen verteuert, daß es unseren bescheidenen Missionaren schlechterdings nicht möglich ist, mit ihren früheren Gehältern länger zu bestehen. Daher sind die Gehälter nach dem Kriege erhöht worden. Das ist eine starke laufende Mehrbelastung unseres Etats.

Weiter aber: Die Verwaltung von Transvaal kostet jetzt vier- bis fünfmal so viel als in der Burenzeit; die Unterhaltung der Polizei allein kostet 25 Millionen Mark. Zur Deckung der Ausgaben wird darum all und jeder herangezogen, auch die Missionen. In der Burenzeit genossen sie Steuerfreiheit; jetzt aber werden wir von den Munizipalitäten besteuert, und zwar in Johannesburg für das Baugrundstück, auf dem die Station steht, mit jährlich 5200 Mark, in Pretoria für ein größeres Grundstück in der Stadt mit jährlich 5467 Mark.

So ist unsere ganze Missionsarbeit in Südafrika durch den Krieg erheblich und für alle Zukunft verteuert. Zu der laufenden Verteuerung kommen noch die einmaligen Kosten zur Begleichung der Kriegsschäden. Im Verhältnis zu ihrer Größe sind bisher nur verschwindend geringe Beträge als Ersatz gezahlt worden.

Der Personalbestand unserer Mission ist durch den Krieg nicht erheblich geschwächt worden. Ein Missionar, der eifrige Daniel Heese jun. in Makapaansport, ist von einem australischen Offizier ermordet und beraubt worden. Es gereicht dem Lord Kitchener zur Ehre, daß er das Gnadengesuch des Kriegsgerichts mit sofortiger Erschießung des Mörders und die Eingabe des Berliner Komitees um Zahlung von Schadenersatz mit Gewährung von 50000 Mark, durch deren Zinsen der Unterhalt der verwaisten Missionarsfamilie zeitlebens sicher gestellt ist, beantwortet hat. Zehn Missionare haben in Kriegsgefangenschaft gesessen, manche sehr lange, und nicht nur sie, sondern *auch die andern* Missionare, namentlich die in den Burenstaaten, haben

inneren Zustand unserer Gemeinden. In dem Jahre 1899, in welchem der Krieg ausbrach, stand unsere Mission in den Burenstaaten in ihrer höchsten Blüte. In diesem Jahre wurden auf der Station Mpome in Nordtransvaal 388 Farbige, und auf Medingen, gleichfalls in Nordtransvaal 229, also auf zwei Stationen in einem Jahre über 600 Farbige getauft, und groß waren die Erfolge auch auf andern Stationen. Da legte sich der Krieg wie ein kalter Nachtfrost auf das blühende Erntefeld.

Bur und Kaffer sind von altersher Feinde. Kein Wunder; denn die Buren nahmen den Kaffern ihr Land und ihre Freiheit und bedrückten sie vielfach. Darum sehnten sich die Kaffern nach einer Veränderung der Zustände. Sie hofften, die Briten würden ihnen ihre unbeschränkte Freiheit wiedergeben, die Buren würden verjagt und die Farmen unter die Eingeborenen verteilt werden. Das versprach man ihnen auch. Das glaubten sie, Heiden wie Christen. Was man wünscht, das glaubt man. So lag in der Botschaft: „Die Briten machen Krieg mit den Buren!“ für die Farbigen eine Fülle von Glück, und mit Wonne wurde am Herdfeuer von Heiden und Christen schon im voraus von der herrlichen Zeit gefabelt, deren Morgenrot an ihrem Horizonte bereits dämmerte. Aber unter den Christen gab es auch nüchterne, welche sagten: „Wir bleiben immer Knechte und müssen dem dienen, der über uns herrscht.“ Und nun kamen die Briten wirklich mit ihren vielverheißenden Grundsätzen: „Freedom, equal rights and justice to all, Freiheit, gleiche Rechte und Gerechtigkeit für alle!“

II.

Unsere Stationen wurden zum Kriegsschauplatz. Der Missionar durfte nicht über die Grenzen seines Gehöfts hinausgehen, er hatte nichts, der Unteroffizier alles zu sagen. Die Gemeinden waren ganz der Willkür der britischen Truppen preisgegeben und zwar nicht nur die 14 Gemeinden, die überhaupt keinen Missionar unter sich hatten, sondern auch diejenigen, in deren Mitte der Missionar weilte. Die Zuchtlosigkeit und Sittenlosigkeit der Soldateska war groß, und der Missionar war gegen sie völlig ohnmächtig. Was sollte aus den Christengemeinden werden? Sollte wirklich der Ertrag einer siebzigjährigen sauren Arbeit mit einem Schlage vernichtet werden? Würden die Gemeinden und namentlich die Jugend in ihnen der Verführung *und dem Verderben* anheimfallen? Das war die bange Frage. Nun,

reichten sowohl dem verhaßten Bur als dem willkommenen Briten, der sie darum anging, Lebensmittel, wenn sie etwas hatten. Ja, es hat sogar an Beispielen besonderer Feindesliebe bei ihnen nicht gefehlt. Nicht so die Heiden. „Nun sind wir die Herren", hieß es bei ihnen, „nun wird das Land unter uns geteilt, Soldaten werden unsere Töchter heiraten, und wir werden die weißen Frauen heiraten, und die Weißen werden uns dienen müssen. Die Heiden wurden auch besonders gehätschelt. Ein himmelschreiendes Unrecht war es, daß sie bewaffnet wurden. Das war selbst die Ansicht von Engländern. Die ganze Wildheit und Grausamkeit, welche durch die lange Friedensarbeit der Missionare schon stark herabgemindert war, wurde in den Schwarzen wieder entfacht. Ihre Frechheit kannte keine Grenzen. Das war ein Leben, mit dem Gewehr im Arm und dem Patronengurt um die Schulter auszuziehn, die Bauernplätze zu plündern, das Vieh zu rauben, die Bauern einzufangen und in das englische Lager abzuführen. Aber schon während des Krieges erhielt der Freiheitstaumel der Heiden einen Dämpfer. Die britischen Söldner hatten eine eigentümliche Art von den Farbigen etwas zu kaufen. Sie kauften nämlich Eier, Hühner, Mais und andere Dinge ohne Geld. „For saving your country, für Rettung eures Vaterlandes", so lautete die Bezahlung. Aber von dieser Bezahlung ihrer Retter hatten die Farbigen nichts. Als dann ihrer viele ebenso wie die Buren in die Konzentrationslager abgeführt wurden, ohne dort Zelt, Arzt oder sonst etwas zu erhalten, und ihrer viele starben, da wurden sie nachdenklich; aber sie trösteten sich: Es ist Krieg, wenn erst der Friede geschlossen sein würde, dann würde das goldne Zeitalter anbrechen. Und der Friede kam; aber siehe, da kam auch der Baas Frederik wieder auf seine Farm und dort der Baas Hendrik und hier der Baas Jan und dort der Baas Piet, und sie, die Schwarzen, erhielten keine Farmen. Ja noch mehr, der zurückgekehrte Bur erschien auf den Kafferkraalen und erkannte diesen Ochsen und jene Kuh als sein Eigentum, und das Erstaunen der Farbigen war groß, als der englische Kommissar für die Buren Partei ergriff und die Kaffern zur Herausgabe des Viehes zwang. Auch die Soldaten heirateten nicht die Kafferntöchter, und die Kaffern bekamen keine weißen Frauen. Die Gewehre mußten sie wieder herausgeben, und nicht einmal ihre Landeswaffe, den Speer, durften sie mehr besitzen. Das war eine *bittere Enttäuschung* nach so hochgespannten Hoffnungen.

III.

Es erübrigt noch eine Perspektive in die Zukunft zu eröffnen. Eine solche Perspektive ist freilich nicht ganz leicht und auch nicht ganz sicher; denn in Südafrika ist zur Zeit noch alles im Fluß begriffen. Die Entwicklung ist noch nicht einmal zu einem vorläufigen Abschluß gelangt, so daß das Wort des Philosophen Hegel zutrifft: „Die Taube der Diana fliegt erst am Abend". Deshalb ist das Folgende problematischer Natur.

Zunächst seien die Lebensbedingungen der Mission unter der Buren- und der britischen Herrschaft in Vergleich gestellt. Der Bur war Baas, d. h. unumschränkter Herr auf seinem Platze. Er lebte wie er wollte, tat was er wollte, behandelte seine Schwarzen, wie er wollte. Das war mit den Staatsgesetzen vereinbar. Mancher behandelte seine Leute hart. Aber doch hatte der Berichterstatter der „Täglichen Rundschau" Recht, wenn er behauptete:

„Für den Bur kommt zuerst er selbst in Betracht, dann das Pferd, das er reitet, und dann der Kaffer, der für ihn arbeitet; dann kommt lange Zeit nichts, und dann erst kommt der Ausländer, der in sein Land eindrang." Der Bur schätzte seinen Kaffer mehr als den Ausländer, und der Kaffer lernte bei dem Bur nichts Schlechtes. Die Buren sind im allgemeinen ein sittenstrenges und religiöses, wenn auch einseitig religiöses Volk. Der Kaffer erwarb sich auf der Burenfarm manche Fertigkeit und Geschicklichkeit im Hausbau, in den Handwerken, in der Viehzucht, im Landbau usw. Als ich im Landstrich Marapyane die schmucken Häuser und die mancherlei Kunstfertigkeiten der Bakhatla bewunderte, sagte man mir: Dieser Stamm ist mehr als andre den Buren dienstbar gewesen. Diese patriarchalische Zeit ist nun für immer dahin. Der Bur muß sich jetzt nach dem Gesetz richten; denn auch auf sein Verhältnis zu seinen Farbigen wird das: „Freiheit und gleiches Recht für alle" angewandt.

Dasselbe gilt nun auch von der Mission. Auch der Missionar war Baas auf seinem Missionsplatze. Jede Station hatte ihre festen Platzgesetze, die mit den Landesgesetzen nicht im Widerspruch standen, und die Platzgesetze wurden streng gehalten. Darüber wachte der Missionar mit seinen schwarzen Kirchenältesten. Wer sie übertrat, wurde bestraft. So wurden heidnische Gewohnheiten und Unsitten durch fortgesetzte Bekämpfung nicht nur durch das Wort der Mahnung, sondern auch durch die Zucht der Strafe ausgerottet. Die Strafen bestanden nicht in Freiheitsstrafen, sondern zumeist in Strafarbeiten, die der ganzen Gemeinde zugute kamen, z. B. im Wegebauen und Wegebessern, Wasserdämme anlegen und ausbessern, Wasserschlote graben, Mithilfe bei Kirchen- und Schul-

dann muß er alle Anstrengungen machen und sich mahnen lassen: „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!“ „Luther“ hat gebracht, gepflügt, gesät, bewässert, und nun, wo das Feld weiß ist zur Ernte, lasse er nicht andre schneiden. Dazu müssen aber noch neue Punkte besetzt, neue Stationen angelegt werden.

Das ist nun aber, und darin liegt eine dritte Schwierigkeit, zurzeit nicht möglich, wegen der zu erwartenden Verschiebung der farbigen Bevölkerung. Die einzelnen Stämme sollen dislociert und in festbegrenzte Landreservate verwiesen werden. Wohin diese Reservate gelegt werden, weiß zurzeit die Regierung selbst noch nicht. Wir aber müssen warten, wohin die Kaffern verpflanzt werden, ehe wir an Neugründungen denken können. Ja es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß einige unsrer Stationen durch die Versetzung der Farbigen aufgelöst werden. Dies Damoklesschwert schwebt u. a. über Pretoria, einer herrlichen Station.

Nicht ohne Einfluß auf die Mission ist auch die Importierung von Chinesen in Transvaal, wie das Beispiel von Natal zeigt. In Natal sind seit langen Jahren tausende von heidnischen und mohammedanischen indischen Kulis importiert worden. Überall wohin man kommt: auf der Eisenbahn, in den Hotels, in Privatwohnungen sind Kulis angestellt. Die Hunderttausende von Zulukaffern werden nicht herangezogen. Sie werden als Proletariat geachtet und sinken dazu herab. Ob die Einführung von Chinesen in Transvaal ähnliche Dimensionen annehmen wird, läßt sich nicht sagen. Wünschenswert ist es nicht, daß das Gold von Transvaal nur ins Ausland, in die Taschen der Goldkönige und der Chinesen wandert, anstatt in die der kolonialen Bevölkeruug und der Farbigen. Aber es liegt vielleicht doch auch ein Segen darin, daß die Kaffern nicht den Gefahren und Versuchungen der großen Städte und der Minendistrikte ausgesetzt, sondern gezwungen werden, bei dem besser gesinnten Burenstand und bei der Kolonialbevölkerung in den Städten, wo sie bessere Aufsicht und mehr Anleitung und Ausbildung für das praktische Leben erhalten, ihren Erwerb zu suchen. Das wird auch der Anbahnung einer gegenseitigen Verständigung und Harmonie zwischen der weißen Bevölkerung und den Farbigen förderlich sein.

Endlich komme ich zu dem letzten Punkt. Er betrifft die Bildung der Eingeborenen. Ganz Südafrika ist britisch geworden, *vom Kap* bis zum Sambesi. Da wir als Mission mit der Politik

also durch die Macht der Verhältnisse dazu gezwungen, den Regierungslehrplan anzunehmen.

Damit werden wir aber vor eine weitere Schwierigkeit gestellt, insofern nämlich dieser Lehrplan dem Religionsunterricht keine Stelle einräumt. Er fordert vier bis fünf tägliche Unterrichtsstunden, und es bleibt dem Missionar überlassen zuzusehen, wie und wann er den Religionsunterricht außerhalb des Lehrplanes erteilen kann. Bei diesem Zurücktreten des Religionsunterrichts gegen die anderen Unterrichtsfächer liegt die Gefahr, daß er zu kurz kommt, auf der Hand. Nur die Weisheit und Energie des Missionars kann dies verhüten. Denjenigen Schulen, die nach offiziellem Lehrplan arbeiten und der staatlichen Aufsicht sich unterstellen, gewährt die Regierung eine jährliche Geldunterstützung, den sogenannten Grant, dessen Höhe nach dem jeweiligen Stande der Leistungen, nach dem Lehrermaterial, nach der Schülerzahl und anderm mehr, bemessen wird. Dieser Grant ist ein wahres Danaergeschenk für uns; denn weit entfernt unser Schulwesen zu verbilligen, wie es scheinen könnte, verteuert er es vielmehr. Ein Pfund Sterling geben die Engländer, und für zehn Pfund Sterling wollen sie zu sagen haben. Die Regierung knüpft an die Gewährung des Grants nicht nur die Pflicht der Übernahme ihres Lehrplans, sondern auch die Berechtigung, zu bestimmen, wann und wie wir die Schulhäuser zu bauen, sie einzurichten und zu reparieren haben, macht ihre Ausstellungen an den Lehrkräften u. s. w. So kommt es, daß uns unser Schulwesen trotz des Grants in den englischen Kolonien teurer zu stehen kommt als in den ehemaligen Republiken. Aber wir müssen mit der Regierung Hand in Hand gehen, wir können nicht anders, und darum wollen wir es auch tun und zwar ehrlich, nicht bloß pro forma, und wir wollen es Gott und der Kunst der Missionare überlassen, das Karikaturenhafte, das die englische Schulbildung mit sich bringt, aus den Eingeborenen wieder herauszubringen und zu verhindern, daß die Farbigen anstatt mit christlichem Glauben erfüllt zu werden, nur mit einem Kulturfirnis überzogen werden.

Hiermit ist im wesentlichen der Einfluß charakterisiert, welchen der südafrikanische Krieg auf unsere Mission ausgeübt hat und fernerhin ausüben wird. Die Veränderungen sind einschneidend und die Schwierigkeiten, die vor uns liegen, nicht gering. Es wäre verkehrt, *wollten* wir uns über sie hinwegtäuschen. Nein, sie klar zu erkennen

stalten zur „Beeinflussung des Volkes", und indirekter Christianisierung so wirksam ist wie die Anwendung einfacherer und direkterer Methoden.

Die viele Maschinerie kostet ferner viel Männer und viel Zeit. Es gibt eine Menge von Missionaren in China, Männer und Frauen; aber ich möchte wohl wissen, wie viele von ihnen im Maschinenbetriebe und wie viele persönlich mit der Evangeliumsverkündigung beschäftigt sind. Ich habe starke Gründe für die Annahme, daß ein großer Prozentsatz von Missionaren niemals Heidenpredigt treibt und viele für diesen Zweck nicht einmal hinreichend ausgerüstet sind. Männer und Frauen werden in den Maschinenbetrieb hineingezogen, ehe sie Zeit gehabt haben die Sprache zu lernen, geschweige denn die chinesische Literatur. Die Zahl der männlichen und weiblichen Missionsarbeiter, deren Sprachkenntnisse nicht über ein gewisses Maß von Fertigkeit in irgend einem örtlichen Dialekte hinausgehen, denen die Klassiker oder irgend ein Buch im gewöhnlichen chinesischen Stile versiegelte Bücher sind, ist sehr bedeutend. Sie sind eben Räder in der Maschine und haben keine Zeit gehabt, eine Anzahl der notwendigsten Erfordernisse für Evangelisation unter den Chinesen sich anzueignen oder, wenn sie diese auch erlangt hatten, sie zu verwerten. Mir ist's vorgekommen, daß ein Missionar von sechs Dienstjahren eine Einladung zur Heidenpredigt ablehnte, weil er dazu nicht imstande sei. Ich glaube, solcher gibt es viele. Und was Eingeborene betrifft, so muß die Zahl unsrer besten Christen, die in den Maschinenbetrieb hineingezogen werden und niemals dazu kommen, das Evangelium ihren heidnischen Landsleuten zu predigen, eine sehr große sein. Unlängst habe ich mit einer Gruppe trefflicher Männer darüber gesprochen. Sie gaben alle zu, daß sie jetzt nie mehr den Heiden predigen. Früher waren sie alle tüchtige Evangelisten gewesen, aber sie waren in den Maschinenbetrieb verflochten worden und hatten aufgehört zu evangelisieren.

Endlich die Frage: Liegt nicht die Gefahr nahe, daß man sich mehr auf die Maschinerie verläßt als auf die Kraft der evangelischen Predigt und des heiligen Geistes? „Sie ziehen's alles mit dem Hamen und fahen's mit ihrem Netze und sammeln's mit ihrem Garne; des freuen sie sich und sind fröhlich. Darum opfern sie ihrem Netze und räuchern ihrem Garne." (Habakuk 1, 15.) Wir sind sehr geneigt zu glauben, eine vorzügliche Maschinerie bedeute

unsere eigne Ausbildung für diese Arbeit bedacht sein, lassen Sie uns eingeborene Christen dazu ausbilden. Zuerst uns selbst. Bilden wir uns doch nicht ein, daß selbst fließendes Sprechen eines Dialektes einen Ersatz bilden könnte für die Unkenntnis chinesischer Denkweisen und Geistesrichtungen, zu deren Würdigung das Studium ihrer Literatur unerläßlich ist. Bilden wir uns auch nicht ein, daß wir den scheinbar so leichten, in Wirklichkeit aber außerordentlich schwierigen Beruf eines Evangelisten wirksam ausrichten könnten ohne beharrliches, sorgfältiges, betendes Studium der heiligen Schrift. Und wenn die Eingeborenen Christen werden sollen, als welche sie Gott sei Dank in hunderten von Fällen sich bewährt haben, wirksame Evangelisten und Pastoren, so müssen wir sie ebenfalls dazu ausbilden. „Was du von mir gehört hast, das befiel treuen Menschen, die da tüchtig sind auch andere zu lehren". So schreibt Paulus an Timotheus und das ist meines Wissens der einzige Grundsatz für aggressive Missionarstätigkeit im Unterschiede von pastorierender Tätigkeit, welchen der Apostel angibt, ausgenommen den zusammenfassenden Satz: „Tue das Werk eines Evangelisten" (2. Tim. 4, 5).

Zur Beurteilung

der durch den japanisch-russischen Krieg geschaffenen Lage.

Pfarrer Schiller, Missionar des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, hat nach der Rückkehr von seinem Urlaubsaufenthalte in Deutschland nach Japan über die durch den russisch-japanischen Krieg geschaffene Lage sehr beachtenswerte Mitteilungen gemacht, die im wesentlichen mit den Anschauungen der Majorität der japanischen Missionare sich in Übereinstimmung befinden dürften[1]) und die ich den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten zu sollen glaube. Er schreibt:[2])

1) Vergl. Miss. Rev. 1904, 569: The Russo-Japanese war and Christian missions in the East, von dem Missionar Hulbert in Korea. Ebd. S. 689: The war and Christian work in Japan von Missionar Mac Nair in Tokio. Ebd. S. 698: The Japanese prime minister an the war and religions liberty in Japan. An interview with Count Katsura von Missionar Imbrie in Tokio. Auch Assembly Her. 04, 597. The Missionary 04, 386,

2) Z. M. R. 1904, 247.

daß es die Kulturstellung Japans anerkennt und dadurch ein starkes Dankbarkeitsgefühl im japanischen Volke hervorgerufen; Amerika hat schon jahrzehntelang keine Gelegenheit versäumt, seine Sympathien für Japan zu bezeigen und die Ankunft von amerikanischen Krankenpflegerinnen zur Unterstützung der Tätigkeit des japanischen Roten Kreuzes hat große Begeisterung für Amerika wachgerufen — den Gewinn werden auch die amerikanisch-englischen Missionen davontragen.

Eine ruhige Betrachtung der Verhältnisse müßte eigentlich jeden überzeugen, daß ein Sieg Japans über Rußland von unendlichem Segen für die Entwicklung Ostasiens sein wird. Denn dadurch würde mit einem Schlage Ostasien, Korea und China definitiv der europäischen Kultur erschlossen. Japan vertritt eine konstitutionelle Staatsverfassung, Rußland den Absolutismus; Japan vertritt die Aufschließung Ostasiens für ungehinderten Welthandel, Rußland möchte Korea und die Mandschurei für andere verschließen, sowie es ja auch die amerikanischen Konsuln für die Mandschurei nicht zuließ. Japan vertritt allgemeine Volksbildung (schon jetzt besuchen 88,05 Prozent aller schulpflichtigen Kinder, und zwar 93,78 Prozent aller Knaben und 81,08 Prozent aller Mädchen den Unterricht), wie jämmerlich es mit der russischen Volksbildung bestellt ist, weiß jedermann; Japan vertritt Religionsfreiheit, Rußland läßt nur die Missionstätigkeit der griechischen Kirche zu und gefährdet die blühenden protestantischen Missionen in Korea und der Mandschurei. Um bei dem letzten Punkte zu verweilen: ein Sieg Japans läßt einen mächtigen Aufschwung der protestantischen Missionstätigkeit in ganz Ostasien erwarten. Machten sich doch die japanischen Christen selbst schon auf, um selbständig in den Nachbarländern Mission zu treiben. Der erste Japaner, der als Missionar nach Korea gehen soll, ist schon gewählt. Man denke sich, was für ein wichtiger Faktor in der Missionsgeschichte Chinas und Koreas es werden muß, wenn das aufstrebende Japan, das vor noch nicht langer Zeit auf einem ähnlichen Standpunkt der Christentumsfeindschaft stand, wie diese beiden Länder, selber seine Friedensboten sendet und missionarischen Einfluß ausübt!

Das sind natürlich noch Zukunftsträume, aber eine große Wandlung scheint sich doch jetzt in Ostasien zu vollziehen. Nicht nur, daß eine neue Weltmacht mit jugendlicher Frische auf den Plan tritt, nicht nur, daß eine große eigenartige Kulturwelt, die ein Drittel der Menschheit umfaßt, sich der westlichen Kultur, der das zweite Drittel angehört, immer mehr annähert, es kommt auch ein neuer Impetus in die protestantische Mission Ostasiens, vor der sich eine weite Perspektive der schönsten Aussichten auftut. Wir wissen, daß am letzten Ende doch alles an Gottes Segen gelegen ist. Aber wir deutschen evangelischen Christen sollten uns doch an dieser Wende der Zeiten für die Völker Ostasiens ernstlich die Frage vorlegen, ob wir nicht bei der Neuordnung der Dinge in missionarischer Beziehung energischer eingreifen müßten, als es bisher der Fall gewesen ist."

mentlich daß man sich der Fabrikarbeiter annimmt, ist mit Freuden zu begrüßen. Diese Leute, welche tagüber 12 Stunden auf den Fabriken arbeiten, und jede zweite Woche während der Nachtstunden (C. M. S. Proc. 1902—03, 390 f.), haben bis jetzt noch sehr wenig Fürsorge erfahren. Sehr zeitgemäß ist auch die Gründung eines Pensionats für junge Mädchen der besseren Stände in Tokio, in welchem Schülerinnen der höheren Regierungsschulen, namentlich der Pearesses School und der höheren Mädchenschule, aufgenommen und verpflegt werden (C. M. S. Proc. 1898—99, 386. 1901—02, 413). Denn seitdem der Religionsunterricht aus den Schulstunden verbannt ist, muß um so mehr Gewicht auf solche christliche Erziehungsanstalten gelegt werden, in welchen die Zöglinge sich dauernd in christlicher Atmosphäre aufhalten. Liebliche Zweiglein am Baume der christlichen Barmherzigkeit sind: Das Aussätzigenasyl in Kumamoto mit etwa 25 Insassen, die kleine Blindenschule in Gifu, in der etwa 15 blinde Knaben und Mädchen von einem gleichfalls blinden Katechisten unterrichtet werden und welche sich auch besonders der Sympathien japanischer Kreise sowie deren materieller Unterstützung erfreuen darf, sowie ebendaselbst ein Heim für entlassene Sträflinge (C. M. S. Proc. 1899—1900, 440. — 1901—02, 415. 1902—03, 398. — 1901—02, 415 f. 1902—03, 399 f.). Von besonderem Interesse ist endlich die Arbeit unter den eingeborenen Stämmen der Lu-tschu- (Riu-Kiu-) Inseln und Hokkaidos. Auf den ersteren wurde anfänglich nur von Kagoschima aus gearbeitet, da das ungesunde Klima die dauernde Stationierung eines europäischen Missionars oder auch eines japanischen Geistlichen dort nicht ratsam erscheinen ließ. Doch hat sich ein japanischer Geistlicher der Kirchlichen Mission seitdem für die wenig lockende Stelle freiwillig gemeldet und ist seit 1898 in Nafa stationiert. Eine einheimische Bibelfrau arbeitet in Okinawa. Sowohl Japaner als Eingeborene erweisen sich als recht zugänglich, und der erfreuliche Eingang ermutigt dazu, dort eine höhere Mädchenschule zu gründen (C. M. S. Proc. 1898—99, 393. 1899—1900, 436. 1900—01, 482). Bekannter ist, namentlich durch die Veröffentlichungen des eifrigen Missionar Batchelor, die Mission unter den Ainu auf Hokkaido. Sie wird auch ferner von der C. M. S. eifrig gepflegt, und es besteht unter sämtlichen auf der Insel arbeitenden evangelischen Missionen ein stillschweigendes Übereinkommen, nach welchem sämtliche Ainu-Katechumenen der C. M. S. zugewiesen werden. Aber die immer weiter auf der Insel vordringende japanische Kultur hat auch dieses weltabgeschiedene eigenartige Völkchen nicht unbeeinflußt gelassen. Nicht nur sind die Ainu im Aussterben begriffen (es sollen ihrer nur noch etwa 16000 Seelen vorhanden sein), sondern der Rest beginnt sich immer mehr dem japanischen Volkstum zu assimilieren. Auch die Ainu-Sprache weicht der japanischen. Missionar Batchelor, der sich um diese Sprache besondere Verdienste erworben, indem er sie zur Schriftsprache erhoben und mehrere Teile der heiligen Schrift in dieselbe übersetzt hat, meint selbst, daß es nicht mehr nötig sei, in der Ainu-Sprache zu lehren (C. M. S. Proc. 00—1901, 486). Auch unter der durch Einwanderung ständig zunehmenden japanischen Bevölkerung Hokkaidos hat die C. M. S. eine *achtungswerte* Mission. In Hakodate ist ein Hospital mit ca. 50 Betten und

ebendaselbst an der Frauenwelt arbeitet. Auf den Bonin-Inseln nimmt sich die St. Andreas-Bruderschaft einer kleinen Kolonie von englisch redenden Ansiedlern verschiedener Nationalität an, welche 1875 mit dem Übergang der Inseln in den Besitz Japans japanische Untertanen geworden sind, sowie der von diesen Einwanderern und japanischen Frauen stammenden Mischlinge (Missions in the Dioc. of South Tokio, Ann. Rep. 1901, 17 ff.; vgl. Official Year Book of the Ch. of Engl. 1904, 275. — „The Christian Movement", pag. 97 ff.). — Die anglikanische Kirche von Kanada arbeitet im mittleren Teil der Insel Hondo. Von kanadischen Missionsarbeitern finde ich 1901 besetzt: Matsumoto, Ujeda und Nagano in der Provinz Nagano und Naoetsu in der Provinz Niigata. Die Arbeit scheint vorwiegend evangelistischen Charakter zu tragen. Näheres über dieselbe ist mir jedoch nicht bekannt. — Zu erwähnen ist endlich, ehe wir von den anglikanischen Missionen Abschied nehmen, der Tod zweier wohlverdienter Missionare, der Archidiakonen Warren von der C. M. S., gestorben den 8. Juni 1899, und Shaw von der S. P. G., gestorben im März 1902 (C. M. S. Proc. 1899—1900, 414 f. S. P. G. Rep. 1901, 112).

Der baptistischen Gruppe gehören die Missionen folgender amerikanischer Denominationen an: 1) Der amerikanischen (nördlichen) Baptisten (Amer. Baptist Miss. Union), s. 1872; 2) der Campbelliten (Disciples of Christ), s. 1883; 3) der „Amerikanischen Christlichen Kirche" (Amer. Christian Convention), s. 1887; 4) der südlichen Baptisten (Southern Baptist Convention), s. 1889.

Die (nördlichen) amerikanischen Baptisten haben ihre Stationen, welche Mittelpunkte für die weit ausgedehnte und eifrig betriebene Heidenpredigt bilden, auf Hondo und Hokkaido zerstreut. Außer Tokio und Yokohama sind Mito und Sendai an der nordöstlichen Küste besetzt. Weitere Zentren sind Osaka und Kobe. Ganz isoliert liegt die Station Schimonoseki an der südwestlichen Spitze von Hondo. Auf Hokkaido endlich gibt es Hauptstationen in Nemuro und (seit 1901) Otaru. Von den (Anfang 1903) 2157 Gemeindegliedern entfallen auf die erste Gruppe von Missionsstationen 1440 (die Gemeinden des Tokio- und des Yokohama-Bezirks allein zählen 477 bezw. 513 Glieder, Sendai 357), auf Osaka und Kobe 511 Glieder, auf Schimonoseki 110, während auf Hokkaido erst 96 Gemeindeglieder gesammelt worden sind. Die einzige höhere Lehranstalt dieser Mission ist die Duncan Academy in Tokio. Auf den christlichen Charakter dieser Schule wird großes Gewicht gelegt und aus diesem Grunde hat man bis jetzt auf den Besitz staatlicher Rechte verzichtet. Die Zahl der Schüler ist freilich infolge dessen nicht groß: 1902 wurde die Akademie von durchschnittlich nur 70 Schülern besucht und 6 bestanden ihr Schlußexamen (Am. Bapt. Rep. 1900, 171. 1903, 226). Dafür bildet aber diese Schule einen sehr geeigneten Unterbau für das in Yokohama befindliche Predigerseminar, in welchem, im Unterschied von den meisten anderen Seminaren, die ausländischen Missionare ihre Position nicht aufgegeben haben zu gunsten der einheimischen Lehrkräfte. Sie befolgen damit den Rat des greisen Missionars Davis vom amerikanischen Board, welcher gesagt *haben soll:* „Behaltet nur eure Missionare im theologischen Seminar, so lange

2. das Innere, mit den Stationen Lolowua, Lahagu und Lolomboli und

3. die Westküste, mit den Stationen Sirombu, Lahusa und Lolowa'u, und als Anhang dazu die Station Hinako auf einer der gleichnamigen kleinen Gruppe von Inselchen nahe an der Westküste.

1. Die Ostküste.

Der Leser wird sich vielleicht erinnern, daß die Stationen Gun. Sitoli, Ombolata und Dahana, abgesehen von dem mißglückten Versuche im Süden, bis 1890 die einzigen blieben. Wie auf denselben bis zu diesem Zeitpunkte nach und nach kleine Christengemeinden gesammelt wurden, ist früher erzählt worden. Nun hat auch auf diesen in schönem Wettbewerb mit den neuen Stationen, die Arbeit eine sehr beträchtliche Ausdehnung erfahren und besonders erfreulich ist dabei, daß nun endlich auch eine ganze Reihe von Filialen unter eingeborenen Gehilfen angelegt werden konnte, sodaß jetzt Gun. Sitoli deren zwei, Ombolata drei und Dahana eins hat. Ein Dorf nach dem anderen hat sich erschlossen und ein Häuptling nach dem anderen sich bereit erklärt, das Christentum anzunehmen. Immer mehr Taufen aus den Heiden konnten stattfinden und nach dem letzten Jahresberichte zählt die Gemeinde Gun. Sitoli 944 Glieder und 130 Taufbewerber, Ombolata 1473 resp. 180 und Dahana 777 resp. 350. Nach Ombolata ist vor einigen Jahren das Gehilfen-Seminar verlegt worden und es stehen dort jetzt zwei Missionare, oder augenblicklich sogar drei, da sich noch ein junger Bruder, behufs Vorbereitung auf seine demnächstige Arbeit, dort aufhält. Auf Gun. Sitoli steht noch immer der, wenn auch alternde, so doch noch sehr rüstige Missionar Kramer, der schon die erste Taufe auf Nias, im Jahre 1874, an der Seite des Gründers der Nias-Mission, Missionar Denninger, mit vollziehen durfte.

Gehen wir etwas weiter nach dem Süden hinaus an der Küste entlang, so gelangen wir nach dem im Jahre 1890, als ersten Schritt der neuen Ausdehnung, angelegten Humene. Über die so günstige Entwickelung dieser Station, in den ersten Jahren ihres Bestehens, habe ich 1898 berichtet. Auch diese hat angehalten und so wies die Gemeinde nach 13jährigem Bestehen der Station eine Seelenzahl von 1637 Gliedern und 245 Taufkandidaten auf. Auch diese Station ist *mit drei* Filialen umgeben und die Arbeit auf derselben, die schon

tion Sogaeadu. Der Weg ist meistens herrlich, da man fast immer auf dem festen Meeresstrande reiten kann.

Hier hatte sich in neuerer Zeit in der weiter hinauf sehr fruchtbaren Ebene eine ganze Menge von Volks- und Stammresten angesammelt, die durch die Räubereien und Bedrängungen der sog. Kopfschneller aus dem Innern des südlichen Teiles der Insel vertrieben worden waren. Diese hörten von der Mission auf der Station Humene und so kamen die Häuptlinge und baten um einen Missionar, in erster Linie von demselben Schutz erhoffend gegenüber den räuberischen Einfällen vom Süden her, denn wo sich ein Missionar ansiedelt, da wird es durch das große Ansehen, was wir bei den Leuten haben, in dieser Beziehung bald anders und es treten ruhigere und geordnete Zustände an die Stelle. Aber dies war es doch nicht allein, sondern es war auch der eine oder andere unter den Leuten, der ein reges Interesse am Worte Gottes nahm und mit Eifer den Heilsweg zu erlernen begann.

So zog nun 1899 der junge Missionar Momeyer dort hinaus und schlug seine Hütte unter diesen Leuten auf, mit vollen Armen aufgenommen. Und gerade hier ist ein fast beispielloser Erfolg zu verzeichnen. In gar nicht langer Zeit waren 1000 Namen in das Taufbewerber-Register eingetragen. Neuerdings hat freilich eine Sichtung stattgefunden in bezug auf die Bewerber und ist eine ziemliche Anzahl vorläufig wieder gestrichen worden, aber doch weist die Statistik von Ende 1903 auf: 536 Getaufte und 600 Taufbewerber und das alles nach reichlich 4jährigem Bestehen der Station.

Im Jahre 1900 hatte ich die Freude, dort das Himmelfahrtsfest mitfeiern und die Festpredigt halten zu dürfen. Eine Kirche gab es noch nicht, sondern nur einen alten Schuppen unter dem Momeyer sein erst vor kurzem fertig gestelltes Wohnhaus gezimmert hatte und nun war es erhebend für mich, daß ich unter diesem notdürftigen Schutzdache eine solche Menge von andächtigen braunen Zuhörern vor mir hatte, wie ich sie auf Nias bisher noch nicht gewohnt war, und die ich nun hinauf weisen durfte zum König aller Könige, der zur Rechten Gottes sitzt und gesagt hat: „Wenn ich erhöhet werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen.“ Ich hatte ungefähr den Eindruck, als stehe ich auf einem Missionsfeste im Ravensberger- oder Tecklenburgerlande im Freien auf einem *Bauernhofe*, oder im Walde.

von allen Seiten herbei, Christen, Täuflinge und Heiden, und bald hieß es: die Kirche ist viel zu klein, sie faßt die Leute nicht. Dann wurden noch Bänke aus der Schule geholt und schließlich legte man Bretter auf den Boden des Ganges, worauf sich die setzten, die sonst keinen Platz fanden und so wurde das Kirchlein gestopft voll und aus dieser großen Schar wurden dann über 200 an dem einen Morgen getauft. Familienweise traten sie heran und ich hatte 2 Stunden an einem Stücke zu taufen, worauf ihnen dann an der anderen Seite des Chors von Bruder Kramer die Hände aufgelegt wurden, zur Einsegnung. Außer diesen konnte dann noch eine Anzahl getauft werden auf der Nebenstation Hilimbowo und hin und her in den Dörfern und so wurden es in kurzer Zeit 285, sodaß sich die bisher noch kleine Gemeinde wie mit einem Schlage verdoppelte.

Wie eben schon erwähnt, hatte ich im Laufe der Zeit auch schon ein Filial anlegen können, wo ich einen eingeborenen Lehrer stationierte und zwar in dem eine Stunde westlich von Lolowua gelegenen Dorfe Hilimbowo, wo in kleinem Umkreise über 500 Menschen wohnen. Auch dort war der Eingang recht erfreulich und so konnten schon wiederholt Tauffeiern stattfinden. Besondere Freude hatte ich in Hilimbowo an drei kräftigen Häuptlingssöhnen (Brüdern). Der zweitjüngste von diesen dürfte zur Zeit wohl als der eigentliche Häuptling angesehen werden, da er der intelligenteste ist und da sein ältester Bruder, der vierte aus der Familie, nicht gerade zu den schlausten gehört und sich bisher noch vom Christentume ferne hielt. Die drei Brüder, die mit den ersten getauft wurden, mit ihren Familien, sind in christlicher Erkenntnis in hervorragender Weise gefördert, wie man es nicht bei allen findet.

Früher hatte die Familie nicht den besten Ruf. Der älteste von den drei getauften Brüdern erzählte mir, er sei früher der reinste Verbrecher gewesen, schon in seiner Jugend habe sein Vater gesagt, es sei wohl das beste, daß man den Jungen einfach totschlage, da doch nichts aus ihm werde. Um so mehr hatte ich nun meine herzliche Freude daran, als ich gerade diesen eines Tages über Wiedergeburt und Herzenserneuerung reden hörte, zu einem anderen, auf der Veranda meiner Studierstube und zwar so, daß ich kaum noch etwas hinzuzusetzen hatte.

Weitere Filiale sind geplant und Lolowua kann deren mit der *Zeit vielleicht* 5—6 erhalten. Vor einigen Jahren wurde ich auch

Nun werden die Sättel wieder auf die triefenden Pferde geschnallt und wir erreichen in etwa 5 Minuten, nachdem wir das Dorf passiert haben, etwas hinter demselben, auf sanft ansteigender Höhe das gastliche Haus des Missionars Lagemann, dicht am Rande eines herrlichen Gebirgswaldes. Lahagu war einst eine gesegnete Landschaft, sozusagen die Kornkammer von Nias und ich habe mir erzählen lassen, von jemand, der das selbst noch gesehen hatte, daß im Ojò-Tale die Kokospalmen so dicht gestanden haben, daß man von der Krone der einen in die der anderen geklettert sei, was schon etwas heißen will, da Palmen ja keine Zweige haben, sondern nur Blätterkronen mit allerdings sehr kräftigen langen Blattstielen. Die Bevölkerung war zahlreich und dicht, so daß eine noch lebende alte Frau erzählen konnte, es sei dort, wo sich jetzt ein großer Wald befindet, jenseits der Missionsstation, kaum Brennholz zu haben gewesen.

Jetzt meistens Ruinen und einige unbedeutende Dorfreste. Kokospalmen sieht man kaum noch. Alles verwüstet durch die Raubzüge und Kopfjägerei der Bewohner des Südens und zwar, wie man hörte, durch die eigene Schuld der Lahagu-Häuptlinge, die, anstatt zusammen zu halten und sich dieser räuberischen Einfälle zu erwehren, sich gegenseitig verraten und verkauft haben. Allerdings muß man auch dabei bemerken, daß die Gegend des Fiebers wegen verschrien ist und daß das letztere doch auch tüchtig aufgeräumt hat unter der Bevölkerung und daß es auch wohl die Energie gelähmt hat. Nun fragt der Leser vielleicht: Warum legt ihr denn in einer solchen Gegend eine Station an? und ich antworte, daß dabei verschiedenes in Betracht kam.

Erstens waren wir vor 12 Jahren noch nicht so überall hin eingeladen zu Stationsanlagen wie heutigen Tages; zweitens war es wichtig, daß ein Verbindungsglied geschaffen werde zwischen den Stationen im Osten uud dem damals noch sehr einsamen Sirombu im Westen, und drittens durfte man hoffen, daß sich das gesegnete Lahagu, im Anschluß an eine Missionsstation, wieder mehr bevölkern werde. Letzteres ist auch schon eingetreten, wenn auch leider nicht in dem Maße, wie man gehofft hatte, da kein Häuptling da war, der Geschick gehabt hätte, die Sache zu befördern. Der alte Tesugi von Sisobahili hatte nicht das richtige Verständnis und sahe in den Zugezogenen Objekte seiner Ausbeutung. Er selbst wandte sich aller-

Auch hier erreichen wir nach einem Ritte von gut 3 Stunden die nächste Station nämlich Lolomboli, unter Missionar Sporket; sie liegt bereits im Gebiete des Moroo-Flusses. Hier haben wir nun ganz andere Verhältnisse vor uns, als im Lahagu-Gebiete. Die Bevölkerung ist zahlreich, kräftig und energisch. Das Land fruchtbar und verhältnismäßig gesund für die Bewohner. Wohin man seine Blicke schweifen läßt, überall sieht man mit Kokospalmen gekrönte Höhen, ein Zeichen der vielfach fast ganz darin versteckten Dörfchen und dazwischen schöne Reisfelder, trockene und bewässerte, neben Bataten-, Mais- und anderen Pflanzungen. Der Räubereien und der Kopfjägerei von Süden her hat sich dieses Volk so ziemlich zu erwehren gewußt.

Mit dieser Wohlhabenheit und Energie des Volkes geht nun aber auch Hand in Hand ein stolzes Selbstbewußtsein, ja geradezu Frechheit, wovon wir verschiedene empfindliche Proben gekostet haben. Und so hat es auch ziemlich lange gedauert, bis wir dort Eingang fanden. Aber trotz allerlei unliebsamer Vorfälle ging die Stationsanlage ihren Gang und allmählich wurde alles still. Im Jahre 1899 hatte ich dort in dem Dorfe Licobahili noch ein abschreckendes Erlebnis, aber 2 Jahre später konnte Missionar Sporkel berichten, daß er besonders infolge seiner ärztlichen Praxis Eingang gefunden habe. Aus dem Häuptlingshause seien die Götzen entfernt und 57 Personen von dort haben sich in die Liste der Taufbewerber eintragen lassen. Jetzt befindet sich auf Lolomboli ein ansehnliches Häuflein Christen, 126 Getaufte und 100 Taufbewerber, eine Schule ist erbaut und ein Lehrer stationiert worden.

Eine weitere Station für das „Innere" ist eben in Vorbereitung und zwar 6—7 Stunden von Lolowua aus, nach dem Süden zu. Dort kommen wir in das Gebiet der bis vor kurzem so berüchtigten Räuber Sita mbaho, Balo halu und Bawa Duhu, deren neuere Geschichte sehr interessant ist; über ihr Vorleben wird man wohl allerlei erfahren, wenn sie einmal Christen werden, was in absehbarer Zeit wohl der Fall sein kann, da wenigstens die beiden ersteren schon um einen Missionar bitten. Ein Weg von dort nach Lolowua ist in Angriff genommen. Die genannten Häuptlinge haben denselben durchschlagen lassen und jetzt wird von der holländischen Regierung weiter daran gearbeitet. Der unsere Mission sehr unterstützende Beamte Herr Eman wünscht auch sehr die Errichtung einer

vorgekommen, daß Frauen zu Abgeordneten zu den Kreisversammlungen[1]) gewählt und als solche zugelassen sind, während in andern Fällen die Wahlen von weiblichen Abgeordneten oder von Abgeordneten von Frauenvereinen nicht als giltig anerkannt wurden; doch ist das wohl nur vereinzelt geschehen und von der Allgemeinheit nicht besonders beachtet worden.

Allmählich aber trat eine Änderung ein. Die „Frauenfrage", die ihren Weg durch die Welt nahm, berührte auch die entlegenen Gestade und Täler Norwegens, und bei dem radikalen Zuge, der dem norwegischen Volke eigentümlich ist, brach sie sich dort schneller und breiter als in andern Ländern eine Bahn. Die Frauen haben dort 1901 das kommunale Wahlrecht erhalten (mit einigen Einschränkungen, sodaß etwa die Hälfte der Frauen dieses Recht besitzt) und haben es auch bei den seitdem vorgenommenen Neuwahlen, wenigstens in den Städten, zahlreich ausgeübt, ein Umstand, der z. B. für Gastwirtschaften bedeutungsvoll gewesen ist. Wie das aktive, so haben die Frauen auch das passive kommunale Wahlrecht; eine große Anzahl von Ämtern, im Schulrat, in der Armenfürsorge, in der Gesundheitspflege, in der Gefängnisverwaltung, sind ihnen zugänglich gemacht, und damit ist ihrer Tätigkeit zu Gunsten des allgemeinen Wohles ein weites Feld eröffnet. Noch weiter schien dieses Feld sich ausdehnen zu sollen, als im letzten Winter das Ministerium Hagerup einen Gesetzentwurf einbrachte, der den Frauen die Zulassung zu einer ganzen Reihe von staatlichen Ämtern gewähren sollte, allein dieser Gesetzentwurf fand in der Volksvertretung nicht die erwartetete Aufnahme und ist noch nicht Gesetz geworden. Auch das politische Wahlrecht, das von vielen norwegischen Frauen heiß ersehnt wird, ist ihnen noch nicht verliehen, da es dazu einer Veränderung des bestehenden Grundgesetzes bedarf. Aber die Bewegung ist im Fluß, und da ist es nicht zu verwundern, daß sie auch in das Leben der Missionsvereine eingedrungen ist: Prinzipien wollen sich durchsetzen. So wurde im Kreise Drammen schon auf der Kreisversammlung von 1899 die Frauenfrage behandelt und auf einer Verbandsversammlung im Kreise Bodö 1901 der Grundsatz ausgesprochen, daß die der Missionsgesellschaft angehörenden Frauen stimm- und wahlberechtigt sein sollten. Im folgenden Jahre richteten zwei

1) Vgl. Zu der Organisation der N. M. G. diese Zeitschrift 1901 S. 66.

so viel für die Mission leisten, auch einen gewissen Einfluß auf ihre Leitung einzuräumen. Die Zahl der Frauenvereine übersteigt die der Männervereine bedeutend (3—4000 gegen 900), die Frauen sind den Männern vielfach an Missionskenntnis überlegen, weil sie die Missionsblätter besser lesen, sie leisten eine bedeutende Arbeit für die Mission und sammeln auch einen beträchtlichen Teil der Missionsgelder[1]) — es ist daher nur gerecht, daß die, welche mitzahlen, auch bei der Verwendung des Geldes beteiligt sind; es ist nicht richtig, sie als „bloße Arbeitsbienen" zu betrachten oder — wie es anderswärts ausgedrückt wurde — sie den Arbeitsstab tragen zu lassen, während der Mann allein den Herrscherstab trägt. Das Christentum hat die Frau aus ihrer Erniedrigung erhoben und dem Manne gleichgestellt, das muß auch hier zum Ausdruck kommen. Ist der Mann das Haupt, so ist das Weib das Herz. Beide müssen zusammen wirken. Die Gegner hoben hervor, daß die Frauen in ihren Vereinen ja ihre eigne Verwaltung haben und daß die bisherige Verwaltung der Norwegischen Missionsgesellschaft sich hinreichend bewährt habe, um ein Bedürfnis nach neuen Veranstaltungen nicht aufkommen zu lassen.

Viel wurde über die Zweckmäßigkeit der größeren Beteiligung der Frauen hin und her gesprochen. Vielen erschien es geraten, den Wünschen der Frauen entgegenzukommen. Aber grade hierüber kam es zu einer großen Kontroverse. Die Frauen — so behaupteten viele — haben ja gar kein Verlangen, fühlen gar keinen Trieb, aus ihrer bisherigen Stellung in der Missionsarbeit herauszutreten und größere Rechte zu gewinnen. Ein Reiseagent bemerkte, er habe im ganzen Stift Bergen keine Frau getroffen, die sich über den Mangel des Stimmrechts und der Mitarbeit in der Leitung beklagt habe. Wozu, hieß es, den Frauen ein Recht einräumen, nach dem sie gar nicht fragen? Andre Redner hatten andre Erfahrungen gemacht, so ein Reiseagent im Kreise Hamar. Missionar Borgen hatte auf seinen Reisen die Wahrnehmung gemacht, daß die Frauen nach Anteilnahme an der Verwaltung Verlangen tragen, ein anderer, daß es die Frauen vielleicht nicht so sehr danach, als hauptsächlich nach der Teilnahme an den größeren und wichtigeren Versammlungen verlangt. Man

1) Die Jahresrechnung gibt keine Auskunft über den Anteil der Frauenvereine an den Missionsaufbringungen der N. M. G. Auf der Generalver*sammlung wurde* dieser Anteil einmal auf 2/3 geschätzt.

der Wählbarkeit zu Generalversammlung und Hauptvorstand. Trondhjem lehnte die Wählbarkeit zu den Kreisvorständen, zur Generalversammlung und zum Hauptvorstand (diese einstimmig) ab und wollte die Frauen auf die Verbands- und Kreisversammlungen und auf die Vorstandschaft in den Orts- und Verbandsvereinen beschränken. Beschränkungen in der Zahl der Abgeordneten wurden in mehreren Kreisen für notwendig gehalten, als Verhältniszahl für die weiblichen Abgeordneten wurde 1/3 (Hamar) und 1/2 (Stavanger) befürwortet; die andern Kreisversammlungen faßten darüber keine Beschlüsse oder überließen die näheren Festsetzungen dem Hauptvorstande bezw. der Generalversammlung.

Auf Grund dieser Beschlüsse wurde 1904 die Angelegenheit der Generalversammlung (der höchsten gesetzgebenden Stelle der N. M. G.) vorgelegt. In seinem „Zirkular an die Generalversammlung" (Norsk M. T. 1904, S. 244 ff.) spricht der Hauptvorstand sich über seine Stellung zur Sache aus. Wenn auch, sagt er, die Frauen noch keine Forderung gestellt haben, so ist ihre Bedeutung doch so groß, daß man sich fragen muß, ob ihnen nicht ein entsprechender Einfluß einzuräumen ist. Die Gerechtigkeitsgründe hielt der Vorstand nicht für entscheidend, die Frauen pochen nicht auf ihr Recht. Wichtiger ist ihm die Frage, ob die Mission einen Gewinn davon hat, wenn die Frauen bei der Verwaltung und Leitung der Missionsangelegenheiten mehr beteiligt werden. In die Ortsvorstände werden die Frauen mehr Leben und Wärme hinein bringen, und ihr Eintreten in die allgemeinen Missionsvereine wird auch die jetzt ganz freistehenden Frauenvereine fester an die N. M. G. binden, womit dieser nur gedient sein kann. Das Zirkular geht dann ausführlich auf die biblischen Bedenken ein und kommt zu dem Ergebnis, daß es sich 1. Kor. 14, 34 und 1. Tim. 2, 12 um das Auftreten in gottesdienstlichen Versammlungen handle, nicht aber in Verwaltungsangelegenheiten. Die Tätigkeit der Frauen in den Vorstandsversammlungen ist eine Tätigkeit im engeren Kreise, die durch das Neue Testament nicht verboten wird. Das Zirkular berührt dann die Gestaltung der neuen Verhältnisse und faßt seine Vorschläge so zusammen:

1. Den für die N. M. G. arbeitenden Frauen wird das Stimmrecht in Angelegenheiten der Gesellschaft in gleicher Weise wie den für die Mission *der Gesellschaft* arbeitenden Männern verliehen.

daß, als der große Westen noch wild, unzibiliſiert und ohne geordnete Staatswesen war, in ſo früher Zeit Ihr ehrenwertes Land ſchon eine geregelte Verwaltung, gute Erziehung und höfliche, gebildete Sitten hatte. Einer unſerer engliſchen Dichter hat Ihr Land mit den Worten geprieſen:

„Ein Volk ſo zahllos wie der Sand am Meere,
Und als das mächtigſte der Welt ſich rühmend,
Dabei zufrieden, wo es war, zu bleiben,
Jahrtauſend lang entſchloſſen nur zu pflegen
Des Friedens Künſte, und in Gold zu wandeln
Den Boden, drauf ſie ſtehn, und Blätter, die ſie
Jahraus, jahrein von ihren Bäumen pflücken."

Darum wage ich als einer, der Ihr Land ſchon lange geliebt hat, über drei Punkte kurz zu ſprechen mit der Bitte, meinen Mangel an Geſchick nicht zu hart zu beurteilen und zu belächeln.

Erſtens möchte ich beſchreiben, was Ihr ehrenwertes Land an klaſſiſcher Literatur beſitzt nebſt Ihrem Erziehungsſyſtem, ihrer Verwaltungstheorie, Ihrem Reichtum und Wohlſtand, den Erzeugniſſen Ihres Bodens und den Lehren und Vorſchriften, welche unter Ihrem Volke bekannt ſind. Natürlich kann ich über dieſe Punkte niemals ſo ſchreiben, wie Sie, meine Herren, es können, und es mag Ihnen allerdings ein Lächeln abnötigen, daß ich mir herausnehme einen ſolchen Verſuch zu unternehmen. Aber mich treibt dabei die Hoffnung, Sie einigermaßen davon überzeugen zu können, daß wir im Weſten weder ganz unwiſſend über Vergangenheit und Gegenwart Ihres großen Landes ſind noch das Studium desſelben vernachläſſigen noch irgendwie Ihre Größe unterſchätzen. — — —

Zum andern will ich in Kürze an das erinnern, was Ihnen, ehrenwerte Herren, zur etwaigen Beachtung und Benutzung vom Weſten überbracht worden iſt, z. B. Maſchinen, Abhandlungen über höhere Aſtronomie und Geographie, Eiſenbahnen, Telegraphen, Elektrizität, auch moderner Betrieb von Kohlen- und Goldminen; ferner unſere Entdeckungen in der ärztlichen Wiſſenſchaft und in vielen Gewerben und ihre geſchickte Anwendung für heutige Bedürfniſſe. Ich kann dies alles nicht im Einzelnen beſchreiben, aber eine kurze Aufzählung möge mir geſtattet ſein. — — —

Zum dritten, und das iſt weitaus das Wichtigſte, hat mich, *Ihren geringen* Diener, und meine Brüder und Freunde etwas be-

aufmacht, von selber es nicht wagen dem Vater unter die Augen zu treten. So ist der Mensch, welcher gesündigt hat, außerstande, alles neu zu machen und sich selbst mit seinem beleidigten himmlischen Vater zu versöhnen. Alte Weise und moderne Denker vermögen durchaus keinen Plan der Selbsterlösung zu ersinnen. Buddha möchte uns glauben machen, daß alle Leiden der Welt von unserem Empfinden, unseren streitenden Leidenschaften herrühren. „Beseitige jede Empfindung, so wird alles gut." Das ist ein Irrtum. Die Ursache aller Leiden ist Missetat, Übertretung und Sünde gegen den himmlischen Vater. Wonach wir darum trachten als nach einer Sache von äußerster, unendlicher Wichtigkeit, ist eine Lehre, die uns Vergebung und Heilung von der Sünde bringt. Gott sei Dank, wir haben diese Lehre.

Die heilige Schrift erzählt uns: „Da wir noch schwach waren nach der Zeit, ist Christus für uns Gottlose gestorben." Das will sagen: Grade als wir ohne irgend einen Plan oder Hoffnung auf Erlösung waren, kam der Herr, eins mit dem ewigen Vater und dem ewigen Geiste, selbst der Schöpfer Himmels und der Erden, auf die Erde nieder und ward Mensch in eigener Person, um unsere Sünden wegzunehmen. Erst erfüllte er für uns alle Gerechtigkeit, hielt jedes Gebot untadelig, überwand die großen geistlichen Feinde unsrer Seele, verkündigte Gottes Wahrheit und offenbarte seine Allmacht und Allbarmherzigkeit, indem er Kranke heilte, Tote auferweckte und den Winden und Wogen im Sturme gebot, daß sie ihm gehorchten und ganz stille wurden. Dann trug er mit unermeßlicher, unaussprechlicher Liebe gegen Ihr großes Land und gegen alle Menschen unter dem Himmel die Strafe der Sünde, den Tod. Wir hatten diese Strafe, diesen Hohn verdient, er trug alles an unserer Statt. Wir waren zum Tode verurteilt, er starb für uns. Wir waren von Gott entfremdet, er brachte sich selbst als Sühne für unsere Sünden dar. Der große Mittler gab sein Leben hin und starb am Kreuze, um uns von unseren Sünden loszukaufen. Durch den Glauben an ihn werden wir versöhnt mit Gott. Durch des heiligen Geistes Gnade sind wir wieder Söhne und Töchter des allmächtigen Gottes geworden, wie die Schrift sagt: „Durch ihn haben wir den Zugang in einem Geiste zum Vater." Dann empfangen wir jenes Leben wieder in ihm. Wir erhalten geistliche Kraft, Gott *zu gehorchen* und in diesem Leben Gutes zu tun. Er will alle Gläu-

Hause ins Leben gerufen (ibid. 1902, 100 f.); das bekannte, aus kleinen Anfängen erwachsene Waisenhaus des Japaners Ischii in Okayama.

IV.

Die römisch-katholische Kirche hat Japan in 4 Diözesen eingeteilt: Tokio (Erzdiözese; den mittleren Teil von Hondo umfassend), Hakodate (Nord-Hondo, Hokkaido), Osaka (West-Hondo und Schikoku) und Nagasaki (Kiu-schiu und Lu-tschu). Die Arbeit wird von Sendboten des Pariser Missionsseminars (Société des Missions-Étrangères) getan, welche darin von Klosterbrüdern (Marianiten und seit 1896 Trappisten) und Schwestern (Schwestern vom heiligen Paul von Chartres, Lehrschwestern vom heiligen Kinde Jesus von Chauffailles [Dames de St. Maur], sowie neuerdings Cistercienserinnen) unterstützt werden. Seminare in 3 Diözesen sorgen für Heranbildung eines einheimischen Priester- und Lehrerstandes. Die Ordensleute haben auch bereits Japaner für das Mönchsleben zu gewinnen verstanden.

Im folgenden sollen zunächst, um einen Vergleich der Fortschritte der katholischen Mission mit denen der evangelischen zu ermöglichen, die statistischen Daten der letzten Jahre in einer Tabelle zusammengestellt werden. Die Daten für die Jahre 1898—1901 entnehme ich den Loomis-Braithwaite'schen Tabellen, die für 1903 dem Jahresbericht der Société des Missions-Étrangères (Compte rendu des travaux de 1903).

	1898.	1899.	1900.	1901.	1903.
Bischöfe:	4	4	4	4	5
Missionare:	106	108	106	109	121
Europäische Klosterbrüder:	51	59	49	50	81[1])
Europäische Schwestern:	102	114	103	116	325[1])
Einheimische Priester:	26	30	32	34	31
Katechisten:	284	280	278	98 (?)	268
Einheimische Mönche:	2	2	10	12	?
Einheimische Nonnen:	20	12	20	22	?
Seminarschüler:	69	50	44	32	43
Gemeinden:	246	251	251	252	?
Getauft im Laufe des Jahres, Erwachsene:	2073	2022	1402	1370	1624[2])
Getauft im Laufe des Jahres, Kinder:	2909	2855	3114	3021	3382
Darunter Kinder heidnischer Eltern[3]):	1279	1255	1332	1323	1590
Gesamtzahl der Katholiken:	53427	53924	54602	55824	58086
Schüler:	3646	3441	4329	3993	4519
Kinder in Waisen- und Industrieanstalten:	2031	1842	1804	1823	2110

1) In diesen Zahlen sind die einheimischen Mönche und Nonnen mit eingeschlossen.

2) Davon 831 in articulo mortis.

3) In articulo mortis getauft.

englischen Presbyterianer zählten Ende 1902 4331 Getaufte, darunter 2325 Kommunikanten. Die Zahl der Taufkandidaten beträgt 10620. Zugleich ist die Zahl der Personen, welche mit lateinischen Lettern gedruckte chinesische Bücher (die heilige Schrift wird im romanised colloquial verbreitet) zu lesen vermögen, in der Zeit von 1898—1902 von 2000 auf 3244 gestiegen. Das Wachstum der Gemeindegliederzahl kommt aber fast ausschließlich auf Rechnung der chinesischen Gemeinden, während die der Eingeborenen sich nur sehr langsam vermehrt. Die Chinesen mögen etwa 2/3 der Gesamtzahl der Christen ausmachen. Ein erfreulicher Fortschritt ist darin zu sehen, daß die englischen Presbyterianer 1898 ihre ersten 2 eingeborenen Pastoren ordinieren durften (Syn. Min. 1899, 506). Viel Anklang findet die ärztliche Arbeit der Mission bei den Chinesen, welche aus Haß gegen die Japaner nur selten sich entschließen, in Krankheitsfällen die, übrigens vorzüglich eingerichteten, japanischen Hospitäler aufzusuchen (ib. 1902, 533). Den Christen wird ein gutes Zeugnis gegeben. Besonders ihre freiwillige Teilnahme an der Liebestätigkeit und an der Missionsarbeit wird rühmend hervorgehoben (ibid. 1902, 532). Leider stellt sich Predigermangel ein, wohl mit im Zusammenhang mit den schlechten Besoldungsverhältnissen, so daß eine Erhöhung der Predigergehälter nötig wurde (ib. 1901, 170).

Die kanadische Mission hat durch den 1901 erfolgten Tod des trefflichen Dr. Mackay, der geradezu die Seele der ganzen Mission war (vergl. Allg. Miss.-Zeitschr. 1897, 3 ff. 57 ff. Presb. Record. 1901, 455). Man wird ihn noch lange schwer vermissen. Doch wird die Arbeit auch nach seinem Tode von seinem früheren Mitarbeiter Missionar Gauld in demselben Sinne fortgesetzt, und 1902 ist in der Person des Missionar Fraser ein zweiter ausländischer Missionar in die Leitung des Werkes eingetreten. Sonst ruht die ganze Arbeitslast auf den eingeborenen Gehilfen, welche sämtlich unter Mackay's Leitung (im Oxford-Kollege) eine tüchtige Ausbildung genossen haben. Die Gemeinde ist kaum gewachsen. In den Jahren 1895 und 1896 haben die Verfolgungen, sowie die Pest die Gemeinden stark gesichtet, so daß Ende 1896 nur 2013 Getaufte gezählt wurden und Ende 1898: 2276 Getaufte. Ende 1902 waren 2037 Kommunikanten und 678 getaufte Kinder vorhanden.

Den in Formosa eingewanderten Japanern gehen die japanischen christlichen Kirchen treulich nach, indem sie auf kürzere oder längere Zeit Prediger und Evangelisten nach Formosa senden.

Chronik.[1])

In Indien ist zu Madras am 10. August d. Js. einer von seinen großen Missionaren im hohen Alter von 85 Jahren gestorben: **Dr. Murdoch**, ein Sendbote der jetzt mit der United Free Church of Scotland verbundenen Vereinigten Presbyterianer. Nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Ceylon, erst als Lehrer an einer Regierungsschule in Kandy, dann als Missionsliterat

1) Siehe auch Beiblatt: „Der Mord auf der Gazellen-Halbinsel."

das evangelische Haus auf das Jahr 1905." Mit 46 Abbildungen. Gütersloh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.—. Neben dem jetzt im 26. Jahrgang erschienenen (Basel, Missionsbuchhandlung) kleinen und billigen (20 Pfg.) „Evangelischen Missionskalender" ein umfangreicherer, aber auch teurerer Genosse, der sich von jenem dadurch unterscheidet, daß er eingehendere Aufsätze und Erzählungen bringt, die durch ihren gediegenen Inhalt ebenso lehrreich wie interessant sind. Es sind folgende: Allerhand Missionsfeinde. Von P. J. Hinkel. — Vor und nach dem Sturm in Deutsch-Südwestafrika. Von Pastor Kriele. — Mein Besuch bei den Kabylen-Missionaren in Dschemâa Sahridsch. Von D. G. Kurze. — Die Frauenmission in Indien. Von Pfarrer Immler. — Ein Besuch in Suriname. Von Missionsdirektor D. C. Buchner. — Der rechte Vater. Ein Gleichnis. Von Missionar Otto Schultze. — Bartholomäus Ziegenbalg. Vom Herausgeber. — Einblicke in das Geistesleben eines Negerstammes. Von Missionsinspektor Michaelis. Bilder aus der ärztlichen Mission. Von Dr. med. Feldmann. — Nacht und Morgen in Japan. Von Pfarrer Dr. Hering. — Eine belagerte Feste (Tibet). Von P. Friedrich Raeder. — Kurze Jahresübersicht über das deutsche Missionsleben. Diese Übersicht ist für die künftigen Jahrgänge allerdings etwas eingehender zu wünschen.

6. Von den in der Baseler Missionsbuchhandlung erschienenen Flugschriften holen wir nach:

L. Öhler: „Im Dienst der Liebe. Aus dem Leben von Irene Petrie." 20 Pfg.

H. Rhiem: „Senana-Gestalten." Zwei Erzählungen. 40 Pfg.

Jaus: „Weiß oder Rot? Lakschei Bais Entscheidung." 20 Pfg.

7. Und von den im Verein für ärztliche Mission in Stuttgart erschienenen:

Kammerer: „Ein treuer Knecht des Herrn. Leben und Wirken des Missionars Dr. Eugen Liebendörfer." 20 Pfg.

Derselbe: „Die ärztliche Mission. Ihre Notwendigkeit, ihre Methode und ihre Erfolge." 10 Pfg.

8. **Macalpine:** „Into all the world." An appeal to the Christian Church. London, Marshall Brothers. 1904. Das nur 80 Seiten starke Schriftchen enthält, wie sein Titel sagt, einen Appell und zwar einen ebenso warmherzigen wie eindringlichen und gut begründeten an das Missionsgewissen der Christenheit und erinnert in manchen Partien an Murray: Schlüssel zum Missionsproblem (1903, 487). Es behandelt in sechs geistvoll geschriebenen Kapiteln: die Pflicht zur Mission; die Notwendigkeit der Mission; die Beweggründe zur Mission; die Bedürfnisse der Mission: Menschen und Geld; die Hoffnung der Mission. Sind es auch nicht gerade neue Gesichtspunkte, unter denen das geschieht, so ist das Bekannte doch so gesagt daß es nicht bloß fesselt, sondern auch packt. Für die des Englischen kundigen Leser empfehle ich das Büchlein warm; es ist keine schwere Lektüre. Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Fieber, sodaß sie nach den neuesten Nachrichten auf dem Wege war, auf Sumatra Erholung zu suchen.

Auch inbezug auf diese Station konnte ich 1898 schon über die Anlage und die erste erfreuliche Entwicklung berichten, welcher letzteren auch der Fortgang entsprach. Ganz hervorragend hat sich der dort genannte Häuptling Fetero (Ama Gahonoa) an der Evangelisation in jener Gegend beteiligt. Unermüdlich hat er die umwohnenden Leute angespornt, das Evangelium anzunehmen. Er ist ein Mann des Glaubens und des Gebetes.

Nach und nach ist die Arbeit auf immer neue Dörfer ausgedehnt worden und die Zahl der Getauften und der Taufbewerber ist immer mehr gewachsen. Fetero hat besonders auch inbezug auf die Anlage der gleich zu erwähnenden weiteren Stationen in jenem Gebiete bedeutende Verdienste. Im Lahõmigebiete ist auch bereits ein Filial unter einem eingeborenen Lehrer gegründet worden. Sirombu weist nach dem neuesten Berichte 650 Getaufte und 370 Taufbewerber auf.

Die Anlage von weiteren Stationen stieß in der ersten Zeit auf Hindernisse, bis man sich für die Gegend südlich von Sirombu, nahe am Meere, Si hene asi, d. h. Stranddörfer, entschloß. Die Entfernung beträgt nur 1½ Stunde. Der Weg dorthin bot Schwierigkeiten, da die Strandebene nicht ohne Sümpfe ist. Ritt man nun direkt ans Meer, so hatte man zuerst diese zu passieren und dann den Strand verfolgend die Mündung des Lahõmiflusses, in dem es auch Krokodile gibt. Wählte man dagegen den Landweg, so hatte man auch den Lahõmi zu durchreiten und dann kam noch ein kleinerer Fluß, der von Krokodilen wimmelt. Ein Überbrücken dieses Flüßchens war bei dem hohen Wasserstande und der sumpfigen Ufer wegen auch nicht leicht. Neuerdings ist nun aber einigermaßen Wandel geschafft worden. Bei den Si hene asi gab es allerdings zwei Parteien, von denen die eine, die sich schon dem Christentume genähert hatte und oft die Gottesdienste auf Lahusa besuchte, dringend die Anlage einer Station wünschte, wogegen die andere derselben feindlich gegenüber stand und sogar einen Hund verbrannte und den Missionar Krumm, der mit der Anlage betraut wurde, verfluchte, wenn er sich auf dem zuerst in Aussicht genommenen Platze, *etwa* inmitten der dortigen vier Dörfer anbauen werde. So mußt *er sich schließlich* an das Südende des Dörferkomplexes zurückziehen.

„wilden" Iraono Huna erlebte und ich kann es mir nicht versagen, hier etwas ausführlicher zu berichten.

Missionar Krumm erzählt über sein erstes eigentliches Bekanntwerden mit Vertretern der Iraono Huna folgendes:

„Eines Tages kam ein Mann mit seinem Sohne zu mir und sagte: ‚Tua (Großvater) erzähle auch uns, den Iraono Huna, von der huku Lowalangi (Lehre Gottes)'. Ich war ganz erstaunt und fragte den Mann: ‚Warum willst Du denn Christ werden?' Darauf erzählte er mir, daß er auf dem Wege nach Sirombu ein Buch gefunden habe;[1]) es war das alte bekannte ins Niass. übersetzte Herzbüchlein (mit Bildern des Menschenherzens). Er sei mit dem Büchlein zu einem Christen gekommen und der habe ihm die Bilder erklärt. Ich bin nun allerdings von jeher kein besonderer Freund der Bilder dieses Büchleins gewesen, aber diesem Manne haben sie doch offenbar den rechten Weg gezeigt. Unser Freund — wir wollen ihn jetzt mit Namen nennen, denn er wird uns noch viel Freude machen — Solago war nun erst mit dem Büchlein in seine Heimat nach Lolowa'u zurückgekehrt und hatte dort sofort angefangen, in seiner Weise zu missionieren. Er zeigte seinen Dorfgenossen sein Büchlein und erklärte ihnen den Inhalt: ‚Seht, so sehen unsere Herzen aus, wenn wir das und jenes tun', dabei zeigte er ihnen die ersten Bilder; ‚aber so sehen sie aus', und dabei zeigte er das letzte Bild, ‚wenn wir dem Worte Gottes folgen'. Solago kam nun alle 14 Tage und fing sehr eifrig an zu lernen. Überall suchte er Gelegenheit dazu. War unser Mädchen, Sise, am Nähen, dann setzte er sich auf den Fußboden und ließ sich die 10 Gebote, das Unser Vater, Liederverse usw. vorsagen und lernte sie auswendig. Nach und nach brachte er auch Genossen mit und zuletzt auch seinen älteren Bruder, den Häuptling von Lolowa'u. Dieser, ein sehr starker und gefürchteter Mann, stellte sich mir vor mit den Worten: ‚Ich bin Häuptling der Iraono Huna" sein Name ist Fadoli.

Der Vater dieses Brüderpaares, Harimao (= Tiger), war einst, im Bunde mit dem ebenfalls berüchtigten Siwa humola, einer der schlimmsten Kopfjäger, gewesen. Beide hatten die wildesten Raubzüge gemacht, ganze Dörfer ausgeplündert und die Einwohner ermordet. Hoch oben auf einem kahlen Felsen hatten sie ihre Burg gebaut mit einem Turm für die erbeuteten Sklaven, die sie nach Atjeh ausführten. Die Atchinesen kamen mit ihren Schiffen zu diesem Handel mit Lolowa'u und Harimao verkaufte auch einem von ihnen seine Tochter als Frau. Im Jahre 1863 wurde Lolowa'u von den Holländern bekriegt, die Dörfer zerstört und ihnen das Räuberhandwerk ein wenig gelegt, aber auch seitdem sind noch genug Untaten dort verübt worden."

Solago kam nun immer wieder und lernte weiter. Bei jedem Besuche bat er Krumm, sie doch einmal aufzusuchen, aber das Fieber hielt ihn ab und dazu fehlte es an einem Wege durch das Dickicht.

---

1) Später hieß es, er habe dasselbe von einem Christen erhalten.

Öffnung und war einst ein Verlies für geraubte Sklaven gewesen. Auf dem Oberstock hat er als Armierung zwei kleine Kanonen, die wohl von den Atchinesen stammen. Es lag mir nun viel daran, den Siwa humola als sehr kundigen Mann zu bewegen, mich zu begleiten. Anfangs wollte er nicht, aber dann warf er doch schließlich seinen Sirihbeutel über die Schulter und sagte: „Vorwärts!" So ritt ich denn in seiner und Solago's Begleitung weiter. Zwei Stunden lang ging es durch das Flußbett des Siwalawa. Um 4 Uhr kamen wir in Lolowa'u an. Auch hier standen die beiden Häuptlingshäuser oben auf der Spitze eines Hügels, aber noch viel unzugänglicher als in Sarahili. Das Pferd konnte nicht hinauf und der Pfad war so steil, daß ich selbst mich von zwei starken Männern ziehen lassen mußte. Als ich oben ankam, wimmelte das Plateau schon von Menschen. Von allen Seiten kletterten die Leute wie Katzen den Berg herauf.

Und nun der feierliche Empfang. Ich hatte mich kaum gesetzt, da trat Solago vor und sagte: ‚Der Tua ist nun da, wir wollen zuerst beten.' Nachdem wir gebetet hatten, wurden die aramba (Metalltrommeln) geschlagen. Der Häuptling Fadoli erschien mit vorgebundenem goldenen Schnurrbarte und einer goldenen Krone und gab das Zeichen zum Anschlagen der riesigen aramba. Den Ton dieser Instrumente hört man 2 Stunden weit. Nach diesen dumpfen Trommelschlägen holte er eine alte Donnerbüchse herbei und nun wurde tüchtig geknallt. Sie wollten mich ehren und der Umgegend verkündigen, daß ich ihr Gast sei. Als das vorüber war, ließ sich alles ruhig auf den Boden nieder. Nun wurden Reden gehalten nach echt niassischer Art. Einer niassischen Rederei beizuwohnen und dieselbe bis zum Ende anzuhören, ist für einen Europäer eine harte Geduldsprobe. Zuerst erteilte man dem Siwa humola das Wort. Er hielt eine 3/4stündige Rede deren kurzer Inhalt war: ‚Der Tua ist zu den Iraono Huna gekommen, die huku (Sitte, Weg) der Gerechtigkeit zu lehren. Er ist auch durch mein Land gezogen. Früher war ich ein Krieger, aber jetzt habe ich aufgehört zu morden. Ich erlaube meinen Leuten, auch Christen zu werden, ich selbst aber will noch etwas warten usw.' Jetzt begann Fadoli, der Häuptling von Lolowa'u. Er verbreitete sich ausführlich über seine früheren Kriegszüge, über seine erste Bekanntschaft mit mir und so fort und schloß mit den Worten: ‚Früher waren wir Feinde, aber jetzt sind wir Brüder.' Nachdem dann noch drei andere Häuptlinge geredet hatten erhielt ich das Wort. Unser Solago sagte sofort: ‚Tua, Du mußt uns aber auch Gottes Wort verkündigen.' Was wollte ich lieber tun, als dieses? Und was lag näher, als daß ich über das Wort redete: ‚Gott hat die Zeit eurer Unwissenheit übersehen und die eurer Kriege und eurer Greueltaten, aber jetzt, da ihr sein Wort hört, jetzt, wo ein Lehrer zu euch kommt, gebietet euch Gott, euren Sinn zu ändern und das heidnische Leben zu verlassen . . . .'

Meine Rede wurde mit viel Beifall aufgenommen, immer wieder hieß es dazwischen: ‚Duhu miõa'õu = wahr ist Dein Gesagtes.' Und als ich geendet, stieg der Oberhäuptling auf eine Kiste und rief mit mächtiger Stimme, *daß es weithin* in die Berge schallte: ‚Wir verlassen jetzt die Weise *des Teufels und* folgen der Weise Gottes; hört es, alle unsere

Wenn wir ändern unseren Sinn,
Wenn wir verlassen die Sünde,
Mitsamt dem Neide, mitsamt dem Streite,
Wenn wir lieben unsere Brüder,
Unsere Genossen, die Leute unseres Dorfes usw. usw.,
Dann finden wir den Weg des Lebens.

Dies nur eine Probe aus dem langen Gesange. Nachdem derselbe zu Ende war, kam das, wie sie aus Höflichkeit sagten, „kleine Huhn", als Geschenk für mich, in Gestalt eines großen Schweines, von 10 Mann getragen. Zwei Stunden hatten sie gebraucht, um das Tier den Berg hinaufzubringen. Jetzt lag es zu meinen Füßen und mußte sterben. Vor meinen Augen wurde es geschlachtet und gekocht. Aber ehe es dann in riesigen Schüsseln aufgetragen wurde, vergingen noch mehrere Stunden. Auch die sollten ausgefüllt werden. Da brachte mir der Häuptling alle Knaben und Mädchen und sagte: ‚Tua, lehre sie singen!' Was half es. Weil ja doch nicht an Schlafen zu denken war, so begann ich die erste Gesangstunde in Lolowa'u, Mitternachts von 12—2 Uhr. Zum Glück hatte ich meinen kleinen Posaunenbläser von Lahusa mitgenommen. Mit dessen Hilfe sangen wir die beiden Lieder: „Gott ist die Liebe" und „Mein Vater der im Himmel wohnt" solange, bis die Kinder wenigstens einen Begriff von einer Melodie bekamen. Nach der Gesangstunde erteilte ich den ersten Unterricht. Wir lernten das „Unser Vater" und die „zehn Gebote" auswendig.

Mittlerweile, Nachts 3 Uhr, war dann auch das Essen fertig geworden. Wir aßen, hielten Andacht und legten uns zur Ruhe. Ich schlief herrlich auf dem harten Bretterboden und sah im Traume alle Leute von Lolowa'u in die Kirche gehen und hörte einen mächtigen Gesang. Ich habe mich wohl nie in meinem Missionsberuf so glücklich gefühlt, als in der Nacht vom 2. auf den 3. Januar 1900 in Lolowa'u . .!

Am andern Morgen vor dem Abschied gab es noch einmal viel zu reden. Die Leute wollten einen Missionar haben. Einen solchen konnte ich ihnen nicht versprechen, aber wohl einen Lehrer. Bis heute habe ich ihnen öfters meinen Lehrer Josia geschickt. Eine Schule mit Lehrerwohnung muß gebaut werden, damit die Leute an uns einen Halt bekommen. Als ich abreiten wollte, brachten mir die Leute noch eine Ziege als Geschenk für meine Frau; dazu mußten mir zwei Mann das übriggebliebene Schweinefleisch an einer Stange nachtragen (so ist die Sitte). In vier Stunden war ich wieder daheim."

Soweit der erste Bericht von Missionar Krumm über diese merkwürdige Sache. Kurz nach jener Reise waren wir auf Lahusa zu unserer Jahreskonferenz versammelt. Dort hat der oft genannte Solago den Schreiber dieses geradezu umarmt und gefleht: „Schickt uns doch wenigstens einen Lehrer!" So wurde denn ein solcher *dort stationiert* und eine Schule gebaut und zugleich verließen die

urwüchsigen Wilden! Die Christen nett gekleidet und gesittet, wie zivilisierte Menschen und dagegen diese in ihrer Bastkleidung, soweit sie überhaupt bekleidet waren, zum teil mit eisernen Helmen, die sie selbst herstellen. Und dann mit ihren Waffen, alten Feuerstein-gewehren, Lanzen, Schwertern und hölzernen Schilden, mit denen sie sich klappernd gegen den Vorderarm schlagen. So führen sie nun ihre Tänze auf und stoßen ihre Hu!-rufe aus.

Sie wurden nun in die Schule geführt, wo sie sich auf den Fußboden niedersetzten und es wurde ihnen der Sitte gemäß Sirih mit Tabak gereicht. Und kaum waren sie etwas zur Ruhe gekom-men, so traten auch schon die vornehmsten der Christen, Solago und ein erwachsener Sohn seines Bruders Fadoli, auf und hielten diesen ihren Landsleuten eine Predigt, in der sie dieselben zur Annahme des Christentums aufforderten. Sie wiesen dabei auf sich hin und sagten etwa: „Seht, wir waren doch vor kurzem noch gerade so wie ihr, wir verübten Raub und Mord und führten Krieg. Nun aber ist der Missionar zu uns gekommen und wir haben gelernt einzusehen, daß das alles nicht tauge; wir haben unseren Sinn geändert und sind neue Menschen geworden. Nun kommt ihr doch auch zu uns herüber und werdet wie wir. Wir wollen uns dann nicht mehr unter einander berauben und morden, sondern uns lieb haben." Sie redeten so, daß wir kaum etwas hinzuzusetzen hatten und daß wir unsere herzliche Freude daran haben konnten. Und das sind Leute, die vor ein paar Jahren noch wilde Heiden waren, zu denen sich ihre eigenen Volksgenossen kaum hinauswagten. Ja, „das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unseren Augen!"

Nun gab es noch allerlei zu verhandeln, besonders über einen bösen Mörder, der mit uns dort war und der 23 Morde auf dem Gewissen haben sollte. Es sollte ihm wenigstens noch eine Buße aufgelegt werden. Nun war schon viel hin und her geredet worden, während der eigentliche Häuptling, Fadoli, noch ruhig dabei saß und sich mit seinem Fächer Luft zufächelte. Endlich forderte ich ihn auf, sich doch auch einmal zur Sache zu äußern, worauf er dann auch eine herzerquickende Rede hielt, in der er zuerst das Christentum und das neue Leben anpries, um dann seine Meinung in der Mordsache zu sagen. Wenn nun auch die Sache noch nicht zum Abschluß kam, so versicherte man uns doch, wir können ruhig heimreiten, sie komme *zustande.* Wir ließen dann satteln und ritten ab, aber bald sahen

Als letzte Station in jenem Westgebiete ist die auf einer der Nakko- (oder genauer Hinako-) Inselchen zu nennen, die Missionar Hoffmann im Jahre 1899 anlegte. Auch hier war von dem oftgenannten Fetero von Sirombu, der dort mancherlei Beziehungen hatte, schon tüchtig vorgearbeitet worden. Der eigentliche Stamm der Hinako-Inselbewohner besteht aus Fremdlingen, die vorzeiten, vermutlich von Celebes (Makassar) her, nach Nias eingewandert sind. Indessen unterscheiden sie sich heute nicht sehr wesentlich mehr, da sie auch die niass. Sprache sprechen und von ihrer Muttersprache nur noch dürftige Überreste erhalten sind. Vorteilhaft zeichnen sie sich aus durch eine etwas höhere Kultur in Kleidung und Haushalt, die auch schon durch ihre im allgemeinen größere Wohlhabenheit bedingt ist. Den relativen Reichtum erwerben sie durch ihre enormen Kokospalmen-Anpflanzungen, die auf den Koralleninselchen herrlich gedeihen, wogegen dort sonst nur wenige Kulturgewächse aufkommen. Der Volksstamm nennt sich Maru.

Nun ist leider vor 2 Geschlechtern ein Zweig desselben zum Mohammedanismus übergegangen und gerade in den Händen dieses Zweiges befindet sich die, wenn auch mehr oder weniger bestrittene, so doch von der holländischen Regierung soweit anerkannte Oberhäuptlingsschaft und vonseiten dieser erfuhr die Mission allerlei Anfechtungen und Schwierigkeiten. Indessen scheint es neuerdings schon besser zu gehen, nachdem die Regierung den Oberhäuptling, Mara'ali, mehr in seine Grenzen gewiesen und für die bisherigen Heiden, die nun schon mit Macht das Christentum annehmen, einen Christen als Häuptling anerkannt hat.

Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß die Inselchen so isoliert im Ozean liegen, wenn auch allerdings nicht allzu fern von der niass. Küste. Der Transport von Baumaterialien und der sonstigen Güter und auch die Fahrten des Missionars und seiner Leute waren und sind nicht ungefährlich, da die Brandung an der Küste des offenen indischen Ozeans sehr stark ist und auch die Verbindung der einzelnen Inselchen unter einander, Besuch der Gottesdienste usw., ist oft nicht leicht und nicht ohne Gefahr, ja kann sogar unmöglich werden.

Aber doch fand Missionar Hoffmann auch dort einen schönen Eingang und schon am Weihnachtsfeste 1900 konnte er die stattliche *Schar von* 128 Seelen taufen und so hat sich die Arbeit weiter ent-

immer weiter nach dem Süden vordringen können und immer mehr von den, bisher noch als „Wilde" bezeichneten Niassern gebeten werden Stationen bei ihnen anzulegen, entspringt dem Verlangen nach friedlicheren Zuständen und nach Schutz, den diese Leute von der Mission erhoffen. Sie sind des ewigen Mordens und der Räubereien müde und wissen nun, daß der Missionar so viel Respekt einflößt, daß sich die Räuber und Kopfjäger nicht mehr so heranwagen. Hiermit geht dann sofort ein Zweites Hand in Hand, was noch mehr Einfluß hat und das ist unsere medizinische Praxis. Krankheiten, besonders Malaria, Darmkrankheiten und Husten sind sehr häufig auf Nias und ganz besonders die erstere. Bisher suchte der Niasser seine Hilfe im Götzenopfer und glaubte dadurch Heilung zu finden, aber das ist eine kostspielige und dabei mindestens sehr unsichere Sache. Nun kommen wir mit unseren Arzeneien, und sie erhalten die Mittel gratis oder doch für nur ein paar Pfennige. Sie nehmen dieselben und sind in ein paar Tagen gesund. Dies sieht ein anderer, der eben noch den Götzen opferte, wobei der Kranke sich vor oder neben den Götzen hinstreckt und stirbt, ehe vielleicht noch der Ton der Trommel des Priesters verklungen ist. Dann sagt er sich: „Nein, jetzt ist es aber genug!" und er gibt den Götzen den Abschied und holt Arznei, womit dann verbunden ist, daß er auch den Gottesdienst besucht mit seiner Familie. Bald lassen sie sich für den Taufunterricht anschreiben und beginnen zu lernen und dann kommt ebenfalls bald die Erkenntnis, daß es sich nicht nur um leibliche Hilfe handele, und so werden sie keineswegs bloße „Arzeneichristen." Es muß nur auf diesem Wege zum Bruche mit dem Götzendienste und dem Heidentume kommen. Wenn wir die ärztliche Praxis nicht ausübten, dann würden wir schwerlich noch so weit sein, wie wir jetzt sind.

Aus diesem Grunde ist es zu bedauern, daß die Bemühungen, auch auf Nias eine eigentliche ärztliche Mission zu etablieren, nun schon zweimal fehlgeschlagen sind. Sollte sich vielleicht durch diese Zeilen ein stud. med., oder ein junger Arzt bewogen fühlen, mit in diese unsere herrliche Arbeit einzutreten, so würde es mich sehr freuen und der betreffende würde es schwerlich jemals bereuen.

Die Christianisierung der ganzen Insel Nias ist nur eine Frage der Zeit, d. h. wenn die holländ. Regierung uns weiter kräftig *unterstützt in* Bezug auf die Herstellung von Wegen in dem wege-

Dreihundert Millionen scheint uns eine der Wahrheit wohl am nächsten kommende Schätzung der Gesamtbevölkerung Chinas zu sein.[1]) Die Zahl derer, die wirklich lesen und schreiben können, steht aber, wie wir gleich sehen werden, in gar keinem Verhältnis zu dieser ungeheuren Bevölkerung. Der Stand der Bildung ist ja natürlich sehr verschieden in den verschiedenen Klassen, in den Städten anders wie auf dem Lande, in Nord-China wieder anders als in Mittel- und Süd-China. Es ist darum außerordentlich schwer eine im allgemeinen zutreffende Schätzung vorzunehmen. Schon darüber ist man sich nicht einig, was unter lesen und schreiben gemeint ist. Viele kennen die Formen und Töne einer beschränkten Anzahl von Zeichen und sind doch nicht imstande, den Sinn auch nur eines Satzes in einem ganz einfachen Buche wiederzugeben. Geschäftsleute und Handwerker haben sich in der Regel eine für ihren Beruf auskömmliche Anzahl von Zeichen angeeignet, mit deren Hilfe sie leidlich die Bücher führen und Rechnungen ausstellen können. Darüber hinaus sind sie aber kaum imstande etwas zu lesen oder zu schreiben. Man wird sagen dürfen, ein sicheres Kennzeichen, ob einer lesen kann oder nicht, ist die Fähigkeit, ein in leichtem Stile geschriebenes Buch über einen allgemeinen, nicht technischen Gegenstand so zu lesen, das man es versteht, und auch imstande ist, über das Gelesene Rechenschaft zu geben. Bücher, die einen besonderen Gegenstand behandeln, wie rein theologische und fachwissenschaftliche, enthalten in der Regel eine mehr oder weniger große Anzahl ungewöhnlicher und nicht selten ganz neuer Zeichen, mit denen selbst leidlich gute Leser einfach nichts anzufangen wissen. Hören wir was der bekannte amerikanische Missionar Dr. Martin über diesen Gegenstand sagt:

„Man hört nicht selten die Behauptung aufstellen, daß Schulbildung in China allgemein sei; ‚selbst Kulis lernen lesen und schreiben'. In einem gewissen Sinn ist das auch wahr, aber nicht in dem Sinn, den wir damit verbinden. In den alphabetischen Landessprachen (vernaculars) des Westens begreift die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben zugleich die Fähigkeit in sich, seine Gedanken durch die Feder auszusprechen und die Gedanken anderer, wenn sie so ausgesprochen sind, zu verstehen. Im Chinesischen, und besonders in der klassischen oder Buchsprache, begreift sie nichts dergleichen in sich. Ein Ladenbesitzer mag imstande sein, seine Bücher zu führen, ohne sonst etwas schreiben zu können, und ein Junge, der einige Jahre die Schule besucht hat, mag die Zeichen eines gewöhnlichen Buches fehlerlos lesen können und doch außer *stande* sein, den Sinn auch nur eines Satzes zu verstehen. Die Zahl derer,

1) Diese Zahl ist wohl zu niedrig. Vergl. A. M. Z. 1903, 48.

eine chinesische Autorität, einen einheimischen Gelehrten, Herrn Sun Kien-tsing, der sich kürzlich in der „Review of the Times“ (Wan Kwoh Kung Pao), einer in Shanghai erscheinenden Monatsschrift, folgendermaßen über das uns beschäftigende Problem ausgelassen hat. Herr Sun rechnet wie die meisten Chinesen mit einer höheren Bevölkerungsziffer. Er sagt:

„Von den 400 Millionen Bewohnern Chinas darf angenommen werden, daß annähernd 50 Millionen eine Bekanntschaft mit den Schriftzeichen gemacht haben; unter diesen 50 Millionen befinden sich aber kaum 20 Millionen, die wirklich Verständnis für das Gelesene zeigen und imstande wären eine Zeitung zu lesen; unter diesen 20 Millionen gibt es wohl kaum 5 Millionen, die wirklich die Feder zu führen oder einen Aufsatz zu schreiben und zu erklären fähig wären; und unter diesen 5 Millionen finden wir ferner kaum 100 000, die die Klassiker wirklich studiert, und von der chinesischen alten und neuen Geschichte auch nur mäßig Bescheid wüßten; unter diesen 100 000 mögen allenfalls 5000 sein, die sich eine leidliche Kenntnis fremder Sprachen angeeignet haben und über das, was man von der Geographie der 5 Erdteile wissen muß, Auskunft geben könnten; und unter diesen 5000 endlich dürften kaum hundert und etliche sein, bei denen ein eindringendes Verständnis für das, was unserem Lande wahrhaft frommt, wie es zu regieren und wie seine Wohlfahrt am besten zu befördern sei, vorausgesetzt werden könnte.“

So die Klage eines Chinesen. Wir sehen, die oben mitgeteilten Zahlenreihen sind nicht zu niedrig gegriffen. Auch Herr Sun wagt kaum mehr als 5 Millionen solcher anzunehmen, die wirklich imstande sind „die Feder zu führen“ oder „einen Aufsatz zu schreiben“, und höchstens 20 Millionen, die eine mehr als oberflächliche Bekanntschaft mit den Schriftzeichen gemacht haben, d. h. die auch verstehen was sie lesen. Die Differenz zwischen seiner Schätzung (20 Millionen) und der des Dr. Gibson (ca. 13 Millionen) verschwindet, wenn wir bedenken, daß der eine mit einer Bevölkerung von 400 Millionen rechnet, während der andere 100 Millionen weniger in Anschlag bringt.

So hätten wir denn gefunden, daß es in China kaum 13 Millionen Menschen gibt, die wirklich lesen und schreiben können. Und jeder wirkliche Kenner chinesischer Verhältnisse wird zugeben, daß bei dieser Berechnung den Chinesen kein Unrecht geschieht. Die Zahl der Analphabeten beträgt hiernach rund 287 Millionen.

Wie haben wir uns dieses auffallende Mißverhältnis *in einem* „Gelehrtenstaate“ wie China zu erklären? Die

Chinesen nie als Umgangssprache bedienen. Ihr Verhältnis zu den verschiedenen Umgangssprachen Chinas ist ungefähr dasselbe wie das des Lateinischen zu den Sprachen des südwestlichen Europas.

Vielleicht die Hälfte des lesenden Publikums in China, also ungefähr 7 Millionen, können durch Bücher, die im Mandarin-Dialekt abgefaßt sind, erreicht werden. Nun gibt es aber noch eine den Amoy-Dialekt sprechende Bevölkerung von ca. 8—10 Millionen, eine Futschau und Swatau sprechende Bevölkerung von je ca. 5—6 Millionen, eine Hakka-Bevölkerung von mehr als 6 Millionen und endlich das Kantonchinesisch (Punti), das von 10 und etlichen Millionen gesprochen wird. Diese alle wissen mit der sogen. Mandarinliteratur nichts anzufangen. Sie alle haben, mit Ausnahme des Kantonesischen keine der Umgangssprache entsprechende Schriftsprache. Einheimische Gelehrte haben sogar behauptet, es sei unmöglich, die verschiedenen Landessprachen in Schriftchinesisch zu bringen. Es existierte darum auch außer in Mandarin und Kantonesisch bis vor kurzem keine eigentliche Volksliteratur.

Was einheimische Gelehrte für unmöglich gehalten haben, haben Fremde zustande gebracht. Sie haben nicht nur das Mandarin und Kantonesisch als Schriftsprache weiter kultiviert und ausgebaut, sondern auch für die anderen Umgangssprachen wie Amoy, Futschau usw. eine Literatur geschaffen, und sich dadurch ein großes Verdienst um die allgemeine und religiöse Volksbildung erworben.

Es war früher Mode, die Bemühungen der Missionare, die heilige Schrift in die verschiedenen Volkssprachen Chinas zu übersetzen, mitleidig zu belächeln, oder gar mit scharfen Worten zu tadeln Selbst unter den Missionaren gab es solche, die es unter ihrer Würde fanden, an Sonntagen den Text aus der in der Umgangssprache geschriebenen Bibel vorzulesen, da diese wohl gut genug sei für Frauen und Kinder und für junge Ankömmlinge, die der Sprache noch nicht mächtig seien, nicht aber für solche, die Verständnis und Geschmack an der Buchsprache gewonnen hätten. Es ist hohe Zeit, daß mit diesem abgeschmackten Vorurteil endlich aufgeräumt werde. Nicht als ob wir für die Eleganz und den Rythmus, sowie für die unvergleichliche Prägnanz der chinesischen Buchsprache keinen Sinn hätten. Im Gegenteil. Wir halten sie für nützlich und angebracht an ihrem *Platz und glauben*, daß sie ihren Platz behaupten wird für rein *literarische und* Regierungszwecke. Sie ist aber, wie eine mehr als

Ähnliches erhoffen wir für China, wenn erst einmal die Führer des Volks, die Literaten, vom hohen Roß herunterzusteigen gelernt haben und zu der Einsicht gelangt sind, daß die Sprache des Landes, deren sie sich selber im täglichen Verkehr bedienen, keineswegs nur gut genug ist für „Frauen und Kinder", sobald es sich um Literatur und Volksaufklärung handelt.

Erfreulicherweise fehlt es in diesen Kreisen nicht ganz an Vorboten eines derartigen Umschwungs. Vor mir liegt eine Nummer des „South China Collegian" (Leng Nam Hok Shang Kai), einer in Kanton seit Jahresfrist erscheinenden biliteralen Monatsschrift, in welcher Herr Tschung Wing Kwong, Professor des chinesischen Departements im „Christian College" in Macao, in einem längeren Artikel Reformvorschläge in bezug auf die geschriebene Sprache bringt. Herr Tschung Wing Kwong legt es den einheimischen Gelehrten dringend ans Herz, sich des Gebrauches altertümlicher, das Verständnis erschwerender Zeichen zu enthalten, sich eines einfacheren und weniger prätentiösen Stiles zu befleißigen; den alten Zopf, von rechts nach links zu schreiben, zu beseitigen und dafür die europäische, natürlichere Weise von links nach rechts zu schreiben zu adoptieren; grammatische Regeln beim Gebrauch von Perioden uhd Satzteilen anzuwenden und ein Interpuuktionssystem, ähnlich dem europäischen einzuführen. Auch er klagt über den beschämenden Mangel an allgemeiner Bildung in China, und findet die Schuld dieses Mangels in dem herrschenden Schulsystem, das einen nach „zehnjährigem Studium und mühevoller Aneignung von mehr als 4000 Schriftzeichen noch nicht einmal in den Stand setze, beliebigen Gebrauch von der Schriftsprache zu machen"; und auch er muß eingestehen, daß „unter 10 Erwachsenen in China kaum einer oder zwei Vertrautheit mit den Zeichen zeige und fähig sei die Feder zu führen."

Es ist nicht mehr wie billig, zu verlangen, daß vernunftbegabte Wesen schreiben wie sie sprechen, wie das auch in allen wahrhaft zivilisierten Ländern geschieht. Japan und China, sowie diejenigen asiatischen Länder, die unter chinesischem Einfluß stehen, bilden allein eine Ausnahme. Es ist interessant und lehrreich zu sehen wie das in früherer Zeit von China in so vielen Stücken abhängige Japan sich allmählich immer mehr vom chinesischen Einfluß frei zu machen gewußt hat. In Japan haben früher die chinesischen Schrift-

zeichen auf dem Gebiet der Literatur die Alleinherrschaft behauptet,

Diese mit den Jahren zunehmende Bewegung in Japan kann uns in China nicht gleichgiltig lassen. Wenn eine solche Vereinfachung in Japan, welches schon ein verhältnismäßig einfaches phonetisches System hatte, so ist das Bedürfnis für China noch hundertmal größer. Die Frage, auf die wir aber hier nicht näher eingehen können, ist nur die: sollen wir es uns angelegen sein lassen, die Landessprachen in Wort und Schrift (chines. Zeichenschrift) wie bisher weiter zu pflegen, oder sollen wir dem rein alphabetischen System den Vorzug geben? Für die Beibehaltung der chinesischen Zeichenschrift auch für die gesprochene Sprache spricht der Umstand, daß wir damit den Chinesen nichts Fremdes aufdrängen. Die hierfür erforderlichen Schriftzeichen lassen sich in verhältnismäßig kurzer Zeit erlernen. Gegen ein rein alphabetisches System ist öfters der Einwand erhoben worden, daß die Anwendung desselben unserer religiösen Unterweisung einen fremden Anstrich gebe. Dasselbe könnte ja aber auch gegen die Verwendung von fremden Missionaren eingewendet werden. Die Tatsache, daß selbst ältere Frauen aus dem Volke in einigen Monaten sich die Fähigkeit angeeignet haben, in Büchern mit römischen Lettern fließend zu lesen, und die weitere Tatsache, daß in immer weiteren Kreisen, ähnlich wie in Japan, Propaganda gemacht wird für diese Methode, sowie endlich der Umstand, daß in manchen Gegenden neben der Bibel alten und neuen Testaments, Bunyans Pilgerreise und schon eine beträchtliche Anzahl christlicher Bücher: Katechismen, Lehrbücher und selbst Zeitschriften in römischer Buchstabenschrift vorhanden sind, das alles scheint doch dafür zu sprechen, daß dem alphabetischen System ein Platz gesichert ist in China. Mögen beide Schreibweisen im Verein mit der uralten Buchsprache einen löblichen Wetteifer entfalten, um die ihnen gestellte Aufgabe, deren Lösung dem Konfuzianismus und dem herrschenden Regierungssystem so schlecht gelungen ist, zu bewältigen, aus den 300 Millionen Chinas eine lesende Nation zu machen!

Eine Missionskantate.

Beurteilt von R. Grundemann.

„Die Kunst und die Mission" ist ein leider noch viel zu *wenig* angebautes Gebiet, obgleich jeder Kundige sich sagen muß,

desselben gesungen wird, gleicht einem beliebigen Bilde, das der Maler in einen Missionsbazar gegeben hat. Dadurch ist es noch kein Missionsbild geworden.

Der erste Versuch auf dem Felde wirklicher Missions-Kunstmusik ist meines Wissens bei Gelegenheit des 50jährigen Jubelfestes der norwegischen Missionsgesellschaft in Stavanger, 1892, gemacht worden.

Dort wurde in der Domkirche eine Festkantate aufgeführt. Der Chor beginnt nach kurzem, aufsteigendem Orgelpräludium mit dem „Trishagion". Darauf erklingt in einem Männersolo der Ruf des Herrn an die erlöste Menschheit. Frauenstimmen schilderten uns dann das heidnische Elend von verschiedenen Missionsfeldern, dreimal unterbrochen durch den immer verstärkten Ruf des Chors: „Komm herüber und hilf uns." Darauf wird die halbhundertjährige Arbeit der norwegischen Mission im Sululande und Madagaskar im Rezitativ dargelegt. Männerstimmen lassen den Dank von beiden Missionsfeldern erklingen. Der Schlußchor gibt das in ein Halleluja ausklingende Te Deum, das durch ein Orgelpräludium zum Gemeindegesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott" übergeleitet wird.

Die Kantate ist geschickt angelegt, in manchen Stücken gelungen und wirksam. Anderes aber ist verfehlt, namentlich die Schilderung des heidnischen Elends. Hier begnügte sich der Dichter mit Berührung einiger Gemeinplätze, wie sie sich in der Vorstellung der Missionsgemeinde unter unzureichender Berichterstattung ausgebildet hatten. Eine zutreffende lebenswahre Darstellung wird damit nicht erreicht. — Dann aber ist so eine Festkantate wie eine Eintagsfliege. Sie ist ad hoc gedichtet und komponiert. Für andere Orte und zu anderen Zeiten ist sie nicht verwendbar. Ob sie in Norwegen nach entsprechender Umarbeitung später noch bei anderen Gelegenheiten Verwendung gefunden hat, habe ich nicht erfahren. Daß sie auch in andern evangelischen Ländern, etwa in Deutschland, im Dienste der Mission gebraucht werden könne, war völlig ausgeschlossen. Mir aber klang manches aus der Festkantate lange in den Ohren und durch den Sinn. Das Verlangen, den Missionsgedanken in gediegener Kunstmusik zum Ausdruck zu bringen, regte sich mächtig. Ich habe versucht dazu etwas zu tun, bin aber über die ersten Vorbereitungen nicht hinausgekommen. Vor allen Dingen galt es einen der Aufgabe gewachsenen Musiker zu finden. Ich wußte einen, zu dem ich volles Zutrauen haben konnte, daß er der Aufgabe nicht *ablehnend* entgegentreten und daß er sie bestens lösen werde. Das *war Albert Becker*. Ich sagte ihm aber noch nichts davon. Erst

gebenen Erdkugel zuschwebt, in der Hand die Rolle mit Joh. III, 16.. Darüber sieht man etwas unvermittelt noch einmal die Erde in kleinerem Maßstabe mit der englischen Inschrift: Christ for the world.. Unten dagegen ist ein typisches Bild eingeschoben, das die Sehnsucht der Heiden nach Hilfe an einem aus Afrika genommenen Beispiele veranschaulicht. — Der Text ist verfaßt von L. Kupérus, dem Sekretär des Java-Komitee; die Musik lieferte J. B. Koelmann, Organist der Neuen Kirche zu Amsterdam. Verleger ist die Buchhandlung zu Neerbosch. Neben dem holländischen Text ist englische und deutsche Übersetzung beigefügt.

Leider genügt eine kurze Durchsicht, um die auf das Tonstück gesetzten Erwartungen zu enttäuschen. Es besteht aus folgenden Teilen:

1. Orgelpräludium.
2. die Klage der Javaner:

Er: „Wo find' ich Frieden und Ruh fürs Herz?
Wo find ich Balsam für Seelenschmerz?"
Sie: „Wo find' ich Hilfe in Sterbensnot?
Wo find' ich Leben, entflieh dem Tod?"

3. Chor der mohammedanischen Priester:

„Allah ist groß und Moh. ꝛc. — Kämpft für Moh. — Wetzt euer Schwert und kämpft für Moh. — Ihm fließ zur Ehre der Christenheit Blut ꝛc."

4. Antwort der Javaner:

Er: „Ich richt'[1]) zu Moh. flehend mein Lied, —
Las im Koran, fand keinen Fried'.
Ach, wenn ihr Christen die Seligkeit kennt,
Kommt 'rüber :.: und seht mein Elend."
Sie: „Tausenden bleibt nur ein angstvoller Tod,
Christen, o kommt doch, zu groß ist die Not."

5. Chor der Javaner:

„Doch sieh, wer lenkt zu uns den Schritt?
Wer bringt ein trostvoll Wort?
Erhört hat Allah meine Bitt'
An seinem Gnadenort.
Dein Knecht spricht mir vom Heil so groß,
Durch Deinen Sohn bereit't,
Von Deiner Liebe schrankenlos,
Die bleibt in Ewigkeit."

6. Duett:

Er: „Fahr Christ in deiner Rede fort ꝛc."

---

1) Sollte eigentlich sein: „richtete."

Es fehlen aber neue musikalische Gedanken und eine charakteristische Tonsprache, z. B. den Chor fanatischer Mohammedaner mit dem Kirchenschluß ausklingen zu lassen, ist gewiß ein Mißgriff. Die Melodie zu Anfang von Nr. 6 ist dem Adagio aus Beethovens V. Symphonie entnommen. Im Ganzen würde die Komposition schwerlich auf die Musikfreunde einen solchen Eindruck machen, der imstande wäre, sie für die Mission zu erwärmen.

Also warten wir weiter auf einen Versuch, Mission und Kunstmusik zu vermählen, dem es besser gelingen möge, als den bisherigen.

Der Tod des Erstgeborenen.

Ein Blick in die Seele eines gebildeten Negers der Vereinigten Staaten.

(Aus dem Buche von W. E. Burghardt Dubois, Professor an der Universität in Atalanta: „Die Seelen des schwarzen Volkes.")

Von Missionsdirektor D. Buchner.

Vorbemerkung. Von höchstem Interesse, namentlich für den Missionsfreund, ist die Entwicklung der frei gewordenen Neger in Amerika, denn aus ihr wird sich eine sichere Beurteilung der Fähigkeiten und der voraussichtlichen Erfolge der schwarzen Rasse überhaupt für uns ergeben. So viel ist gewiß, daß in steigendem Maße in den letzten Jahren eine Hebung auf allen Gebieten sich unter den amerikanischen Negern anzubahnen beginnt. Sowohl auf dem agrikulturellen als auf dem merkantilen und nicht zuletzt auf dem der niederen und höheren Volkserziehung wird eine solche von ihrer vielen in planmäßiger Weise und nicht ohne Erfolge erstrebt. Unter den Führern dieser Bewegung stehen neben manchen anderen vornehmlich zwei Männer an der Spitze, Booker Washington und Professor Dubois. Beide sind charakteristische Persönlichkeiten, erfüllt von Begeisterung für ihre Rasse, beide voll glühendem Eifer, sie zu heben und den Weißen gleich zu stellen. Dabei unterscheiden sie sich aber sehr bestimmt von einander und ergänzen sich gegenseitig. Während Booker Washington als Ziel vorschwebt, die Ver*einigung der Rassen* dadurch zu erreichen, daß der Neger dem Weißen

Ich fragte mich neugierig, wie er aussehe, was er empfinden möchte, wie seine Augen seien und ob er Locken habe oder nicht. Und ich dachte mit Ehrfurcht an sie, die mit dem Tode gekämpft hatte, um ein menschliches Wesen aus ihrem eigenen Sein entspringen zu lassen, während ich unbekümmert umherstreifte. Ich eilte zu meinem Weibe und zu meinem Kinde, halb staunend mir immer wiederholend: Weib und Kind? Weib und Kind?, eilte schnell und schneller als Dampfschiff und Schnellzug, und mußte doch ungeduldig auf sie warten, fort von der geräuschvollen Stadt, fort von der schimmernden See zu meinen heimatlichen Berkshire-Hügeln, die einsam Wache halten an den Toren Massachusetts.

Die Treppen hinauf stürzte ich zu der blassen Mutter und dem wimmernden Kindlein, in das Heiligtum, da auf mein Geheiß ein Leben sich auf dem Altar zum Opfer erboten, um ein anderes Leben zu gewinnen und es gewonnen hatte. Was ist dieses winzige, so gestaltlose Ding, diese neugeborne Klage einer unbekannten Welt, nur Kopf und Stimme? Ich berühre es neugierig und beobachte verlegen sein Blinzeln, Atmen und Niesen. Ich liebte es damals noch nicht, es schien mir ein lächerliches Ding, es zu lieben; sie liebte ich, mein Mutter gewordenes Mädchen, die ich nun entfaltet und entwickelt sah, wie den jungen Morgen — das verklärte Weib.

Durch sie lernte ich das winzige Ding lieben, als es erstarkte und kräftig heranwuchs, als seine kleine Seele sich entfaltete in Zwitschern, Schreien und halben Worten, als seine Augen den Glanz und das Feuer des Lebens wieder zu spiegeln begannen. Wie schön es war mit seinem olivenartigen Teint, dunkeln und doch goldigen Locken, seinen Augen, die ein Gemisch von Braun und Blau waren, seinen wohlgeformten Gliedern, und der sanften üppigen Rundung, welche das Blut Afrikas über seine Züge ausgegossen. Ich hielt ihn in meinen Armen, nachdem wir in unser fernes südliches Heim geeilt waren, hielt ihn und schaute auf die heiße, rote Erde Georgias und die leblose Stadt auf hundert Hügeln und fühlte eine unbestimmte Unruhe in mir. Warum schimmert dein Haar golden? Ein übles Vorzeichen war goldenes Haar für mein Leben. Warum hatte das Braun in den Augen nicht das Blau vernichtet und ertötet; denn braun waren seines Vaters und seiner Großväter Augen. Und so sah ich in diesem Land, da die Farbe die Grenzlinie zwischen den Menschen zieht, den Schatten des Schleiers, der auf mein Kind fiel. Unter dem Schleier ist er geboren, sagte ich mir, und unter dem Schleier wird er leben, ein Neger und eines Negers Sohn. In seinem kleinen Kopf wohnt — ach — schon der ungebrochene Stolz einer geächteten Rasse, die kleinen mit Grübchen bedeckten Hände fassen schon die nicht hoffnungslose, wohl aber wenig versprechende Hoffnung, und mit den hellen, verwundert drein schauenden Augen, die in meine Seele hineinschauen, sieht er ein Land, dessen Bürgerrecht für uns ein Hohn, dessen Freiheit für uns eine Lüge ist. Ich sah den Schatten des Schleiers, wie er sich über mein Kind senkte, ich sah die kalte Stadt auf blutrotem Lande. Ich legte meine Wange an seine kleine Wange, ich zeigte ihm die Sternlein und die aufflammenden Lichter und sänftigte mit einem Abendlied den stummen Jammer meines Lebens.

Ich eile nicht fort. Mich verlangt nach Arbeit. Ich lechze nach einem Leben voll Kampf und Streit. Ich bin kein Feigling, vor der Gewalt des tosenden Stromes zurück zu schrecken noch zu verzagen vor dem schrecklichen Schatten des Schleiers. Aber, o Tod! Ist nicht mein Leben hart genug, ist nicht das öde Land, das mich mit seinem höhnischen Gewebe umschlingt, kalt genug, ist nicht all das Leben jenseits dieser kleinen Wände erbarmungslos genug, daß du hier eintreten mußtest, o Tod? Über mein Haupt raste der Sturm dahin mit herzloser Stimme, und der sturmgepeitschte Wald hallt wider von den Flüchen des Schwachen, aber was kümmerte mich das in meinem Heim neben meinem Weibe und herzigen Knaben? Warst du so eifersüchtig auf dies eine kleine Fleckchen voll Glück, daß du hier eintreten mußtest, o Tod?

Ein reiches Leben war das seine gewesen, alles Freude und Liebe, dazwischen Tränen, um es noch schöner zu machen, süß wie ein Sommertag am Ufer des Stromes. Die Leute liebten ihn, die Frauen küßten seine Locken, die Männer sahen ernst in seine wundervollen Augen, die Kinder umschmeichelten ihn. Noch sehe ich ihn, wie er, wie der Himmel, vom hellen Gelächter zum finstern Stirnrunzeln, zur staunenden Bewunderung der Welt hinüber sprang. Er kannte noch keine Farbenlinie, armer Kleiner, und der Schleier, obwohl sein Schatten auf ihm lag, hatte doch noch nicht ihm die Hälfte der Sonne verdunkelt. Er liebte die weiße Amme, er liebte sein schwarzes Kindermädchen, und in seiner kleinen Welt gab es nur Seelen ohne Kleider und Farbe. Ich — ja alle — wurden größer und reiner durch die unendliche Erhabenheit jenes einen kleinen Lebens. Sie, die in einfacher Klarheit des Schauens jenseits der Sterne sah, sagte: Er wird dort glücklich sein, er liebte immer schöne Dinge. Und ich Unwissender und Blinder, blind durch das Gewebe meiner eigenen Weisheit, sitze allein, spinne Worte und murmele: Wenn er noch ist und er ist dort, und es gibt ein Dort, laß ihn glücklich sein, o Schicksal!

Schön war der Morgen seines Begräbnistages mit Vogelsang und duftenden Blumen. Die Bäume flüsterten mit dem Gras, aber die Kinder saßen stumm. Und doch schien es ein geisterhaft unwirklicher Tag, ein Scheinwesen des Lebens. Mich dünkte, wir schlichen eine unbekannte Straße hinunter hinter einem Bündel von Rosensträußen, in unsere Ohren tönte etwas wie Gesang. Um uns rasselte die geschäftige Stadt; sie sagten nicht viel jene bleichgesichtigen eiligen Männer und Frauen, sie sagten nicht viel — sie schauten hin und sagten: Niggers!

Wir konnten ihn nicht in Georgia in die Erde senken, denn die Erde ist dort merkwürdig rot; so trugen wir ihn nach Norden mit den Blumen und seinen kleinen gefalteten Händen. Umsonst, umsonst, denn wo, mein Gott, wo soll mein schwarzes Kindlein ruhn, wo wirklich Achtung wohnt und Güte und Freiheit, die Freiheit ist?

Den ganzen Tag über und die folgende Nacht bewegte mein Herz eine schmerzliche Freude; ach tadelt mich nicht, wenn mir die Welt durch den Schleier hindurch schwarz erscheint, und meine Seele raunt mir immer wieder zu:

man sie Kanso-Utschimuras Buche: „Wie ich ein Christ wurde", an die Seite stellen. Es fällt uns schwer, einen Einblick in die Vorgänge zu gewinnen, unter denen ein Heide zu einem Christen wird. Früher wurde in Missionskreisen die Ansicht gehegt, die auch noch jetzt in ausgedehntem Maße sich findet, nach der die Umwandlung eines Heidenchristen mit der Bekehrung eines Namenchristen in der alten Christenheit völlig gleich sein soll. Dem eingehenden Beobachter ist der Unterschied in vielen Fällen nicht mehr zweifelhaft. Aber es fehlt bis jetzt genügendes Material, um den wahren Sachverhalt genauer kennen zu lernen. Um so dankbarer müssen wir sein, wenn uns Heidenchristen. wie in den genannten beiden Schriften, einen Einblick in ihren inneren Werdegang geben. Die Benutzung einer Biographie, wie die Mukasas, erfordert allerdings einige Vorsicht, die näher zu erörtern hier der Raum fehlt. Sie ist in Baganda geschrieben und hier in Übersetzung des Archidiakon Walker mitgeteilt. Den heidnischen Zustand Mukasas lernt man nur aus der frühesten Jugend kennen. Er führt mehreres von seinem kindischen Aberglauben an mit der Versicherung, daß alles dies nur Wahnvorstellungen gewesen seien. Von seinem sittlichen Verhalten erfahren wir erst etwas, nachdem er als Page an den königlichen Hof gekommen. Dort herrschten unter seinen Kameraden viel Sünde und Schande. Nähere Angaben (außer der Trunksucht und Hanfrauchen) scheinen aus Zartgefühl vermieden zu sein. Mukasa hat sich von dem allen fern gehalten und den Spott, ja die Feindschaft, die ihn sogar mehrfach in Lebensgefahr brachte, auf sich genommen. Er war von seinen Verwandten gewarnt worden, daß er die Wassersucht bekommen und sterben würde, wenn er die Sünden mitmache. Jedenfalls bleibt die bewahrte Sittenreinheit mitten in heidnischer Umgebung etwas sehr merkwürdiges. Mit dem Christentum wurde er zunächst nur sehr äußerlich bekannt und spottete mit den anderen über seine Anhänger. Dann folgt eine lange Zeit, in der von religiöser Entwicklung kaum die Rede sein konnte. Auch die weiteren Einwirkungen der Mission, namentlich das Lesenlernen, scheinen ziemlich äußerlich geblieben zu sein. Nur die Beschreibung des Unterganges von Sodom machte einen tiefen Eindruck, der durch einen Traum verstärkt wurde. Darauf suchte Mukasa weiter Unterweisung bei verschiedenen eingeborenen Christen, aber nicht öffentlich. Sein Leben wurde, wie es scheint, durch die gewaltigen politischen Umwälzungen beherrscht, in denen auch schon die evangelischen und katholischen Baganda eine wichtige Rolle spielten. Dabei kam er öfter heimlich zu den Missionaren; aber er sagt selbst, daß er ihre Lehre nicht verstanden habe. Auf den Rat eines Freundes lernte er die Tauffragen auswendig und wurde mit andern getauft. Er bekam den Namen Ham. Erst nach Jahren scheint eine schwere Verwundung im Kampfe eine ernste Einkehr bei ihm bewirkt zu haben. Damals rang er mit der Versuchung zum Selbstmord, die er glücklich überwand. In der Zeit der Genesung aber hatte er viel zu leiden von der eignen bösen Lust. Das berauschende Bananenbier, das ihn verführte, gab er schließlich ganz auf und wurde Teetotaler. Von anderen Sünden hielt ihn die Gegenwart anderer Christen ab. Weiterhin las er viel im A. T. und 1892 hatte er viel Verkehr *mit Missionar* Walker und Ashe, die sich seiner besonders liebevoll annahmen. *Von der Auslegung* der Offenbarung Johannis verstand er freilich nicht viel.

sogar teils ganz Törichtes ja Widersinniges fordern. An sich verdiente ja der Gesetzentwurf keine besondere Widerlegung; aber bei dem Mangel an Missions-Kenntnis und -Verständnis, der leider im großen deutschen Publikum noch immer herrscht, hat D. Buchner ein gut Werk mit seiner Beleuchtung desselben getan und ich möchte nur wünschen, daß sie auch wirklich in diejenigen kolonialen Kreise hineinkommt, für welche sie bestimmt ist.

4. **Schlunk**: „François Coillard und die Mission am oberen Sambesi." Mit Porträt, 15 Abbildungen und 7 Karten. Gütersloh. 1904. 2.50, geb. 3 Mk.

Ein willkommenes Buch über einen der großen Missionare der Gegenwart. Zweifellos wird seitens der Pariser M.-G. eine umfassendere Biographie über ihn erscheinen als der deutsche Biograph geliefert hat, der sich wesentlich (im Anschluß an Coillards großes und malerisch geschriebenes Werk: Sur le Haut'n Zambèze, voyager et travaux de mission. 1898) auf seine Missionstätigkeit am oberen Sambesi beschränkt, nur kurz der vorhergegangenen Arbeit unter den Basuto und der tiefgreifenden Beeinflussung der heimatlichen Missionskreise besonders gelegentlich der Urlaubsreisen gedenkend. Unterdes freuen wir uns der Gabe des Verfassers, durch die er in den Beginn, Betrieb und Erfolg dieser leidensreichen, an Geduld und Selbstopferung heroischen Mission einen mehr als oberflächlichen Einblick gegeben hat. Die Sambesi-Mission ist noch wenig bekannt in Deutschland; möchte es dem Verfasser gelingen, für sie selbst und für ihren nun heimgegangenen glaubensstarken Führer die Herzen zu erwärmen. Allerdings hat Coillard, wie auch das Schlußkapitel nicht verschweigt, nicht immer mit missionarischer Nüchternheit und Weisheit gehandelt, aber er gehörte zu den Leuten, die Feuer anzünden auf Erden und die nicht bloß durch ihr Wort sondern durch ihr persönliches Leben, Leiden, Lieben epochemachende Erscheinungen sind. — Die beigegebene große Karte ermöglicht die speziellste geographische Orientierung. Unter den meist nicht übeln Bildern sind die Porträts von Herrn und Frau Coillard die schönste Zierde des empfehlenswerten Buchs. Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Inhalt.

Seite

Die Zahl der Analphabeten in China. Von Miss. Genähr 543
Der Tod des Erstgeborenen. Ein Blick in das Herz eines gebildeten Negers der Vereinigten Staaten. Von D. Buchner 558

Missionsrundschauen.

Indien. Von P. J. Richter 35, 92, 149
Japan. Von P. Raeder 323, 380, 429, 465, 514
Missionschronik. Vom Herausgeber . . 43, 99, 205, 250, 386, 478, 524

II. Missionstheoretisches und Apologetisches.

Die Bibel, das Buch der Menschheit. Von Prof. D. Kähler . . 49, 105
Joh. XII, 24. Durch Sterben zum Wirken. Von Prof. D. Lütgert 161
Der Aufstand der Herero und die Angriffe auf die Mission. Vom Herausgeber 194
Malariaverhütung. Was können und sollen Missionare tun, um sich möglichst vor der Malaria zu schützen? Von Missionar Bamler . . 221
Ein Urteil über die Mission, welches niedrig gehängt werden muß. Vom Herausgeber 293
Der deutsche Kolonialbund als Missions-Gesetzgeber. Vom Herausgeber. 297
Paulus als Kollektant. Von P. Zeller 304
Sven Hedin und die Mission. Von Prediger Bechler 373
Durch „törichte" Predigt. Vortrag des Bischofs von Viktoria auf der Missionars-Konferenz in Hongkong 453
Eine Missionskantate. Von D. Grundemann 552

III. Religionsgeschichtliches.

Der batakische Ahnen- und Geisterkult. Von Miss. Joh. Warneck . 3, 65

IV. Missionsliteratur.

Afrika in Wort und Bild mit besonderer Berücksichtigung der evangelischen Missionsarbeit 104
Basler Missionsstudien 208, 436
Beach: India and Christian opportunity 296
Bechler: Unabhängigkeitsbewegungen der Farbigen in Südafrika . . 208
Bilder aus Deutsch-Südwestafrika 208
Böhmer-Romundt: Die Jesuiten. Eine historische Skizze 295
Brockhaus: Konversations-Lexikon 48
Buchner: Die Mission und die staatlichen Behörden in den Kolonien . 567
Christlicher Volkskalender 1905 435
Ernst: Zur Gelben Gefahr nebst Schlußbemerkungen zur Missionsfrage 527
Geschichten und Bilder aus der Mission 208
Grundemann: Dornen und Ähren Nr. 15 und 16 208
Hamilton: Korea, das Land des Morgenrotes 252

Inhalt.

Seite

Stosch: Das Heidentum als religiöses Problem in missionswissenschaftlichen Umrissen 102
von Stülpnagel, Hedwig: Deutsche Frauen-Mission im Orient . . 295
Utschimura: Wie ich ein Christ wurde 252
Wurm: Handbuch der Religionsgeschichte 479
Würz: Die mohammedanische Gefahr in Westafrika 208
Zehme: Die Lehre von der Seelenwanderung in ihrer Bedeutung für das religiös-sittliche Leben des Inders 47
Zehme: Die tamulische Singpredigt 47

V. Beiblatt. Missionsbiographisches.

Bilder aus der Geschichte und Arbeit der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft. Von P. P. Richter 1
John Williams, der Missionar der Südsee. Von P. Strümpfel . . 17
James Calvert, der Witi-Missionar. Von D. Kurze 33
Der Südseemissionar A. W. Murray. Von D. Kurze 53
Ein Blick in die Taufpraxis der Weißen Väter in Uganda 71
Der Südseemissionar Dr. George Turner. Von D. Kurze 73
John G. Paton, Missionar auf den Neu-Hebriden. Von P. adj. Thomä 89
Der Mord auf der Gazellen-Halbinsel 106

Bibelgesellschaften, japan., 515.
Bickel, Kapitän, 471.
Bird, Miß, 417.
Birkelund, Miss., 472.
Birsa, David, falscher Prophet, 93.
Blantyre, Miss.-Stat., 215.
Bögner, Missions-Dir., 125 ff., 166 ff., 249.
Bombay, Präsidentschaft, 149, 278.
Bonin-Inseln, 470.
Booth, Dr., Miss.-Arzt, 214.
Borchgrevink, Dr., Sup., 193, 217.
Borgen, Miss., 500.
Bosibona, Miss.-Stat., 485.
Bouso, Miss.-Stat., 486.
Braithwaide, George, Rev., 334.
Brayton, D., Miss., 156.
Brewer, Miß E. M., 251.
Brittau, Miß, 419.
Brokaw, Miss., 330.
Brown, Dr., Edith, Miss.-Aerztin, 273, 425.
Bruce, Miss., 252.
Brune, Miss., 441.
Buchner, D., L., 393 ff., 558 ff.
—, Max, Bbl. 107 f.
Bullen, Miss., Bbl. 59.
Buzarott, Miss., Bbl. 24, 54.
Byrde, Miss., 252.

Cairns, Rev., 515.
Calvert, James, Miss., Bbl. 33 ff.
Cargill, Dav., Miss., Bbl. 34 f.
Carlyle, Th., Geschichtsphilos., 110 f.
Ceylon 155, 279.
Chainpur, Miss.-Stat., 92.
Charles, Thomas, Pfr., Bbl. 1 ff.
Chatterton, Dr. Eyre, Bisch., 40.
China 206, 287, 543 ff.
Cho, Miss.-Gehilfe, Bbl. 65.
Christ, D., 171.
Christlieb, D., 343.
Circle City (Alaska), Hospital, 342.
Clarke, Dr., Rob., Miss., 97 f.
Coillard, Franz, Miss., 389 f.
Colombo, Miss.-Stat., 152.
Cook, Dr., Arzt, 101.
—, Dr. Dr., Brüder, Miss.-Aerzte, 216.
Cooke, Miß, Missionarin, 412 ff.
Copleston, Bisch., 40.
Cornisch, Kestell, Rev., 140.
Cosand, J., Quäker, 475.
Cowman, Miss., unabhäng., 515.
Crosby, Frl., Miss., 433.
Croß, William, Miss., Bbl. 34.
Cuendet, Miss., 46.
Cullen Point, Miss.-Stat., 289.
Cuningham, Miss., Bbl. 31.
Curzon, Lord, Vizekönig, 149.

Dahana, Miss.-Stat., 482.
Dahle, Miss.-Direktor, 102, 179, 193 ff.
Damaskus, Miss.-Hospit., 219.
Damiens, Pater, 341.
Dannert, Miss., 388.
Darnley, Insel, Bbl. 61, 70.
Dauan, Insel, Bbl. 61.
David, Landprediger, 156.
Davies, Rob., Groß-Industrieller, 94.
Davis, Miss., 149.
Dehra, Aussätz.-Asyl, 279.
Dempwolff, Dr., Stabsarzt, 222.
Denninger, Miss., 482.
Dera Ghazi Khan, miss.-ärztl. Stat., 273.
Dera Ismail Khan, miss.-ärztl. Stat., 273.
Deschamps, General, 128 f.
Dewasahayam, ausgetretener Katechist, 151.
Dharmapala, General-Sekr. 269.
Doremus, Miß, 419.
Dornsaft, Miss., 541.
Dowkontt, Dr., 209.
Drei-Jahres-Unternehmung für China, 100.
Dschakschakarta, miss.-ärztl. Stat., 286.
Dschalapur, miss.-ärztl. Stat., 273.
Dschammalamadugu, miss.-ärztl. Stat., 276
Dschodhpur, Miss.-Hospital, 99.
Dschorhat, Miss.-Stat., 93.
Dubois, Prof., 558 f.
Duff, Dr., 415.
Dufferin, Lady, 271, 424.
Durban, miss.-ärztl. Stat., 214. Bbl. 51.
Duta, Henry Wright, Rev., eingeb. Pred., 251.

Ebina, Rev., japan. Pred., 325.
Ebo von Rheims, Erzbisch., 349 ff.
Eddie, Frl. Dr. Mary Pierson, 218.
Eichhorn, Frau Minister, 414.
Ekman, Dr., 390.
Eliasy, madagass. Past., 192.
Elim (Transvaal), miss.-ärztl. Stat., 214.
Elliot, Sir Charles, Goubern., 94.
Elmslie, Dr., Miss.-Arzt, 215, 272.
Eman, Beamter, 492.
Eneri, Miss.-Gehilfe, Bbl. 69.
Erromanga, Bbl. 31, 96.
Escande, Benj., Miss., 134 f.
Espiritu Santo, Insel, 341.

Faber, Miss., 206.

Honau, Prov., 338.
Hongkong 282.
Hughes, Baptistenpred., Bbl. 3.
Huhold, Frl., Miss., 474.
Hume, Dr. R. A., Miss., 36
Humene, Miss.-Stat., 481 ff.
Hunan, Prov., 251 f., 286.
Hunt, J., Miss, Bbl. 33 ff.
Huntley, Dr., Miss. und Arzt, 97, 274.
Hupe, Prov., 285.
Hutton, Miss.-Arzt, 342.
Hyderabad 278.

Jagger, T. J., Miss., Bbl. 33, 35.
Jakobsen, Miss., 140.
Jameson, Kapit., 414.
Jamie, Samoaner, Bbl. 80.
Japan 143 ff., 207, 257 ff., 323 ff., 340, 380 ff., 460 ff., 465 ff., 514 ff., 543.
Java 280 f.
Ichinoseki, Miss.-Stat., 432.
Jesushilfe, Aussätzigen-Asyl, 217.
Jmmaduddin, Miss., 98.
Jmbrie, Dr., Presbyt.-Miss., 463.
Jmpolweni, miss.-ärztl. Station, 214.
Jndien 35 ff., 92 ff., 149 ff.
Jndur, miss.-ärztl. Stat., 278.
Jndustrie-Miss.-Hilfsgesellschaft, ind., 41.
Jnouye, Prof., 268.
Johann von Monte-Corvino, Franziskaner-Mönch, 476 f.
John, Griffith, Dr., 100.
Johnson, Miss. (Madagaskar), 186.
„John Williams", Miss.-Schiff. Bbl. 32.
Jonasy, madag. Apostel, 188.
Jones, Baptistmiss., 324.
— Ireland, Miss.-Veteran, 157.
— Mary, Bbl. 1 f.
Josia, Wittichrist, Bbl. 42.
Jraono Huna, Volksstamm. 531 ff.
Jrla, Miss., 202 f.
Jrungalur, Miss.-Hospital, 276.
Jsapur, Christendorf, 98.
Jschii, Japaner, 516, 526.
Jto, Marquis, 267.
Jtzehoe 348.
Judenkolonie 244 ff.
Jünnan, Prov., 339.

Kabis, Miss., 151.
„Kabylie, Große", 45 f.
Kadongo, Evangelist, 487
Kähler, M. D., 49 ff., 105 ff.
Kagwa, Apolo, Katikiro von Uganda, 250.
Kai-fang-fu, Provinzial-Hauptst., 244.
Kalatse, Miss.-Niederlassung, 376.
Kalikut, Miss.-Stat., 150 f.
Kamerun 102.
Kanada 342.
Kaneko, jap. Minist., 144.
Kansau, Prov., 338
Kanton, Miss.-Hosp., 282.
Karimatti, Miss.-Stat., 92
Karl d. Gr. 347 ff.
Kataoka, Kenkitschi, Präsident der Doschischa, 101, 148, 385 f.
Katau, Dorf, Bbl. 63 f., 67.
Kato, Präsid., 148.
Katsura, Vikomte, General, 148.
Kawabe, eingeb. Pastor, 466.
Kayintschu, miss.-ärztl. Station, 282 f.
Khutitoli, Miss.-Stat., 92.
Kiangsi, Prov., 286.
Kiangsu, Prov., 284.
Kiening, miss.-ärztliche Stat., 283.
Kienlein, Miss., 542.
Kientung, Miss.-Stat., 155.
Kimberley, Miss.-Stat., Bbl. 51.
Kinderopfer 101.
Kinkel, Miss.-Stat., 92.
Kinnaird, Lady, 420.
Kioto, christl. Miss. daselbst, 384, 465, 475.
Kitazato, Dr., jap. Arzt, 515.
Kiukiang, Miss.-Hospit., 286.
Kiuschiu, Insel, 340, 472, 518.
Klopsch, Dr., Redakteur, 36 f.
Klotsche, Miss., 153.
Kluge, Direkt., 288.
Knipp, Miss., 465.
Knut d. Gr. 358 f.
Kobe, Miss.-Stat., 384 f., 465, 471.
Kodakal, Miss.-Station, 150 f.
Kolmodin, Dir., 102.
Kolonialbund, deutscher, 297 ff.
„Koloniale Zeitschrift", 293, 297.
Komo, schwarzer Geistl., 446.
Komura, japan. Minister, 144.
Kopp, P., 177 f.
Koraput, Miss.-St., 155.
Korea 340
Ko-san-ye, christl. Karene, 156.
Kotapad, Miss.-St., 155.
Kramer, Miss., 482, 487, 493.
Kranz, Miss., 240.
Krause, Miss.-Sup., 446.
Kriele, P., 14 ff.
Krüger, F. H., Prof., 132 ff.
Krumm, Miss., 530 ff.
Kuamuan, Unterhäuptling. Bbl. 83.
Kuder, Miss., 154.
Kühn, Miss., 102.
Kühne, Dr., Miss.-Arzt, 283.
Kuhlmann, Miss., 39, 389
Kumase (Asante) 102.
Kumm, Dr., 525.
Kunnanur, Miss.-Stat., 151.
Kurze, D. G., Bbl. 33 ff., 53 ff., 73 ff.
Kuschtia, Miss.-Stat., 94.
Kwangtung, Prov., 282.
Kweitschau, Prov., 286.

Labrador 341 f.

Mission, däniſch-hall., 391, 410.
—, Christian Catholic Church in Zion, 514 f.
— däniſche luth. Kirche, vereinigte, in Amerika, 472.
—, Dorf-, 426.
—, Edinburg., to lepers, 279.
—, Frauen- (Leipz.), 153.
—, Gudſcherat- (M. E.), 37.
—, Heilsarmee, 515.
—, Hephzibah Faith, 515.
—, Himalaya-, 99.
—, jeſuit., 93 f.
—. Induſtrie-, ind., 41.
—, Kabylen-, 46.
—, Kalviniſten, Walliſer, 280.
—, Kols-, 92 ff.
—, Leipziger, (Tamulen), 151 ff.
—, Leipziger, Schwed., Diözeſe, der, 152.
—, Lutheraner i. Japan, 472.
—, Lutheraner, norweg.-amerik., 472.
—, Neuhebrid.-, auſtral. presbyt., 340.
—, Nias-, 481 ff.
—, Njaſſa-, freiſchott., 101.
—, nieberländ.-reform. Kirche, 281.
—, nordafrikan., 212.
—, Orient-, deutſche, 219.
—, Oriſſa-, 95.
—, Pariſer, 125 ff., 166 ff., 249.
—, proteſt.-biſch. Kirche, Nord-Amerik., 285, 340, 342.
—, Ranaght Med. Miss., 275.
—, Radſchamundry, 154.
—, Romande, 214.
—, römiſch.-kathol., in Japan, 516 ff.
—, ruſſiſch-orthodxe, 519 ff.
—, Schanar-, 153.
—, Scheoyang-, 288.
—, *ſchottiſche Staatskirche, 94, 98.*
Miſſion, Senana-, 416 ff.
—, Slaven-, 356.
—, St. Andreas-Bruderſchaft, 469 f.
—, St Hilda-Schweſterſchaft, 469.
—, Süd-Marokko-, 212.
—, Uganda-, 101, 390.
—, Unitarier, 475.
—, Univerſaliſten, amerikan., 475,
—, vereinigte-, für den Sudan, 525.
— Vereinigte luth. Synode im Süden (Japan), 472.
—, Wesleyaner, 276, 278 f., 285, Bbl. 51.
—, Witi-, Bbl. 51 f.
—, Zenana Bible and Medical 274.
—, Zentral-Marokko-, ärztl., 212.
Miſſionare, Herero-, 286 ff.
—, kathol., 190.
—, Londoner, 190.
—, Pariſer, 190.
Miſſionsbund, ſchwed., 390.
Miſſionshaus für junge Buren, 525.
Miſſionsgeſellſchaft, Adventiſten des 7. Tages, 341 f.
—, Allgem. ev.-prot. Miſſionsverein, 282, 286, 472 ff.
—, American Christian Convention, 472.
—, anglikan. (biſchöfl.), 380 f., 466 f.
—, anglikan. Kirche v. Kanada, 470.
—, Ausbreitungsgeſellſchaft (S.P G.), 274 f., 280, 340, 469.
—, Baptiſten, amerkan., 155 f., 280, 282, 284, 380, 382, 470.
—, Baptiſten, auſtral., 275.
—, Baptiſten, Campbelliten oder Jünger Chriſti, 471 f.
—, Baptiſten, engl., 94 f., 273 ff., 288, 411 f.
Miſſ.-Geſellſchaft, Baptiſten, kanad., 275 f.
—, Baptiſten, ſüdl. 472.
—, baptiſtiſche, 210.
—, Basler, 282.
—, Berliner, I. 437.
—, Board, 276 ff., 283, 287, 340, 384.
—, Brüdergemeine, 99, 273, 342, 390.
—, Chicago Medical Missionary Association, 209.
—, Church of England Zenana Missionary Society, 273, 277 f., 283, 420.
—, Edinburger Medical Missionary Society, 209, 219, 274.
—, finländ., 472.
—, Foreign Christian Miss. Soc., 274, 278.
—, Frauen-Union, 429, 432.
—, holländ. amerik. reform. Kirche, 276, 283, 383.
—, independent. (kongregational) 380 f.
—, International Medical Missionary and Benevolent Association, 209.
—, Intern. Med. Miss. Society of New-York, 209.
—, Kirchliche, in England (Ch. M. S.), 42, 94, 97 f., 210, 212 f., 272 f., 275, 279, 282 ff., 340, 342, 390, 409, 420, 467 ff.
—, Londoner, 274 ff., 279, 282 f., 284 f., 287.
—, London Jews Soc., 217 f.
—, London Medical Miss Assoc., 209.
—, Medical Miss. Assoc. of China, 284.
—, Methodiſten, amerik. biſch., 94 ff., 274 f., 278 f., 283, 285 ff., 340, 342, 380 ff.
— —, ev. Gemeinſchaft 433, 465.

Padang, 541.
Pakhoi, miſſ.-ärztl. Stat., 282.
Palamkotta, Frauenhoſpital, 277.
Pandſchab 97 f., 272 f.
Pangkong, Binnenſee, 374.
Pangopango, Bai und Dorf, Bbl. 54.
Parker, Biſch., 97.
—, Dr. Peter, Miſſ.-Arzt, 282.
Parſon, Frl., 430, 475.
Partridge, Miſſ.-Biſch. 466.
Paton, John, G., Miſſ., Bbl. 89 ff.
)4 ff.
183.
17 f.
leiter,
Stat.,
bau-
261.
281.
Miſſ.-
529.
Bbl.
Pita, getaufter Tutuilaner, Bbl 59.
Pitman, Miſſ., Bbl. 23.
Piton, Ch., 477.
Plathpur, Miſſ.-Stat., 92.
Point Barrow, Miſſ.-
1.
Port Refolution, Bbl 73.
Miſſ.-
51.
Powell, R., Miſſ., 244, 248.
Powis, Oberpfarrer, Bbl. 34.
Pratt, Miſſ., Bbl. 30.
Probſt, Miſſ., 487.
Pudukobei, Miſſ.-Stat., 152.
Puna, miſſ.-ärztl. Stat., 278.
Purulia, Ausſätz.-Aſyl, 279.
—, Miſſ.-Stat., 93.
Puttur, Miſſ.-Stat., 151.
Pyeng Yang, Stadt, 340.
Rabeneck, Miſſ., 485.
Radaniela, madagaſſ.
514 ff.
Raiatea, Inſel, Bbl. 18 f. 30.
Rainiſoalambo, madag. Bauer, 179, 184, 186, 189, 192 f.
madag
182, 185
Rajonaſy, madag. Chriſt, 189.
Raipur, Ausſätzigen-Aſyl, 279
Raki, chriſtl. Lehrer, Bbl 57.
Ramabai, Pandita, 150.
Ramarjauna, chriſtl. Lehrer, 182.
Ramſeyer, Miſſ. 102.
Ranavalona I., Königin, 127.
—, 127, 177.
Rantſ Stat, 92, 275.
Rapetera, madag. Apoſt., 180.
Rarotonga, Inſel, Bbl. 22.
Rau, Miſſ.-Geh. Bbl 69
Rewa, Miſſ.-Stat., Bbl. 34 f.
Ribbach, Miſſ. (u. Frau), 373.
Ricci, Pater, Miſſ., 244.
Richardſon, Dr., 97.
Richter, P. (Werleshauſen), Bbl. 1 ff.
—, J., P., 35 ff., 92 ff., 149 ff., 242, 407.
Robſon, G., Rev, 236.
Ruatoka, Miſſ.-Gehülfe, Bbl. 69.
Rudersdorf, Miſſ., 483.
Bbl. 20 f.
f.
Ruſtad, Miſſ, 184, 192.
432.
Ar-
134.
Sale, Miſſ.-Schw., 417.
Arzt, 180.
Sambalpur, Miſſ.-Poſten, 95.
Samoainſeln, Bbl. 25, 27, 341.
Sandegren ſen., Miſſ., 152.
93.
154.
ndt,
Miſſ.-
f.
286.
338.
Miſſ.-
Scheurer, Dr., Miſſ.-Arzt, 287.
Miſſ.,
386.
154.
—, Miſſ. (Nias), 492.
Schmitz, O., stud. theol., 232 ff.
Miſſ.-
Rat,
Kut-
Schulze, Miſſ. (Ind.), 155.
Schweſtern-Arbeit, 410 ff.

— Ehefrau des vorigen, Bbl. 76.
Tuskegen, nordamerik. Städtchen, 14 ff.
Tutuila, Inſel, Bbl. 53 f.

Udaipur, miſſ.-ärztliche Station, 279.
Ufer, Miſſ., 483.
Uffmann, Ausſätzigen-Vater, 279
— Uffmann, Heinr., † Miſſ., 93.
Uganda 250 f., Bbl. 71 f.
Union Medical College 526.
Unni, Erzbiſch., 353.
Unwan, Erzbiſch., 360.
Upolu, Inſel, Bbl. 86.

Valentine, Colin, Dr., Miſſ.-Arzt, 97, 274.
Vedder, Miſſ., 387.
Verein für ärztl. Miſſ. in Stuttgart 274.
Vereine, chriſtl., junger Männer in Japan 575.
Vereinigte freie Kirche von Schottland 477 ff.
Viavia, Häuptling, Bbl. 82 f.
Vig, Miſſ., 189.
Virudupatti, Miſſ.-Stat., 152.
Vyff, Miſſ., 391.

Waddell, H., Miſſ., 429.
Wai, Häuptling, Bbl. 41.
Waldenſtröm, P., Lektor, 390.
Waldmeier, Theophil, Quäkermiſſ., 219.
Wanuambalawu, Inſel, Bbl. 37 f.
Warne, Frank, Biſch., 97.
Warneck, G., D., Prof., 102, 104, 205, 242, 294, 304, 344, 390, 480, 528, 568.
— Joh., Miſſ., 3 ff, 65 ff.
Warren, Rev., 100, 470.
Warrior-Inſel, Bbl. 61.
Washington, Booker, T., Neger, 14 ff., 558.
Waterhouſe, Miſſ., Bbl. 49.
Watoa, Inſel, Bbl. 36, 42 f.
Watsford, Miſſ., Bbl. 48.
Weldon, Biſch., 40, Bbl. 11 f.
Wendt, Miſſ., 473 f.
Whitehead, Biſch., 40.
Whitney, Dr., 515.
Wildeninſel, Bbl. 25.
Willehad 346.
Williams, John, Miſſ., Bbl. 17 ff.
Willibrord 346.
Wilſon, Daniel, Biſch., 417.
— John, Miſſ., 412.
— Iſaak, Miſſ., 413.
— Miſſ. (Tahati), Bbl. 55 ff.
— Quäker, 140.
Winn, Frl., Miſſ., 432.
Winther, Miſſ. 472.
Wittenberg, Dr., Miſſ.-Arzt, 472.
Wiwa, Inſel, Bbl. 46.
Wright, Miſſ.-Sekr., 420.
Wutſchang, miſſ.-ärztl. Stat., 285.

Zehna, Miſſ., 151.
Zeller, P., 304 ff.
Zerweck, Dr., 151.
Zwergvölker, afrik., 101.

Freuden versagt, um das zum Kauf des von ihr so heiß begehrten Buches erforderliche Geld zusammenzubringen. Endlich war sie soweit, und nun war sie manche Stunde weit über das Gebirge gewandert, barfuß, und trug dem Geistlichen ihr Begehr vor. Zu seinem Bedauern mußte dieser ihr jedoch die Auskunft erteilen, daß die Gesellschaft, welche bisher die Besorgung von wälischen Bibeln in der Hand gehabt habe, deren Druck eingestellt habe, und so wisse er nicht, wo er solche Bibeln beschaffen könne, um die Nachfrage danach zu befriedigen. Mary Jones war über diese unvermutete abschlägige Antwort so betroffen, daß sie in die bittersten Tränen ausbrach. Das rührte den würdigen Mann, und er händigte ihr doch eine wälische Bibel ein, obwohl er sie kaum missen konnte. Das ist eben jene in der Bibliothek des Londoner Bibelhauses aufbewahrte Bibel.[1]) Auf Thomas Charles machten diese und ähnliche Erfahrungen tiefen Eindruck, er begann auf Abhilfe dieses großen Notstandes zu sinnen; das Resultat war, daß er sich in den ersten Tagen des Dezember 1802 aufmachte und nach London reiste.

Hier suchte er alsbald seinen Freund Mr. Tarn auf, der ein Vorstandsmitglied der erst kürzlich (1799) gegründeten Traktatgesellschaft war, um mit ihm über den in Wales herrschenden Bibelmangel und die Mittel zur Abstellung dieser Not Rat zu pflegen. Der forderte ihn auf, ihn zu der nächsten Sitzung seiner Gesellschaft, die eben in jenen Tagen statt hatte, zu begleiten und dort diese be-

---

1) So wird die Geschichte in einem kleinen von der Bibelgesellschaft herausgegebenen Büchlein Mary Jones and her Bible, erzählt. Eine andere Lesart findet sich in Founders and First Presidents of the Bible Society, und dieser letzteren Version begegnet man öfter; sie erzählt: Pfarrer Charles ging durch die Straßen von Bala, Hausbesuche in seiner Gemeinde zu machen. Da begegnete ihm ein junges Mädchen Mary Jones; er hielt sie an und fragte sie nach Text und Inhalt seiner letzten Predigt. Sie schwieg, aber dann auf sein Drängen brachte sie unter Stocken und Weinen heraus: „Das Wetter war so kalt und stürmisch, daß ich nicht gehen und die Bibel lesen konnte." Erstaunt fragte er: „Wie, du konntest nicht gehen, um die Bibel zu lesen? Wie meinst du das?" Und nun erfuhr er, das arme Mädchen besaß keine Bibel, auch ihre Eltern nicht; auch bei Freunden und Nachbarn war keine zu haben; darum wanderte sie nach jeder Predigt wöchentlich 2 Stunden weit über Land zu Verwandten, die einen so seltenen Schatz besaßen. Bei diesen las sie dann den Text, über den gepredigt war, und lernte ihn auswendig. Dieses *Mal* aber hatte sie des schlimmen Wetters halber den weiten Weg nicht *machen können*.

verlassen und in die Buchbindereien zu wandern. Diese liefern täglich zweimal ihre Wagenladungen der gebundenen Bücher ab. In einem andern Raum werden die gemachten Bestellungen erledigt; Hunderte von großen und kleinen Sendungen verlassen Tag um Tag das Haus, im Durchschnitt pro Tag 7000 Exemplare. Das macht im Jahre ziemlich 2 Millionen. Dabei mag gleich hier bemerkt werden, daß dies keineswegs den ganzen Jahresumsatz der Gesellschaft, sondern nur etwa ein Drittel davon darstellt. Das Bibelhaus hat nämlich eine ganze Anzahl von Zweighäusern im Ausland, so in Berlin, Köln, Leipzig, Wien, Rom, Florenz, Madrid, Lissabon, Paris, Brüssel, Kopenhagen, Petersburg, Konstantinopel, Beyrut, Bombey, Allahabad, Madras, Kalkutta, Kapstadt, Shanghai, Sydney und so fort. Teils um die teuren Transportkosten zu sparen, teils auch um die Eingangszölle in den betreffenden Ländern zu vermeiden, werden die Bibeln für die Länder jener Hauptstädte zum großen Teil an Ort und Stelle gedruckt.

Verweilen wir noch einen Augenblick im Packraum. Warum werden jene Kisten innen mit Zinkblech ausgeschlagen und nachher sogar noch verlötet wie Konservenbüchsen? Sie sind für Tropenländer bestimmt und müssen darum wasserdicht verschlossen sein. Weshalb haben jene Kisten eine so längliche, schmale Form? Sie sollen nach Uganda gehen und müssen von den Schwarzen lange Wegstrecken auf den Köpfen transportiert werden. Die Kisten für Madagaskar sind breiter und kürzer, sie dürfen gefüllt nicht über 40 Pfund schwer sein, denn auch sie werden von Eingeborenen auf sehr beschwerlichen Bergpfaden ins Innere befördert. Nun steigen wir in die oberen Stockwerke hinauf. Lange Säle dehnen sich vor uns aus, und an den Wänden entlang und quer hindurch mächtige Bücherregale, alle vollgeschichtet von ein und demselben Buch: der Bibel; hier ganze Bibeln, dort Neue Testamente, dort nur einzelne biblische Bücher, Evangelien, Episteln, Propheten, Psalmen, Pentateuch. Die Nachfrage nach einzelnen Teilen ist besonders stark, der Umsatz darin betrug im letzten Jahre fast $3^1/_2$ Millionen. Wir gehen durch die schweigenden Reihen, feierlich wird uns dabei zu Mut: fremden, vielleicht noch nie gehörten Namen begegnet unser Auge, alle Länder der Erde fast sind hier repräsentiert. Hier und da zieht unser freundlicher Führer ein Buch heraus, schlägt es auf und weist uns die sonderbaren Schriftzeichen. Da, diese Bilder sind

Eindruck, den wir aus den Bibelhause mit fortnehmen! Beim Abschied von ihm nur noch ein paar Zahlen, die diesen Eindruck erhärten werden. Im letzten Berichtsjahre hat die Gesellschaft 5943775 Bücher abgesetzt, darunter nahezu 1 Million Vollbibeln und $1^1/_2$ Million Neue Testamente. Seit 1804, dem Jahre ihrer Gründung, bis zum Ende ihres 99. Arbeitsjahres betrug ihr Umsatz 180000000 Bücher. Und an Geldmitteln hat sie für das Werk der Bibelübersetzung und -revision, für Druck und Verbreitung in 99 Jahren insgesamt 13937000 £ ausgegeben, das sind nahezu 280000000 Mk.; die letzte Jahresausgabe betrug über 5000000 Mk.

3. Die Aussaat des guten Samens nah und fern.

Haben wir das Bibelhaus mit einem Schatzhaus verglichen, in dem edle Schätze aufgespeichert liegen, so mag noch treffender ein andres Bild sein, wenn wir ihre Tätigkeit unter dem Bilde des Säemanns darstellen, der guten Samen ausstreut nah und fern. Die Bibelgesellschaft will ja die aufgehäuften Schätze nicht unfruchtbar liegen lassen, sondern ihr Bestreben ist, sie möglichst unter die Leute zu bringen. Wir können zwei Methoden unterscheiden, deren sie sich dabei bedient, eine direkte und eine indirekte. Die letztere besteht darin, daß sie andern Gesellschaften daheim und besonders den Missionsgesellschaften draußen ihre Schätze zur Verfügung stellt. Ihre Depots sind für diese die großen Arsenale, aus welchen sie sich Waffen und Munition zum heiligen Kriege wider das Heidentum holen. Es sind unschätzbare Dienste, die die Bibelgesellschaft hierdurch den Missionaren leistet, und zwar allen ohne Unterschied der Denomination und Nationalität, auch hierin zu allen Zeiten als eine wahrhaft katholische Gesellschaft sich erzeigend. So lesen wir z. B., daß sie die Kirchen-Missions-G. mit 180 Bibelübersetzungen versorgt, die Ausbreitungs-G. mit 60, die Londoner mit 50, die Weslehanische M. G. mit 40, die presbyter. Missionen gleichfalls mit 60. Auch unsre deutschen Missionen sind fast ausnahmslos ebenfalls auf die B. F. B. S. angewiesen und beziehen fort und fort die für ihre Bekehrten erforderlichen Bibeln von ihr.

Und zu welch generösen Bedingungen überläßt ihnen die Bibelgesellschaft dieselben! In der Regel erfolgt die Lieferung „on missionary terms“ d. h. die Bibelgesellschaft sendet jedes gewünschte Quantum hinaus auf das Missionsfeld umsonst, ja sie trägt noch dazu

Wirkungssphäre ist, abgesehen von London, fast ausschließlich der Orient: Indien, China und die islamitischen Länder Vorderasiens. Wie die Bibelboten sind auch sie Eingeborne des Landes, in dem sie ihre Arbeit haben. Solcher Bibelfrauen besoldete die Bibelgesellschaft im letzten Jahre 658; aus praktischen Gründen hat sie dieselben nicht unter ihrer unmittelbaren Leitung, sondern überläßt den Missionen sowohl die Auswahl geeigneter Frauen, die die Missionare natürlich eher zu kennen in der Lage sind, wie auch ihre Ausbildung und Leitung, nur die Kosten trägt sie. Im letzten Jahre gab sie dafür 84000 Mk. an 40 verschiedene Missionen, auch die Basler und Goßnersche Mission erhielten je 1440 Mk. zur Besoldung von 40 und 45 Bibelfrauen.

Es ist bekanntlich die Lage der Frauenwelt im Osten, die zur Schaffung der Senanamission und weiter des Instituts der Bibelfrauen geführt hat. Die Sitte in Indien erfordert es, daß die indischen Frauen der bessren Klassen in strengster Abgeschlossenheit gehalten werden. In ihre Senana dringt nichts von der Außenwelt, sie haben keinen Anteil an der Bildung ihres Volkes; in Unwissenheit und, eitler Spielerei mit ihrem Schmuck und schlimmeren Dingen bringen sie ihr inhaltsloses Leben hin. Der Missionar hat keinen Weg, ihnen mit der Verkündigung des Evangeliums nahe zu kommen. Ebenso abgeschlossen ist die Lage der Haremsfrauen in islamischen Ländern, und auch bei den vornehmen Chinesinnen liegt die Sache nicht günstiger. Die Frauen aber sind die Mütter des künftigen Geschlechts. Die Arbeit der Missionare wird halb in Frage gestellt, wenn die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts in den Händen solcher unwissenden, bigoten heidnischen Müttern liegt. Solche Tatsachen haben zunächst die Senanamission ins Leben gerufen; nun haben wir in Indien schon über 1000 Missionsschwestern, und in China werden es nicht weniger sein. Aber ihr Wirkungskreis ist bei alledem noch ein recht enger: wieviel Hausbesuche kann die einzelne Missionsschwester täglich bei allem Eifer machen, auf wieviel Frauen kann sie somit einwirken? Und wenn sie monatlich in einem Senana vielleicht einmal einkehrt, kann dabei viel herauskommen? Erst durch Mithilfe der eingeborenen Bibelfrauen wird dieser Arbeitszweig recht wirksam. Drei Aufgaben sind es, die diese in der Hauptsache zu erfüllen haben. Das erste ist, daß sie in einem Senana Eingang suchen und deren stumpfen Insassen, von denen

Sein Seelsorger Wilks, an dessen kleiner Predigerschule er jetzt teilnahm, war Komiteemitglied der Londoner Mission; von dieser wurde Williams im Juli 1816 angenommen und trotz des Mangels an Vorbildung — er kannte weder Latein noch Griechisch noch sonst eine fremde Sprache — schon wenige Monate später ausgesandt. Das Bedürfnis nach Missionaren war in der Südsee plötzlich sehr groß geworden, da auf Tahiti nach langen Nöten das Christentum über die Götzen gesiegt hatte. Im Januar 1816 waren Ellis und Threlkeld, im Juli Osmond und Barff dorthin gesandt worden, im November folgten ihnen Williams, Darling, Platt und Bourne. Mit ihnen zugleich wurde am 30. September der bekannte Robert Moffat für Südafrika abgeordnet. Williams besuchte in Freistunden Fabriken und Werkstätten, er sprach schon damals die Absicht aus, der Südsee mit dem Evangelio zugleich Handel und Gewerbe zu bringen. Seine Instruktion wies ausdrücklich auf die Zivilisationsaufgaben hin. Am 29. Oktober verheiratete sich der damals erst Zwanzigjährige mit Mary Chauner, die er in der Sonntagsschule und Armenpflege kennen gelernt hatte. Die sanfte stille Frau hat nachmals als treue Gefährtin mit heldenmütigem Glauben ihrem Manne zur Seite gestanden. Williams Mutter war unter Tränen getröstet und stark im Glauben; er selbst sah, als das Abschiedsweh hinter ihm lag, hoffnungsfreudig und voll Sehnsucht nach Arbeit der Zukunft entgegen. Am 17. November 1816 lichtete die „Harriet" die Anker.

2. Die Lehrjahre auf Raiatea.

Genau zwölf Monate später landete Williams mit seinen Gefährten in Eimeo, der Nachbarinsel von Tahiti, wo die Mission auf den Gesellschaftsinseln ihren Mittelpunkt hatte; ein halbes Jahr später kam er mit Osmond und Ellis nach Huahine, wiederum nach einigen Monaten (November 1617) wurde er mit Threlkeld nach Raiatea versetzt, welches sein erstes eigentliches Arbeitsfeld wurde und bis Mai 1830 blieb.

Raiatea, die größte der westlichen Gesellschaftsinseln, ist mit ihrer Schwesterinsel Tahaa von einem gemeinsamen Riff umgeben; üppige Vegetation bedeckt die fruchtbare Küstenebene und die Täler des im Innern bis zu 1000 Meter sich erhebenden Felsengebirges. Auf Raiatea war die Heimat des Oro-kultus, welcher sich von hier auf die übrigen Inseln verbreitet und unzählige Menschenopfer ver-

rohrbau zu heben, fertigte er eine Zuckermühle mit drei großen Walzen. Die gelehrigen Leute trieben bald alle Handwerke; Frauen und Mädchen sammelte Frau Williams um sich. Durch Schulbücher aus der Druckerei des Missionars Ellis auf Huahine wurde der Eifer für die Schule stark angefacht; in 7 Klassen mit eingeborenen Vorstehern saßen Leute jeden Standes und Geschlechtes, Erwachsene und Kinder nebeneinander; mit der 7. Klasse lasen die Missionare das Evangelium Lucä, das in 1800 Exemplaren von Huahina gekommen war. Wie auf Tahiti, so bildete sich auch auf Raiatea eine Missionshilfsgesellschaft, die schon im ersten Jahre der Londoner Mission für 10500 Mk. Kokosnußöl lieferte.

Inzwischen war auch das innere Leben erstarkt. Zwar klagte Williams sehr über Mangel an Sündenerkenntnis, aber es gab doch eine Reihe geistlich geförderter Seelen; 70 wurden im Mai 1820 getauft, ein Jahr später war die christliche Gemeinde schon auf 268 Erwachsene und 202 Kinder herangewachsen. Einer der ernstesten Christen war König Tamatoa; von dem alten blinden Krieger Me ist bekannt, wie er auf seinem Sterbebette den großen Berg seiner Sünden durch einen darauf fallenden Tropfen des Blutes Christi beseitigt sah.

Williams war nun aber nicht der Mann, in stiller Freude an solch lieblicher Blüte auf den engen Kreis einer kleinen Insel sich zu beschränken. Das Herz brannte ihm vor Sehnsucht, der weiten Inselwelt der Südsee das Evangelium zu bringen. Er trug sich mit großen Plänen. Über Erwarten gedieh ihm alles, was er arbeitete; das steigerte seine Zuversicht und machte ihn unternehmend. Zu Grunde lag aber ein starker Glaube an Gott, welcher den kühnen Sanguiniker doch nie zum Abenteurer werden ließ; immer folgte er den göttlichen Fingerzeigen.

Ein solcher wurde ihm 1821 durch ein für sein ferneres Wirken folgenreiches Ereignis. Auura, ein Häuptling von Rurutu, einer der südlich von Tahiti liegenden Australinseln, war nach merkwürdigen Schicksalen auf die Gesellschaftsinseln verschlagen worden und wünschte nach 3 Monaten eifrigen Lernens von Raiatea wieder in seine Heimat zu gehen, aber „nicht ohne ein Licht in der Hand.“ Zwei ernste Christen von Raiatea, mit Fibeln, Evangelien und Liebesgaben der Gemeinde ausgerüstet, begleiteten ihn als Lehrer und schon nach 4 Monaten brachte ein Boot die Götzen von Rurutu, die

hocherfreulich. „Sage Williamu, wenn er uns besuchen will, so wollen wir unsre Götzen verbrennen und das Wort des wahren Gottes annehmen", so ließ ihm der Häuptling sagen. Williams zögerte nicht, besonders da er hörte, daß auf Aitutaki sich gerade Männer von Rarotonga aufhielten. Aus den Sagen des Volks war ihm diese von keinem Weißen noch betretene große Insel längst bekannt. Mit Bourne und 6 Lehrern trat er am 4. Juli 1823 die Reise an mit einem Vorgefühl des großen Werkes, welches er in die Hand nahm. Die Instruktion, die er unterwegs für die Lehrer niederschrieb, zeugt ebenso von geistlicher Erfahrung wie von praktischer Weisheit und der Gabe liebevoller Regierung. Auf Aitutaki waren die ehemaligen Menschenfresser von einem stürmischen Triebe zum Beten und Lernen ergriffen, Williams weihte eine Kapelle ein und predigte vor 2000 Menschen über Joh. 3, 16 (diesen Text legte er fortan abwechselnd mit 1. Tim. 1, 15 jeder ersten Predigt auf den Inseln zugrunde). Auf der Weiterfahrt kam er nach Mangaia, wo aber für diesmal die Wildheit der Bewohner den Eingang verhinderte, und nach Atiu, wo auf das begeisterte Zeugnis der mitgekommenen Männer von Aitutaki sofort die Götzen abgetan wurden. Noch immer suchte man aber vergeblich nach dem berüchtigten Rarotonga. Der Mundvorrat ging zu Ende; man wollte schon umkehren, als 1/2 Stunde vor der letzten Frist ein Freudenruf erscholl. Da tauchte sie aus den Fluten auf, eine der lieblichsten Inseln der Südsee, von Ost nach West 1 1/2 Meilen lang, 1 Meile breit, überragt von malerischen, bis 890 Meter hohen Gipfeln und umsäumt von einer fruchtbaren Küstenebene, dazu trefflich angebaut und mit Pflanzungen in höchster Kultur bedeckt. Trotz der Gefahren, welche schon am ersten Abende den Lehrern drohten, entschloß sich der wackere Papeiha zum Bleiben. Unterstützt von dem später hinzukommenden Tiberio durchwanderte er predigend die Insel und wir werden bald hören, wie auch dort Priester und Häuptlinge schließlich ihre Götzen ins Feuer warfen.

Williams, welcher mit den Trophäen aus Aitutaki zu seiner Gemeinde zurückgekehrt war, erfuhr gerade nach diesem ersten Zug in die Weite einen Nackenschlag nach dem andern. Das Vorgehen des von eifersüchtigen Händlern aufgestachelten Gouverneurs von Sidney gegen den polynesischen Tabak wirkte vernichtend auf den kaum entwickelten Handel von Raiatea. Da auch die Missions-

lichem Zuge 14 ungeheure Götzenbilder, das kleinste 5 Ellen lang, herbei und legte sie Williams zu Füßen. Eben war die Verlegung der Missionsstation nach Ngatangaia im Werke, in zwei Monaten wurde eine Kirche mit 3000 Sitzplätzen vollendet. Während dieses Baues lernte Williams die härtere rarotonganische Mundart, sodaß er zur Einweihung in ihr predigen konnte, arbeitete auch gleich an Grammatik und Übersetzungen; dann aber überließ er die neue Station seinem Freunde Pitman und zog mit einem Teile des Volkes nach dem alten Platze Avarua, den er voll ausbaute.

Länger als er wollte, fast ein Jahr, blieb Williams in Rarotonga, da kein Schiff die Insel berührte.[1])

Da faßte er den kühnen Entschluß, sich selbst zu helfen. Entblößt von allen Hilfsmitteln baute er im Laufe von drei Monaten ein Schiff von 60—80 Tons, den „Friedensboten". Die Baugeschichte klingt wie die Erzählung von Robinson Crusoe: hatte er doch weder Ambos noch Blasebalg, nicht einmal eine Säge und nur wenige von ihm selbst erst geschmiedete Beile. Das Eisen war sehr knapp; große hölzerne Nägel hielten die Planken; statt des Wergs diente Kokosfaser, als Segel Schlafmatten der Eingebornen, die Taue waren aus Hibiskusbast geflochten. Trotzdem erwies sich das Schiff als seetüchtig; alte Kapitäne staunten über die wunderbare Leistung. Aber es war mehr als Tatkraft und Geschick eines Tausendkünstlers, welche dies vollbrachten, sondern die Begeisterung eines Mannes, der sein Lebenswerk von den Hindernissen frei macht. Nun hatte er wieder ein Schiff, die ganze Südsee bis nach Neuguinea sah er als Arbeitsfeld vor sich liegen; gleich 12 Lehrer auf einmal wollte er auf der ersten Fahrt mitnehmen. Den Direktoren legte er in freimütigem Schreiben nochmals die Notwendigkeit der Sache vor.

„Ich will noch viel mehr tun und habe jetzt durch wirkliche harte Arbeit und ziemliche Unkosten das Mittel in meiner Hand, um zu verwirklichen, was mir seit vielen Jahren am Herzen liegt."

Unter den wehmütigen Liedern des Volkes nahm Williams weinend von Rarotonga Abschied, wo Miss. Buzacott ihn eben ablöste und eilte nach Raiatea, wo es nach dem Tode des geistgesalbten Pastors Tuahine übel stand und überdies Schwarmgeister aus Tahiti, die sich besonderer Offenbarungen rühmten, die Gemeinde beunruhigten. „Wie gut, daß du wieder da bist!" klang es ihm entgegen. Auf dem üblichen Missionsfeste im Mai erzählte

1) Heute noch sind die Herveyinseln der schwerer zugänglichen Riffe wegen weniger im Verkehr als andere Inselgruppen.

er noch Krieg mit Upolu führen, aber es solle sein letzter Krieg sein, dann wolle er ein Verehrer Jehovas werden. Der Tag, da die großen englischen Häuptlinge zu ihm gekommen, sei der glücklichste seines Lebens. Aehnlich freundlich und willig zeigten sich andere Häuptlinge. Williams versprach, nach Jahresfrist wolle er wiederkommen und wenn Malietoa Wort gehalten hätte, aus England Missionare für Samoa holen. „Groß ist unsere Liebe zu den englischen Lehrern!“ rief das Volk, als Williams und Barff nach herzbeweglichem Abschiede von den Lehrern das Schiff bestiegen, dankbar daß der Herr zu ihrer Reise Gnade gegeben.

Ueber Rarotonga, Rurutu, Eimeo, Huahine eilten sie heim nach Raiatea. Für die dortige Gemeinde kamen stürmische Zeiten. Im Juli 1831 starb der edle König Tamatoa, nachdem er die Hände gegen Williams ausstreckend gerufen hatte: „Mein teurer Freund! Wie lange haben wir zusammen gearbeitet an diesem guten Werke. Nichts hat uns jemals geschieden, jetzt tuts der Tod, — aber wer will uns scheiden von der Liebe Gottes!“ Mit seinem Tode brachen länger schon drohende Feindseligkeiten aus, ein junger Häuptling von Tahaa suchte an der Spitze von allerlei Unzufriedenen die Macht an sich zu reißen und die alten Zustände wiederherzustellen. Mit Hilfe von tahitischen Häuptlingen gelang es Williams einstweilen Frieden zu stiften. Dann überließ er, wenn auch sorgenvoll, die Gemeinde dem jungen Missionar Smith, denn er mußte vor seiner neuen Reise nach Samoa noch einige Monate mit den Missionaren auf Rarotonga an der Bibelübersetzung arbeiten. Während er dort weilte, wurde Rarotonga am 23. Dezember 1831 von einem entsetzlichen Orkan heimgesucht. An 1000 Häuser, darunter Kirchen und Schulen, waren zertrümmert; das Missionsschiff wurde von den Ankertauen losgerissen und einige 100 Ellen landeinwärts getragen, wo es zwischen zwei Baumstämmen eingeklemmt blieb; hätte sich der Wind gedreht, wäre es verloren gewesen. Das Volk erkannte in der Trübsal die richtende Stimme Gottes: denn auch dort hatte eine Partei versucht, heidnische Gebräuche wieder einzuführen, ohne daß die Häuptlinge bis dahin Mut zum Widerstande zeigten. Williams wurde persönlich schwer getroffen; seine Frau, welche in jener Nacht halbnackt aus Pitmans Haus hate flüchten müssen, da der Sturm das Dach abhob, und fast zerschmettert worden wäre, wurde infolge der ausgestandenen Angst zu früh und abermals von einem toten Kinde entbunden und schwebte wochenlang zwischen Tod und Leben. Rührend war in dieser Zeit die Liebe der Gemeinde; Gott schenkte der Kranken endlich Genesung. Noch einmal mußte Williams auf Raiatea Ordnung schaffen, da Tamatoas Sohn die Branntweinpest beförderte. Unterstützt von den Königinnen Pomare von Tahiti und Maihara von Huahine machte Williams dem Unwesen ein Ende; der junge König gelobte mit Tränen Besserung.

Endlich war der Weg nach Samoa frei. Makea, das Oberhaupt von Rarotonga, und ein eingeborener Lehrer von dort, begleiteten Williams, als er am 11. Oktober 1832 in See stach. Schon nach 6 Tagen glücklicher Fahrt sahen sie die Manua-Inseln, die östlichsten der Samoagruppe. Eine Anzahl Bote ruderte ihnen entgegen; zwei Männer riefen: „Wir sind Söhne des

offenen Türen in der ganzen Südsee trieben jetzt Williams zu dem Entschlusse, selbst in die Heimat zu gehen, um wirksam für die Südseemission einzutreten; überdies hatte er Malietoa versprochen, Missionare aus England zu holen. Nach einer Rundreise auf den Inseln, bei welcher ihm auf Raiatea die Verwüstungen des Branntweins durch die Seele schnitten, aber auch die innigen Gebete der Gläubigen das Herz erquickten, fuhr er mit Weib und Kind auf einem englischen Schiffe von Tahiti ab und kam am 12. Juni 1834 wohlbehalten in der Heimat an, in welcher er nun vier Jahre lang eine nicht nur für die Südsee, sondern für die Missionssache überhaupt sehr gesegnete Tätigkeit übte.

Vor dem öffentlichen Reden in England war ihm etwas bange gewesen; die Auswahl des für andere Fesselnden und Zweckdienlichen aus der Fülle des Erlebten setzte ihn wie andere Missionare in Verlegenheit. Aber in kurzem beherrschte er auch diese neue Aufgabe. „Keine Phrasen, keine schön stilisierten Reden, sondern wirkungsvolle Tatsachen!“ so lautete der Rat, den er später einem anderen Missionar gab. Mit seiner kräftigen, sonoren Stimme, welche ohne Anstrengung die größten Räume füllte, sprach er meist über eine Stunde begeisternd von den Gnadenwundern in Polynesien, und „sein Odem bewegte die Herzen wie der Wind die Blätter im Walde.“ „Hast Du schon Herrn Williams, den Missionar gehört?“ war die übliche Frage in christlichen Kreisen. Er konnte den Einladungen zu Vorträgen kaum genügen. Besonders hoch gingen die Wogen der Begeisterung in Schottland. Trotz der unermüdlichen Wiederholung blieb seine Rede frisch, aus dem Herzen kommend, von Eifer andere zu entflammen, getragen. Einem solchen Redner öffneten sich auch Taschen und Hände. Ein Quäker in Liverpool legte eine Banknote von 2000 Mk. auf den Tisch, in Glasgow wurde eine goldene Uhr auf die Plattform gereicht. Eines Tages wies ein Droschkenkutscher den Fuhrlohn zurück, weil es ihm eine Ehre sei, daß Williams in seiner Droschke gesessen, und fuhr eilends davon. Williams war in England so populär geworden, wie vor ihm kein Missionar es gewesen war. Ihm war überall eine wunderbare Gewalt über Menschenherzen gegeben.

Mit Mühe verschaffte er sich endlich etwas Ruhe für schriftliche Arbeit. In der ersten Zeit hatte er nur den Druck des Neuen Testaments für Rarotonga besorgen können. Mit Humor erzählt er, wie ihn die gelehrten Herren von der Bibelgesellschaft examinierten, ob auch aus dem Grundtexte übersetzt sei. In relativ sehr kurzer Zeit schrieb er jetzt für das große Publikum ein Buch über seine Reisen. Es war nichts leichtes für einen Mann, der einst mit so wenig Vorbildung ausgezogen war und draußen nicht gerade Gelegenheit zu englischer Schriftstellerei gehabt hatte. Er hat auch Freundeshand an der äußeren Gestalt mithelfen lassen, trotzdem ist das Buch „Missionsunternehmungen in der Südsee“ ein neues Zeugnis seiner großen Begabung. Es fand eine Verbreitung wie kein ähnliches vorher.

Seine wenige freie Zeit widmete Williams dem häuslichen Glücke. Er war „einer der liebenswürdigsten Menschen, die es je gegeben hat“ und empfing die Besucher, auch wenn sie ihn empfindlich störten, mit steter Güte und

ten nicht genug Bücher schaffen, in allen Familien wurde Hausandacht gehalten. Das große Verlangen nach dem Evangelium bewog Williams in Samoa zu bleiben. In Fasetutai auf Upolu, wo von dem letzten Kriege her noch viel Feindseligkeit gegen die Nachbarn herrschte, ließ er sich nieder und so groß war die Liebe und Achtung des Volks, daß in seiner Abwesenheit zweimal ein kriegerischer Überfall auf die Vorstellungen des Sohnes Williams' unterblieb, weil die Feinde erklärten, sie hätten den Namen, den er führte, zu lieb.

Seine rastlose Tätigkeit in Samoa unterbrach Williams vom Januar bis April 1839 durch eine Rundreise im alten Missionsgebiete. Auf Rarotonga erregte das Flaggenzeichen der Taube mit dem Ölblatte die ganze Insel. „Es ist Williamu!" Gradezu überschwänglich waren die Ausbrüche der Freude, als die mitgebrachten 5000 Neuen Testamente ausgepackt wurden. Zärtlich umarmte Williams seinen alten Freund Makea und rief: „Wie freundlich handelt Gott mit uns, daß er uns so lange hat leben lassen, um uns noch einmal ins Auge zu sehen!" Sie haben sich schon ein halbes Jahr später im Himmel wiedergesehen. Das Missionsseminar wurde mit 11 jungen Männern eröffnet, auch eine englische Schule eingerichtet. Tahiti, wo er dann die höhere Schule gründete, stand noch unter dem Eindrucke der ersten französischen Vergewaltigung. Weil Königin und Volk die römischen Priester nicht aufgenommen hatten, erzwang ein französisches Kriegsschiff 6000 Mark Strafgeld, ein Abbitteschreiben und das Hissen der französischen Flagge. In Raiatea fand Williams erfreuliche Besserung, der junge König wandelte in den Fußstapfen seines Vaters. In der Brandung am Riffe von Atiu schlug das Boot um und Williams wurde mit Mühe gerettet, es war das siebente Mal, daß er aus Todesgefahr in den Wellen errettet wurde. Zu den Maiversammlungen war er wieder in Samoa und erzählte von den Erfahrungen der Reise. Bauten und Schulgründungen nahmen ihn während des Sommers in Anspruch. Im Oktober brachte der „Camden" den Missionar Pratt, welcher den Posten in Fasetutai übernahm, und Williams trat nun die Fahrt nach Westen an, von welcher er nicht zurückkehren sollte.

Bis dahin hatte sein Wirken den geistig wohlbegabten, trotz aller heidnischen Greuel und sittlichen Schwächen doch anziehenden und religiös angelegten Polynesiern gegolten. Das Christentum fand bei diesen der Götzen müde gewordenen Stämmen im allgemeinen schnelle, dankbare Aufnahme. Weit von ihnen verschieden sind die papuartigen dunkelfarbigen Stämme Melanesiens. Diese mißtrauischen, heimtückischen, im ganzen viel roheren Melanesier sind nicht nur viel fester in das Zaubereiwesen gebannt, sondern auch von jeher den Weißen besonders feindlich gewesen. Schon die ersten Seefahrer hatten durch Grausamkeit sich an ihnen versündigt. Ein Unglück war vollends die Entdeckung des kostbaren Sandelholzes. Die Schiffe, welche dies zu suchen kamen, reizten durch schreckliche Greueltaten die Wildheit und Rachsucht der Melanesier so, daß ihnen auch mancher Unschuldige zum Opfer fiel. Aber grade die Nachricht von solchen Vorgängen auf den Neuhebriden erfüllte Williams mit dem herzlichen Verlangen, den armen Wilden den Frieden Christi zu predigen.

resten des geliebten Mannes vor Upolu an. Eine erschütternde Klage erhob sich: Aue Williamu! Aue Tama! (Ach Williams, ach unser Vater!) Malietoa drang in das dunkle Zimmer der tiefgebeugten Witwe, weinte lange mit ihr, hub aber endlich an zu trösten und betete zuletzt inbrünstig. In Apia wurden die Gebeine feierlich beerdigt, englische und samoanische Leichenrede gehalten und von Seesoldaten drei Gewehrsalven übers Grab geschossen. Ein Denkstein wurde errichtet mit der Inschrift: „Gewidmet dem Andenken des Rev. John Williams, Vater der Samoanischen und anderer Missionen, welcher 43 Jahre und 5 Monate alt, durch die barbarischen Einwohner von Erromanga getötet ward, während er das Evangelium des Friedens auf ihre Küste pflanzen wollte." Auf den Hervey- und den Gesellschaftsinseln weinten die Christen bitterlich um ihren Vater, in England vollends erregte die Kunde tiefe, allgemeine Trauer.

Das Blut des Märtyrers sollte nicht umsonst vergossen sein. Wirksamer als einst sein Mund es getan, weckte es den Eifer für die Südseemission. In fünf Monaten hatten die Kindermissionsvereine 126 000 Mk. aufgebracht zu den Kosten eines neuen Missionsschiffes, welches „John Williams" genannt wurde. Auf den Samoa-Inseln brannte man vor Begierde, christliche Vergeltung zu üben; die Lehrer Lasalo und Nanari baten darum, gerade nach Erromanga geschickt zu werden. Williams' Witwe kehrte 1841 nach England zurück; der „Camden", welcher sie nach Sidney brachte, hatte schon die zweite Aussendung samoanischer Lehrer für die Neuhebriden an Bord. Jahrzehnte sind vergangen, ehe die durch die Schandtaten der Händler, Menschenraub und eingeführte Seuchen erbitterten Kannibalen der südlichen Neuhebriden anfingen sich zu bekehren. 6—7 Missionare und manche eingeborene Lehrer sind von ihnen ermordet, auf Erromanga fielen nach einander zwei Brüder Gordon. Aber die heldenmütige Treue der evangelischen Sendboten hat je länger je mehr schöne Erfolge errungen. Auf Erromanga gehören jetzt 4/5 der Bewohner zur christlichen Gemeinde; nach 30jährigem Widerstreben hat sich 1890 auch der älteste Sohn des Mörders Williams taufen lassen.

Quellen: Prout, Memoirs of the life of John Williams. London 1843. — Besser, John Williams, der Missionar der Südsee, und die Londoner Südseemission. 4. Aufl. bis auf die Gegenwart fortgeführt von Kurze. Berlin, Buchh. der Berl. ev. Miss.-G. — Kurze, Samoa. Berlin, M. Warneck 1900.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Juni. 1904.

James Calvert, der Witi-Missionar.[1])

Von D. G. Kurze.

1. Zehn Jahre auf Lakemba.

Am 25. Oktober 1838 herrschte schon in frühester Morgenstunde ein reges Leben unter den Missionsfreunden Sydney's, der damals noch recht bescheidenen Haupthandelsstadt Australiens. Wer nur irgend konnte, war hinaus an den geräumigen Hafen geeilt, um bei der Abfahrt der beiden Missionsschiffe „Camden" und „Letitia" zugegen zu sein. Schon blähten sich die Segel in der frischen Brise, mancher heiße Segenswunsch ward aus den die Schiffe umschwärmenden Booten den Missionaren an Bord zugerufen, und ein kräftig über die Wellen hinbrausendes Missionslied war der letzte Abschiedsgruß, den die Missionsfreunde den beiden Fahrzeugen nachsandten. An Bord des „Camden" befanden sich eine Anzahl Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft, darunter der eifrige John Williams, der nicht lange nachher auf Erromanga den Märtyrertod erlitt. Die „Letitia" stand im Dienste der Wesleyanischen Missionsgesellschaft und sollte die drei englischen Missionare James Calvert, J. Hunt und T. J. Jagger nach dem Witi-Archipel bringen, dessen blutdürstigen Kannibalen sie die Friedensbotschaft des Evangeliums zu verkündigen gedachten.

James Calvert, mit dessen Lebensarbeit sich diese Blätter beschäftigen sollen. hatte am 3. Januar 1813 in Pickering, einem Städtchen der Grafschaft Yorkshire, das Licht der Welt erblickt und

---

1) Quellen: R. Vernon, James Calvert or From Dark to Dawn in Fiji. London 1890. — Williams and Calvert, Fiji and the Fijians. London 1858. — J. Watsford, Glorious Gospel Triumphs. London 1900. — C. F. Gordon Cumming, At Home in Fiji. London 1881.

in dem nahegelegenen Malton ein solide Schulbildung empfangen. An letzterem Orte machte er auch eine siebenjährige Lehrzeit in einem renommierten Geschäftshause durch, in welchem Buchdruckerei, Buchbinderei und Papierhandlung vereinigt waren. In schweren Krankheitszeiten hatte Calvert frühzeitig seinen Heiland gefunden und der Oberpfarrer Powis in Colchester tat keinen Mißgriff, als er den frühgereiften in seinem Berufe sehr tüchtigen jungen Mann im Jahre 1837 der Direktion der Wesleyanischen Missionsgesellschaft zur Ausbildung für den Missionsdienst empfahl. Calvert ward angenommen und trat nun als Student in das theologische Seminar zu Hoxton ein, wo er eine Freundschaft fürs Leben mit seinem späteren Mitarbeiter John Hunt schloß. Nur allzukurz währte seine Studienzeit; denn als 1838 die beiden Pioniere der Witi-Mission, Croß und Cargill, einen dringenden Hilferuf nach Verstärkung in die Heimat sandten, beschloß die Wesleyanische Missionsdirektion, Calvert nebst Hunt und Jagger nach Witi abzuordnen. Noch vor der Ausreise nach Australien schloß Calvert im März 1838 mit Mary Fowler den Ehebund, die ihm eine treue Lebensgefährtin und Arbeitsgenossin im vollsten Sinne des Wortes wurde.

Der Dezember des Jahres 1838 kam heran, ehe die drei Missionare das Land ihrer Bestimmung erreichten. Die „Letitia" hatte nämlich zuvor die Tonga-Insel angelaufen, wo sich den Missionaren Gelegenheit bot, den missionseifrigen König Georg kennen zu lernen, ein Umstand, der für die spätere Wirksamkeit Calverts im Witi-Archipel von besonderer Bedeutung war. Denn auf den Witi-Inseln war König Georg eine bekannte und gefürchtete Persönlichkeit, dessen mannhaftes Auftreten zu wiederholten Malen den von ihren heidnischen Landsleuten bedrängten Witi-Christen das Leben rettete. Hatte er doch auch, als sich im Oktober 1835 die zuvor auf Tonga tätigen beiden Wesleyaner-Missionare William Croß und David Cargill als die ersten Glaubensboten auf den Witi-Inseln und zwar zunächst auf Lakemba niederließen, durch einen Gesandten und ein Begleitschreiben die Missionare dem Inselkönig Tui Nayau empfohlen.

Als Calvert mit seinen Gefährten im Dezember auf Lakemba gelandet war, hatte er gehofft, unter der Anleitung des erfahrenen Cargill — Croß war seit Anfang 1838 nach Rewa, einer Ortschaft auf der Südostküste von Witilewu übergesiedelt — zunächst gründ-

Doch nahmen solche Belästigungen seitens der Lakembaner bald ein Ende, je mehr das Ehepaar Calvert das Vertrauen derselben durch öftere Hausbesuche und eine bessere Kenntnis ihrer Sprache gewann. Der König zeigte aber jetzt ebensowenig, wie früher während der Wirksamkeit Cargills, Geneigtheit, die Ausbreitung des „Lotu“ (Evangelium) unter seinen Untertanen zu begünstigen. Trotzdem er Calvert viel Sorgen und Kummer verursachte, wurde dieser doch nicht müde, ihn immer wieder zur Annahme der Heilsbotschaft zu bewegen und Zeugnis gegen die Ausschreitungen, die er sich zu schulden kommen ließ, abzulegen. Während Tui Nayau heimlicher Weise alles tat, was in seinen Kräften stand, um die Ausbreitung des Evangeliums zu hindern, trat sein Bruder Toki als offener Gegner auf und suchte Tui Nayau, der ein schwankender Charakter war, auch in diesem Sinne zu beeinflussen.

Eines Tages machte Calvert dem Brüderpaare seine Aufwartung und erbat sich deren Erlaubnis, daß die Bewohner der Ortschaft Nasangkalu das Christentum annehmen dürften, indem er zugleich die Versicherung abgab, daß dieselben auch als Christen es ihnen gegenüber weder an der schuldigen Ehrerbietung, noch an Fronleistungen und Tribut fehlen lassen würden. Beide erwiderten, daß es für ihre Untergebenen nur gut sein werde, wenn sie das Christentum annähmen, und daß sie ihnen vollständig freie Hand ließen. Sofort machte sich Calvert auf den Weg nach Nasangkalu, um den Dorfbewohnern die Freudenbotschaft mitzuteilen; aber bevor er den Ort erreichte, begegnete er zwei Frauen, die noch vor ihm eine Botschaft vom König dahin gebracht hatten. Diese lautete, daß es den Nasangkaluanern bei Strafe der Verbannung verboten sei, das Christentum anzunehmen. Als Calvert trotzdem seinen Weg fortsetzte, fand er nur zu bald, daß der geheime Befehl seine Wirkung nicht verfehlte. Die Eingeborenen hielten sich eingeschüchtert von dem Missionar fern; um so erfreuter war er, daß wenigstens ein Bewohner jener Stadt seiner Überzeugung treu blieb und sich dafür willig aus seiner Heimat verbannen ließ. Er trat bei einem Tonganer, der in der Nähe des Missionshauses auf Lakemba wohnte, in Dienste und ließ sich nach vorhergegangener Ausbildung als Lehrer nach der Insel Watoa entsenden, wo er bis zu seinem Tode treue und erfolgreiche Missionsarbeit verrichtete.

In späteren Jahren zeigte sich Tui Nayau dem Christentum

Christengemeinde sich anzuschließen. Zunächst stieß diese unerschrockene christliche Propaganda der Oneataner auf viel Widerspruch bei den Bewohnern der Insel Wanuambalawu; aber nach einiger Zeit stellte sich ein angesehener Häuptling, namens Mbukarau, auf ihre Seite und ließ sich in der christlichen Lehre unterweisen. Er war ein tapferer, unerschrockener Mann, der vor seiner Bekehrung weit und breit gefürchtet wurde; nun bedrohten ihn seine Mithäuptlinge und die Priester. Aber er ließ diese Anfechtung mannhaft über sich ergehen und war nur darauf bedacht, zu dem wenigen, was er vom Christentum wußte, immer mehr hinzuzulernen. Und so begab er sich eines Tages auf die Reise nach Lakemba, um sich für seine Landsleute einen Lehrer zu erbitten. Als ein solcher auf Wanuambalawu landete, fand er zu seiner freudigen Überraschung, daß mehrere Insulaner dem Beispiele Mbukaraus gefolgt waren und ebenfalls christliche Unterweisung begehrten. Des Häuptlings Haus füllte sich mit Taufbewerbern und allmählich ließ auch der Widerstreit der heidnischen Partei nach. Joseph Mbukarau ließ sich zum Lehrer und Missionsgehilfen ausbilden und gewann viele seiner Landsleute für das Evangelium. Inzwischen begann eine Stammesfehde, die Ursache so vielen Blutvergießens auf den Witi-Inseln, zwischen Yaro und Lomolomo, den beiden Bezirken, in welche Wanuambalawu zerfällt, auszubrechen. Die Christen aber weigerten sich, an dem Kriege teilzunehmen und erhielten die Erlaubnis sich nach Munia, einem ungefähr 4 Stunden entfernten Eilande, zurückzuziehen. Hier gründeten sie, mit Joseph Mbukarau an der Spitze, eine blühende Niederlassung, wo sie von keinen Kriegswirren mehr beunruhigt wurden.

Bemerkenswert ist die Charakterfestigkeit jener ersten christlichen Generation unter den Witi-Insulanern. Lieber lassen sie Verfolgung, Verbannung und selbst den Tod über sich ergehen, als daß sie ihren Glauben verleugnet hätten. Als einst Tui Kilakila, der grimmige Herrscher von Somosomo, nach Lomolomo kam, um Tribut einzuziehen, waren die nötigen Vorbereitungen getroffen, ihm denselben in feierlicher Weise an einem Sonntage zu überreichen. Ohne Rücksicht auf den Zorn des Königs, der gedroht hatte, jeden Christen unter seinen Untertanen zu töten und aufzufressen, weigerten sich die Christen, an der mit der Tributüberreichung verbundenen Sonntagentheiligung teilzunehmen. Wider ihr Erhoffen und zur großen Verwunderung der Heiden gestattete der König den Christen, ihren An-

dasselbe segnen und es von den Landplagen erretten; gleichzeitig vergaß er aber nicht, in seinem Gebete zu bemerken, daß er selbst einen andern Gott anbete und nur als Sprecher für seine Landsleute auftrete.

Diese sonderbare Art von Gottesdienst wurde eine Zeit lang fortgesetzt; dabei ward das Verlangen des Volkes nach mehr Unterweisung in der neuen Lehre immer dringender; doch erschwerte die isolierte Lage Ono's den Insulanern ihren Wunsch, ein christlicher Lehrer möchte sich bei ihnen niederlassen, der Außenwelt mitzuteilen. Eine etwaige Fahrt nach Tonga in offenem Boote war selbst bei günstigem Winde ein gefährliches Unternehmen. Nach einer Weile bot sich indes Gelegenheit, auf einem Ono anlaufenden Walfischfänger einen Boten nach Tonga zu entsenden, der um einen Lehrer bitten sollte. Doch konnten immerhin mehrere Monate noch vergehen, ehe eine Antwort zu erwarten war.

In der Zwischenzeit hatte ein Boot voll Tonganer von Lakemba aus die Rückreise nach der Heimat angetreten. Widrige Winde trieben sie von ihrem Kurse ab und zwangen sie zur Landung auf Watoa, einer von Ono 20 Stunden entfernten Insel. Während ihres dortigen Aufenthaltes hörten sie von dem Verlangen der Onoer, den Christengott kennen zu lernen und einer von ihnen, namens Josia, faßte den Entschluß, die Insulaner im christlichen Glauben zu unterrichten. Er landete auf Ono, nahm die Stelle des heidnischen Priesters ein und leitete an Sonn- und Wochentagen die Andachtsübungen des Volkes.

Nach geraumer Zeit kehrte auch der nach Tonga entsandte Bote mit der Nachricht zurück, daß sich weiße Lehrer auf Lakemba niedergelassen hätten; an diese solle man sich mit der Bitte um Unterweisung wenden. Dort stand inzwischen, ohne daß die Missionare bei seiner Ausbildung eine Ahnung von dem Verlangen der Onoer gehabt hatten, der rechte Mann zur Aussendung nach Ono in der Person eines gewissen Isaak Rawuata schon bereit. Als er nach der Insel kam, begrüßten ihn 120 Insulaner, die sich ausdrücklich von dem Heidentum losgesagt hatten, als ihren Lehrer und größer noch war die Zahl derer, die Verlangen trugen, den Christengott kennen zu lernen. Ein Jahr später folgte Isaak ein zweiter Lehrer, der zugleich einen Vorrat von Schulbüchern und Teilen der heiligen Schrift mitbrachte. Er fand bereits drei Kapellen vor und die Eingeborenen so begierig

der König, eingedenk Calverts Warnung, alle Hoffnung auf Errettung aufgab. Er bereitete sich nach Witiweise auf den Tod vor, indem er seinen Leib mit Öl einrieb und sein Königsgewand, sowie eine prächtige Halskette anlegte; dabei betete er zu seinen Göttern und gelobte ihnen große Dankopfer und außerdem noch ein Lieblingsschwein, das er mit eigner Hand aufgefüttert hatte, wenn ihm eine glückliche Heimkehr nach Lakemba beschieden sei. Am nächsten Tage wurde der König nach der Insel Totoya verschlagen, wo endlich eine Landung möglich wurde. Nachdem er sich mit seinen Leuten hier unter der gastfreundlichen Bevölkerung etwas von den Unbilden der See erholt hatte, verlief der letzte Teil der Fahrt nach Lakemba ohne weitere Beschwerden. Kaum war Tui Nayau daheim angekommen, so bat er Calvert, „er möchte seine Warnung ihm nie wieder nachfolgen lassen", und schenkte dem Missionar gleichzeitig das Schwein, das er seinem heidnischen Gotte gelobt hatte, um damit kund zu tun, daß er die Rettung seines Lebens einzig und allein dem Christengott zu verdanken habe.

Bemerkenswert war es, daß von der Flotille des Königs, als dieselbe von Watoa nach Ono in See stach, zwei mit christlichen Eingeborenen bemannte Boote ihr Ziel wohlbehalten erreichten. Eins von diesen hatte den Bruder des Königs, Toki, an Bord, der dem Christentum noch feindseliger gesinnt war, als sein Bruder. Er landete zunächst auf der Insel Ndoi, von wo bald die Kunde nach Ono gelangte, daß Toki die Auslieferung Jemimas verlange. Die christlichen Insulaner rüsteten sich nun zum Widerstande, und sonderbarerweise schloßen sich ihnen dabei auch die Heiden an, die es ihrer eigenen Sicherheit wegen für besser hielten, mit den Christen gemeinsame Sache zu machen. Als Toki davon erfuhr, ließ er verlauten, daß er in friedlicher Absicht käme. So fand er bei seiner Landung einen freundlichen Empfang; doch wurde er im Geheimen sorgfältig überwacht, um gegen einen Handstreich gesichert zu sein. Nachdem Toki drei Monate vergeblich auf das Eintreffen seines Bruders und dessen Kriegerschar gewartet hatte, kehrte er mit dem dargebotenen Tribut in die Heimat zurück; sein Haß gegen die Christen war natürlich durch die Vereitelung seines ursprünglichen Planes nicht geringer geworden.

Nach einer Weile erklärte Tui Nayau seine Geneigtheit, gegen eine neue Tributzahlung auf Jemima endgiltig zu verzichten. Alsbald brachten die Onoer das Nötige zusammen und auch die Missionarsfamilie steuerte ihr Teil dazu bei. Aber bevor noch der Tribut überreicht war, hatte der wetterwendische König schon wieder seinen Sinn geändert und bestand noch einmal auf der Auslieferung der Jungfrau; doch wagte er es nach den letzten Erfahrungen nicht mehr, seinen Anspruch mit Gewalt durchzusetzen, und so konnte Jemima in Frieden auf Ono leben.

Calvert war noch nicht lange von seinem Ausfluge nach Ono heimgekehrt, als die heidnischen Onoer eine Verfolgung gegen die Christen ins Werk setzten und gelegentlich einer Gebetsversammlung einen Christen töteten und einen andern verwundeten. Der sich daraus entwickelnde Kampf zog sich einige Wochen hin, bis es der

christlichen Partei gelang, die Heiden zu überraschen und völlig aufs Haupt zu schlagen. Letztere waren natürlich auf das Schlimmste gefaßt und harrten der blutigen Abrechnung: aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als ihnen die Christen Schonung des Lebens und Verzeihung anboten, der beste Beweis für die wunderbare Umwandlung, die das Evangelium in den Herzen der Witier hervorgerufen hatte.

Als Calvert nach drei Jahren wieder einmal einen Besuch auf Ono machte, freute er sich, als er sah, welch ein Geist ungeheuchelter Frömmigkeit die Herzen jener Insulaner erfüllte und sich in ihrem Wandel offenbarte. Aus der größeren Zahl eingeborener Christen, welche sich bereit erklärten, ihren heidnischen Landsleuten in anderen Teilen des Archipels das Evangelium zu bringen, wählte er sieben der zuverlässigsten Männer aus und in dem letzten Gottesdienste, den er auf Ono hielt, konnte er gegen 300 Eingeborene taufen. Herzergreifend war der Abschied des Missionars von der Gemeinde; am Strande knieten die Christen nieder und riefen in brünstigem Gebete Gottes Segen auf ihn und jene 7 Männer herab, die als die Erstlinge Onos dem Herrn auf dem Missionsfelde dienen wollten. Daß es kein Strohfeuer war, was in den Herzen der Ono-Christen aufloderte, beweist die Tatsache, daß im Vergleich mit den übrigen Teilen Witis das Christentum der Onoer am wurzelechtesten und blühendsten ist. Auch sind von dort verhältnismäßig die meisten eingeborenen Missionsgehilfen ausgegangen, von denen ein Teil nach treuer Arbeit zur Ruhe gegangen ist, während die übrigen hin und her im Archipel noch eifrige Bannerträger des Evangeliums sind.

3. Am Hofe Thakombaus.

Als Calvert im Sommer 1848 die Nachricht von der tötlichen Erkrankung seines Freundes Hunt bekam, eilte er an dessen Schmerzenslager nach Wiwa, das für die nächsten 7 Jahre der Schauplatz seines Wirkens werden sollte. Wiwa ist eine der zahlreichen kleinen Inseln, die auf dem Riff an der Ostküste Witi-Lewus liegen. In jenen Tagen war Wiwa einer der wichtigsten Außenposten des Eilandes Mbau, der nur eine Stunde entfernten Residenz des mächtigsten Oberhäuptlings im Witi-Archipel. Trotz aller Bemühungen war es den Missionaren noch nicht gelungen, dort festen Fuß zu fassen. Tanoa, der alte König von Mbau, einer der blutdürstigsten Kannibalen Witis, war noch am Leben; aber wirklicher

hielte. Neun Frauen waren bereits zum Opfer gefallen. Die übrigen fünf erhielten die Freiheit, dank dem heroischen Vorgehen jener mutigen Frauen. Vor ihrer Heimfahrt nach Wiwa suchten sie noch den Häuptling Ngawindi in seinem Hause auf, um ihm ins Gewissen zu reden. Obschon ihre Mahnungen auf ihn, den Schlächter der armen Opfer, nur wenig Eindruck zu machen schienen, hatten sie wenigstens die Genugtuung, daß die im Hause anwesenden Hauptfrauen Ngawindis und Thakombaus ihnen in der Verurteilung jener Untat beistimmten. Kurz darauf wurde Ngawindi in einer Schlacht erschlagen, als er den Leichnam eines Feindes wegschleppen wollte. Bei seiner Bestattung bahrte man ihn auf einer Plattform feierlich auf, zu beiden Seiten die Leiber zweier Frauen, an seinem Fußende seine Mutter und nahebei einen Diener, die man alle dem Toten zu Ehren erdrosselt hatte, damit sie ihm ins Grab nachfolgen sollten.

Geraume Zeit schon hatten Calvert und seine Mitarbeiter dem bevorstehenden Ende Tanoas mit Bangen entgegen gesehen, denn es war auf Witi feststehende Sitte, daß beim Ableben eines großen Mannes eine Anzahl seiner Frauen erdrosselt wurde. Calvert sagte sich, daß dieser schreckliche Gebrauch den Todesstoß erhalten werde, wenn es ihm gelänge, Thakombau zum Verzicht auf solch ein Opfer beim Tode seines Vaters zu bewegen. Als er hörte, daß Tanoas Ende jeder Zeit erwartet werden konnte, fuhr er mit seinem Kollegen Watsford nach Mbau hinüber, um den mächtigen Mann für die Beseitigung jener Gräuel zu gewinnen. Er bot ihm eine große Menge Walzähne als Lösegeld für die dem Tode geweihten Frauen an, ja er ging so weit, daß er sich erbot, nach Witi-Sitte sich einen seiner Finger abhacken zu lassen, wenn er damit das Leben jener Frauen retten könne. Aber alles war umsonst, denn Tanoa hatte bestimmten Auftrag gegeben, daß ihm seine Frauen in die Geisterwelt nachfolgen sollten, und sein Sohn war entschlossen, seines Vaters Anordnung nachzukommen.

Calvert war gerade nach Owalau gefahren, als Tanoa starb. So eilte Missionar Watsford nach Mbau, wo die Erdrosselung der Frauen bereits ihren Anfang genommen hatte. Sie wurde mit all dem schrecklichen Zeremoniell, das in Witi für einem solchen Fall vorgesehen war, von Thakombau und den nächsten Anverwandten vollzogen. Alles Bitten des Missionars hatte nur den Erfolg, daß die Zahl der Opfer auf fünf beschränkt blieb. Gar oft noch wiederholten sich diese Fahrten der Missionare von Wiwa nach Mbau, um Grausamkeiten und Bluttaten zu verhüten. Aber in den Tagen der Macht und des Glückes hatte Thakombau für Calverts Bemühungen,

Missionslehrern standen. In den 1824 Schulen wurden 42807 Kinder von 2610 eingeborenen Lehrern unterrichtet. Menschenfresserei, Erdrosselung der Witwen und Kindesmord waren unerhörte Dinge. Auch darin bewies die junge Witi-Kirche ihre Lebenskraft, daß aus ihr eine von Jahr zu Jahr wachsende Zahl von Missionsarbeitern in die Ferne zog, um noch heidnischen Inselfluren die frohe Botschaft von Christo zu bringen.

Das Herz voll Dankes gegen Gott, der ihn seine Wunder hatte schauen lassen, kehrte Calvert heim nach England; auch jetzt vermochte er noch nicht völlig zu rasten. Bald hier, bald dort trat er in Missionsversammlungen auf, um von der Heiden Not und Gottes Gnadenführungen beredtes Zeugnis abzulegen, bis endlich auch für ihn der Feierabend anbrach. Nach kurzer Krankheit schloß der fromme und getreue Knecht am 17. November 1897 zu Torquay betend seine Augen.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

auf den für das Christentum bereits fast ganz gewonnenen Gesellschaftsinseln und auf Rarotonga verleben durften.

Um den Neuankömmlingen das Einleben in das neue Arbeitsgebiet zu erleichtern, hatten sich die Missionare Barff von Huahine und Buzacott von Rarotonga der Missionskarawane angeschlossen. Mit verlangenden Augen schauten an jenem Sonntagabend des 5. Juni 1836 Murray und seine Gefährten nach den immer deutlicher auftauchenden Bergen der Insel Tutuila hin; war dieselbe doch zum Arbeitsfelde für Murray bestimmt. Doch die Nacht brach herein, ehe man der Küste nahe genug kam, um landen zu können. Am folgenden Tage lief das Schiff langsam an der hier meist steil abfallenden Küste hin und war bald von den Booten der Eingeborenen umgeben, die einen günstigen Eindruck auf Murray machten. In Fangasa an der Nordküste Tutuilas betrat er zum ersten Male den Boden Samoas, um zunächst in der Gesellschaft der Missionare Barff, Buzacott, Hardie und Barnden eine Wanderung quer durch die Insel zu unternehmen. Nach einem steilen Aufstieg durch die Bergwälder der Nordküste gelangten die Wanderer auf den Rücken der Tutuila in westöstlicher Richtung durchziehenden Bergkette. Vor ihren Augen tat sich ein entzückendes Panorama auf; da lag im Süden vor ihnen ein scheinbarer Landsee von einer durchschnittlichen Breite von $1^1/_2$ Stunden, den ringsum tausend Fuß hohe Bergzüge einschlossen. Es war die nur durch einen engen Paß mit dem Meere in Verbindung stehende Bai von Pangopango, einer der besten Naturhäfen in der ganzen Südsee. Ein mühseliger Abstieg an den Flanken der Berge brachte die Missionare uach dem an der Bai gelegenen Dorfe Pangopango, wo Murray eine Station zu gründen gedachte. Der dortige Häuptling Maunga, an den man sich zuerst wandte, erklärte seine Bereitwilligkeit, Missionare bei sich aufzunehmen und ihnen Beistand und Schutz zu gewähren. Befriedigt von dem Erreichten, kehrten die Missionare noch am selben Tage wieder an Bord ihres Schiffes zurück, um nach Apia auf Upolu zu fahren, wo eine Beratung sämtlichen Samoa-Missionare mit den angesehensten Häuptlingen im Archipel stattfinden sollte. Maunga hatte zu diesem Behufe seinen Sohn Pomare als seinen Vertreter entsandt. Unterwegs überholte das Schiff ein Eingeborenenboot, das nach Manono gehörte und den Rarotonganischen Missionsgehilfen Teava an Bord hatte. Dieser eifrige Mann war sechs Wochen lang kreuz und quer durch Tutuila

ten hatte. Zuerst galt es natürlich, sich mit der Sprache des Volkes vertraut zu machen. Dank einigen Vorkenntnissen in der Tahitischen Sprache, die er sich während der halbjährigen Seereise angeeignet hatte, und mit der Unterstützung Wilsons und des Häuptlingssohnes Pomare gelang es Murray in verhältnismäßig kurzer Zeit, sich den Eingeborenen verständlich zu machen.

In die Dunkelheit des Heidentums der Tutuilaner — die acht Stunden lange und zwei Stunden breite Insel wurde damals von 4000 Eingeborenen bewohnt — waren bis zu jener Zeit, wo sich Murrays dort niederließen, nur wenig Lichtstrahlen christlicher Erkenntnis hineingefallen. Abgesehen von Teavas Besuche hatte merkwürdigerweise ein englischer Abenteurer, der später verschollen ist, den Eingeborenen in seiner Weise einige Kenntnis der christlichen Lehre und der Sonntagsfeier beigebracht. Durch ihn veranlaßt, hatten sich einige Tutuilaner, darunter Maunga und Pomare, vom Heidentum äußerlich losgesagt. Als jener Fremde die Insel verließ, hatte er seinen Anhängern noch geboten, wenn Missionare kämen, sie freundlich aufzunehmen und sich von ihnen unterrichten zu lassen. Auch hatte er einzelne Stücke aus dem anglikanischen Prayer-Book ins Samoanische übersetzt und dieselben von jungen Leuten auswendig lernen lassen. Dieses Verhalten stand in grellem Gegensatz zu dem Leben und Treiben der ungefähr 20 Weißen, die damals bereits auf Tutuila lebten; es waren das meist entflohene Sträflinge aus Australien oder desertierte Matrosen, die durch ihren zügellosen Wandel den verderblichsten Einfluß auf die Samoaner ausübten und mit mißgünstigem Auge auf den Beginn der Missionsarbeit blickten. Während Murrays, trotzdem sie in einem offenen Hause wohnten, von den Tutuilanern nicht das Geringste für ihre Sicherheit zu befürchten hatten, mußten sie dagegen von jenen Weißen einen feindseligen Angriff auf Leib und Leben erwarten.

Wie Murrays erst hinterdrein erfuhren, waren sie gleich anfangs einmal nahe daran, von diesen wüsten Unholden vergiftet zu werden. Die Verschworenen hatten sich einen Sonntagnachmittag zur Ausführung ihres teuflischen Planes gewählt und zwar gedachten sie Gift in den Kessel zu werfen, in dem von einem eingeborenen Knaben in einem offenen Schuppen das Teewasser für den Missionar gekocht wurde. Wenn das Feuer ruhig am Brennen war, pflegte nämlich jener Knabe den Kessel eine Weile im Stich zu lassen und am Gottesdienste teilzunehmen. In einer solchen unbeobachteten Stunde schlich sich der zur Ausführung des Verbrechens bestimmte Weiße herbei und wollte eben das Giftpulver in das kochende Wasser schütten, als ein von Ge-

Ende März 1837 ward Murray eine freudige Überraschung zuteil, als ein kleines Schiff von Tahiti her in den Hafen von Pangopango einlief. Es brachte eine Deputation Londoner Missionare aus Tahiti und zugleich ein kostbares Geschenk für die samoanische Mission, das Evangelium des Matthäus in samoanischer Sprache, dazu ein kleines Liederbuch, einen Katechismus und eine Fibel in der Sprache der Eingeborenen. Murray und Barnden benutzten die Gelegenheit, um mit dem tahitischen Fahrzeug nach Apia zu reisen, wo eine Konferenz der Missionare stattfand. Auf der Rückkehr wären beide Männer bei einem Haar im Hafeneingange von Pangopango ertrunken. Das samoanische Boot, in dem sie saßen, stieß nämlich auf einen vom Wasser bedeckten Felsen und kenterte. Vergeblich kämpften die beiden gegen die Wellen und ihr letztes Stündlein schien nahe; da hörte man endlich ihre Hilferufe an Bord eines Schiffes und entriß die Totmatten den Fluten.

Nach anfänglich vergeblichem Bemühen gelang es Frau Missionar Murray im Sommer 1837 eine Mädchenschule ins Leben zu rufen, die zunächst von etwa 20 Schülerinnen besucht wurde; zuerst stand das weibliche Geschlecht hinsichtlich seiner Fortschritte hinter dem männlichen nicht wenig zurück; allein allmählich aber glich sich das immer mehr aus. Aus denjenigen Tutuilanern, die mit besonderem Eifer an den gottesdienstlichen Versammlungen teilnahmen, bildete Murray eine Art Katechumenenklasse, für die er an jedem Freitag eine besondere Zusammenkunft abhielt. Gegen Ende des Jahres 1837 gelang es ihm, ein paar eingeborene Lehrer als Missionspioniere nach der Manua-Gruppe im äußersten Osten des Samoa-Archipels zu entsenden; sie wurden mit ihrer Botschaft gern aufgenommen und 300 Manuaner wandten sich in kurzer Zeit dem Christentume zu.

Um einen friedlichen Verkehr zwischen den Bewohnern der einzelnen Bezirke Tutuilas anzubahnen, luden Murray und Barnden für den 9. Mai 1838 die dem Evangelium zugeneigten Tutuilaner zu einem sogenannten „Me" oder Missionsfeste nach Pangopango ein. Ungefähr 1500 Eingeborene nahmen an dem in schönster Harmonie verlaufenden Feste teil und trugen die Kunde von dem Gehörten in die abgelegensten Dörfer der Insel. Am 1. Juli 1838, einem Sonntage, herrschte große Freude in Pangopango; denn an diesem Tage konnte Murray die drei Erstlinge Tutuilas durch die

meinschaft mit einem Kollegen damit betraut, an Bord des Missionsschiffes die Außenposten der Samoa-Mission auf den Ellice-Inseln, den Tokelau, sowie die Arbeit der eingeborenen Missionsgehilfen auf einzelnen Neuhebriden-Inseln und in der Loyalty-Gruppe zu visitieren. Als schließlich auch in Apia die Gesundheit der Frau Murray immermehr erschüttert wurde, sah sich das Ehepaar zu seinem Schmerze genötigt, Samoa Ende Oktober 1870 nach 34jähriger Arbeit zu verlassen, aber nicht, um heimzukehren, sondern in dem gesünderen Klima der Loyalty-Inseln einen Versuch zur Weiterarbeit zu machen.

2. Pionierarbeit in Neuguinea. Der Lebensabend.

Am 2. Dezember 1870 war der „John Williams" vor Hepenehe, der Hauptmissionsstation der Londoner auf der Loyalty-Insel Lifu, vor Anker gegangen und Murray, der sich an Bord befand, gedachte hier an Stelle des von den argwöhnischen französischen Kolonialbehörden mit Ausweisung bedrohten Missionars Macfarlane in die Arbeit einzutreten, trotzdem für ihn, den Missionsveteranen, damit die Notwendigkeit verbunden war, sich wieder in ein fremdes Volkstum und in eine fremde Sprache einzuleben. Indes kaum hatte Murray ein paar Monate neben seinem jüngeren Kollegen unter den Loyalty-Insulanern gearbeitet, als die Direktion der Londoner Missionsgesellschaft an Macfarlane und Murray die Weisung ergehen ließ, eine Rekognoszierungsfahrt nach Neuguinea zu unternehmen, um auch diese große Insel in den Bereich der Missionstätigkeit einzubeziehen. Als Missionsarbeiter sollten in erster Linie Eingeborene aus der Loyalty-Gruppe verwandt werden. Machte sich doch auch unter den christlichen Insulanern eine ungewöhnliche Begeisterung für das neue Missionsunternehmen geltend. Kaum hatte der Missionar den Ruf ausgehen lassen: „Freiwillige vor!": als sämtliche Zöglinge des Seminars in Hepenehe und alle Lehrer auf Lifu ihre Dienste anboten, obgleich ihnen die in Neuguinea drohenden Entbehrungen und Gefahren wohl bekannt waren. Gar mancher Insulaner beneidete die acht jungen Männer von Lifu und Mare, die schließlich aus der Menge ausgewählt wurden, um die Ehre, an dem Kreuzzuge gegen das heidnische Neuguinea als die ersten teilnehmen zu dürfen.

Auf dem gemieteten Schoner „Surprise" nahmen Murray und Macfarlane mit ihren eingeborenen Gefährten am 31. Mai 1871 von *Lifu* Abschied und nach langsamer Fahrt kamen endlich am 29. Juli

des tief im Innern Neuguineas entspringenden Flystromes zu stationieren. Aber ein unvorhergesehener Zwischenfall vereitelte diesen Plan. Als die „Surprise" eben an der Küste entlang kreuzte, kam ihr ein von Eingeborenen gerudertes Boot nach mit der Nachricht, daß die zwei Missionsgehilfen mit ihren Familien vor Schreck von Dauan geflohen wären, und daß sie glaubten, ihre beiden zurückgebliebenen Kameraden und deren Frauen seien von den Eingeborenen ermordet worden. Da sprachen die beiden noch an Bord befindlichen Missionsgehilfen zu Murray und Macfarlane:

„Wir wissen, daß ihr in eurem Herzen Leid tragt wegen der Trauernachricht, die man euch überbracht hat. Wir haben über die ganze Sache untereinander geredet und gebetet und möchten euch nun unsere Willensmeinung kund tun. Stellt es sich heraus, wenn wir nach Dauan zurückkommen, daß die Wilden wirklich unsere Landsleute getötet haben, dann wollen wir den verwaisten Posten einnehmen. Bestätigt sich die Schreckensnachricht aber nicht, dann bitten wir darum, an die Stelle der beiden treten zu dürfen, welche ihren Posten in Stich gelassen haben."

Bei der Rückkehr nach Dauan zeigte sich glücklicherweise, daß die Unglücksbotschaft übertrieben war. Kein einziger Missionsgehilfe, auch niemand von ihren Angehörigen, war der Mordlust der Wilden zum Opfer gefallen; dagegen hatten sich allerdings zwei Loyalty-Insulaner mit ihren Frauen geflüchtet, weil eine Partei unter den Dauanesen entschlossen war, an ihnen für die von andern Südseeinsulanern früher einmal auf Dauan verübten Untaten blutige Rache zu nehmen. Nur dadurch, daß ein alter Häuptling sich Tag und Nacht den Bitten der Eingeborenen, ihnen die Fremden auszuliefern, aufs heftigste widersetzte, wurde das drohende Blutvergießen verhütet. Zwei Missionsgehilfen nun, die befürchteten, der Alte werde schließlich doch den Wünschen seiner Untergebenen willfahren, beschlossen, sich in einem Boote auf die hohe See zu retten; ihre Kameraden aber wollten sich ihnen nicht anschließen. „Wir haben unsere Order erhalten", erklärten die kühnen Männer, „und dürfen nicht von unserm Posten weichen. Leben wir, so leben wir. Sterben wir, so sterben wir." Sie harrten aus und ihr Gottvertrauen ward belohnt. Die Ruhe und Gelassenheit der beiden imponierte den Eingeborenen, und die frühere Feindseligkeit hatte schon wieder einem gewissen Wohlwollen Platz gemacht, als die besorgten Missionare zum zweitenmal den Strand von Dauan betraten. Die andern beiden Missionsgehülfen wurden später auf der Warrior-Insel stationiert,

liefen die beiden Missionare, die in Somerset den kleinen Dampfer „Wainui“ gemietet hatten, die Insel Datnley an, wo sich der Segen von Guchengs, des eingeborenen Evangelisten, treuem Wirken bereits zeigte; in dem kurzen Zeitraum weniger Monate war es diesem unerschrockenen Manne gelungen, die greuliche Unsitte des Kindesmordes auf der Insel auszurotten; auch sonst hatte er einen guten Grund zur Weiterarbeit gelegt.

Auf der vorhergehenden Reise hatte Murray den Missionsgehilfen Mataika bei Gucheng mit der Weisung zurückgelassen, daß er, sobald sich eine Fahrgelegenheit fände, nach den Murray-Inseln, dem ihm bestimmten Arbeitsfelde, übersiedeln sollte. Da die erhoffte Gelegenheit auf sich warten ließ, so fing Mataika — ein „John Williams im kleinen“, wie ihn Murray nannte — in seiner Ungeduld an, auf Selbsthilfe zu denken. Im Busch gab es gutes Bauholz, und er selbst war nicht ohne Werkzeug. Sollte es nicht möglich sein, ein Boot herzustellen, auf dem er die zwölfstündige Entfernung zwischen Darnley und den Murray-Inseln zur Not zurücklegen könnte? Der Gedanke ward rasch zur Tat. Mit Hilfe Guchengs und mehrerer freundlich gesinnter Eingeborener höhlte er einen großen Baumstamm aus, nagelte auf die Seiten Bretter auf, um sich gegen das Überschlagen der Wellen zu schützen, und trat dann mit vier Eingeborenen seine lebensgefährliche Fahrt nach den Murray-Eilanden an. Zwei Tage und eine Nacht trieben sie auf dem Meere umher, ehe sie am Ziele landeten. Hier wurde Mataika von den Insulanern freundlich aufgenommen, in einem gemieteten Boote holte er seine Familie und seine bescheidene Habe von Darnley nach und begann eifrig unter den Eingeborenen zu missionieren. Alles dies erfuhr Missionar Murray bei seiner diesmaligen Landung auf Darnley. Auf der Weiterfahrt gelang es am 8. November 1872, vier Evangelisten in den beiden Festlanddörfern Katau und Torotoram zu stationieren; auch wurde die Banks-Insel (Mua) eine der größten in der Torresstraße, mit zwei Missionsgehilfen besetzt.

Nach einem kurzen Besuche bei Mataika auf den Murray-Inseln fuhren Murray und Gill mit dem Schoner „Loelia“ nach der von Murray bereits auf seiner ersten Neuguineareise flüchtig berührten Redscar-Bai. Kaum war das Schiff am 22. November dort vor Anker gegangen, als sich ein Boot mit fünf sehr scheuen Eingeborenen der „Loelia“ näherte. Doch gelang es den Zureden

hielt Murray noch zwei ereignisvolle Jahre in der Neuguinea-Mission aus.

Als Murray Somerset zu seinem Wohnsitz erkor, von dem aus er die Neuguinea-Mission am besten leiten zu können hoffte, hatte er mit der Voraussetzung gerechnet, daß es ihm jederzeit leicht möglich sein werde, einen der zahlreichen Perlfischerschoner, die in der Torresstraße zu kreuzen pflegten, für seine Inspektionsreisen nach den neugegründeten Stationen zu mieten. Nun hatte aber gerade kurz vorher die Queensländer Regierung in der lobenswerten Absicht, der mißbräuchlichen Ausnutzung der Eingeborenen seitens der Perlfischer ein Ende zu machen, die Order ergehen lassen, daß sich jeder Eigentümer eines Schoners in Brisbane oder Sydney einen Erlaubnisschein zum Betriebe seines Gewerbes lösen müsse, wobei natürlich ganz bestimmte Garantien seitens des Petenten verlangt wurden. Infolgedessen waren gerade in den ersten Monaten des Jahres 1873, einer besonders kritischen Periode in der Neuguinea-Mission, so gut wie keine Fahrzeuge in den Gewässern der Torresstraße vorhanden, auf denen Murray eine Reise zu den vereinsamten Missionsposten hätte unternehmen können.

Ende Januar 1873 erhielt Murray eine Hiobspost von seinen Gehilfen an der Redscar-Bai. Einer von ihnen, namens Atamu, hatte sich kurz nach Murrays Abreise auf der „Loelia", beim Fällen von Bäumen eine Wunde am Bein zugezogen, an der er nach wenig Wochen starb; kurz zuvor war seine Frau einem Fieberanfall erlegen. Die Frau eines andern Missionsgehilfen starb im Kindbett und alle waren mehr oder weniger durch Krankheit und Mangel an kräftiger Nahrung geschwächt; sie hatten nämlich, nach der sorglosen Art der Südseeinsulaner, mit ihren Vorräten nicht Haus gehalten, sondern gleich in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Manumanu das meiste an die Eingeborenen verschenkt. Wie sehnte sich da Murray, den Bedrängten zu Hilfe zu eilen; aber kein Schiff war zu bekommen. Doch glückte es dem Missionar wenigstens, den Kapitän Moresby vom englischen Kriegsschiff „Basilisk" von der Lage seiner Lehrer in Manumanu zu benachrichtigen. Dieser freundliche Mann lief mit seinem Schiff die Redscar-Bai an, versorgte die Bedürftigen mit neuen Vorräten und Arzeneien und brachte zwei von den am meisten angegriffenen Lehrersfamilien nach Somerset zu ihrer Erholung.

versperrt schien. Kurz nachdem Murray und Gill Ende 1872 den Schoner „Loelia“ zur Fahrt nach der Redscar-Bai benutzt hatten, war dieses Fahrzeug nach Australien übergeführt undan einen reichen Privatmann Orkney in der Kolonie Viktoria verkauft worden, der es zu einer Lustyacht umbauen ließ und mit ihr eine Kreuzfahrt nach den westlichen Inselgruppen der Südsee unternahm. Als er auf der Rückreise an der Südostküste Neuguineas entlang fuhr, machte ihn sein Kapitän Websdale darauf aufmerksam, daß an der Redscar-Bai Südsee-Missionsgehilfen der Londoner Mission stationiert seien. Herr Orkney, ein missionsfreundlicher Mann, beschloß sofort, die Bai anzulaufen und den Lehrern seinen Beistand anzubieten. Es waren noch drei Lehrer und zwei Frauen da — die dritte war erst kürzlich im Kindbett gestorben — die sehr unter dem ungesunden Klima litten; auch waren ihre Vorräte sehr zusammengeschmolzen. Trotzdem wollten sie nicht von ihrem Posten weichen und baten Herrn Orkney nur um den Liebesdienst, ein Schreiben, worin sie ihre Lage schilderten, an Missionar Murray zu befördern. Orkney aber, der die Überzeugung hatte, daß die Missionsgehilfen dringend einer Ausspannung bedurften, ruhte nicht eher, als bis sie als seine Gäste an Bord kamen und sich von ihm nach Somerset bringen ließen, wo er sie am 25. Mai der Pflege Murrays übergab. In dem gesunden Klima von Kap York und unter der liebevollen Fürsorge des Missionars erholten sich nach geraumer Zeit alle Kranken wieder. Dagegen starb auf den Murray-Inseln nach längerem Siechtum der Loyalty-Insulaner Wanegi.

Im August dieses Jahres sandte die Queensländer Regierung den Kutter „Lizzie Jardine“ nach Somerset, den der dortige Polizeimagistrat dem Missionar zu einer Rundreise zur Verfügung stellte, sodaß Murray von Ende August ab sich einige Wochen auf den verschiedenen Inselstationen in der Toresstraße aufhalten konnte. Wichtig war ihm dabei der 24. August, ein Sonntag, den er auf Darnley verlebte, weil an diesem Tage der Anfang zur ersten Schule an der Südküste Neuguineas gemacht wurde. Murray hatte die ersten Lehrmittel in Sydney drucken lassen und brachte sie den Insulanern, die großes Interesse an der Schule bezeugten. Kaum war Murray von dieser Rundfahrt zurück, als ein Zwischenfall eine neue nötig machte. Es waren nämlich Schwierigkeiteu zwischen dem Häuptling von Dauan und den dortigen Lehrern entstanden; letztere

Rast. Denn am 2. März des nächsten Jahres ging es schon wieder mit dem Schoner „Retrieve“ nach Port Moresby, wo Murray eine große Last vom Herzen fiel, als er alle Missionsarbeiter wohl vorfand. Die erste kritische Regenzeit war vorübergegangen, ohne daß einer der Lehrer erkrankt wäre. Wie sehr die Eingeborenen von Anuapata an ihren Missionslehrern hingen, bewies der folgende Zwischenfall:

Murray hatte diesmal den Missionslehrer Piri und dessen Frau bei sich, um sie in Boera, einem größeren 8 Stunden westlich von Port Moresby gelegenen Dorfe, zu stationieren. Als der Missionar nun den 4 Häuptlingen von Anuapata gegenüber den Wunsch aussprach, Rau, einer der ältesten Missionsgehilfen, möchte Piri nach Boera begleiten, um ihm bei der Erlernung der Sprache behilflich zu sein, wollten sie schlechterdings nicht darauf eingehen, Piri möge sich niederlassen, wo er wolle, aber von ihren eigenen Lehrern könnten sie keinen missen. Nach vielen Hin- und Herreden gaben sie endlich ihre Einwilligung dazu, daß Rau einen Monat in Boera bleiben könne; dann müsse er aber wieder zu ihnen zurückkehren. Um ganz sicher zu gehen, blieb einer von den vier Häuptlingen den ganzen Monat über mit in Boera, bis Raus Urlaub abgelaufen war.

Auf der Rückreise nach Somerset stattete Murray auch den Inselstationen in der Torresstraße einen erneuten Besuch ab. Am blühendsten fand er die Stationen auf Darnley und den Murray-Eilanden, wo die gesamte Bevölkerung im Unterricht stand und auch im äußerlichen schon gute Fortschritte gemacht hatte.

Der Sommer des Jahres 1874 brachte Murray manche freudige Überraschung; denn am 23. Juli traf sein Kollege Macfarlane aus England in Somerset wieder ein, und einen Monat später ging dort der kleine Missionsdampfer „Ellengowan“ vor Anker, den ein Fräulein Baxton in Dundee der Neuguinea-Mission geschenkt hatte. Im Herbst desselben Jahres wurde die Arbeiterschar noch durch Missionar Lawes verstärkt und auch der „John Williams“ sprach wieder einmal in den Gewässern von Neuguinea vor. Für Murray aber, dessen Kräfte den Strapazen der Pionierarbeit nicht mehr gewachsen waren, galt es nun von Neuguinea Abschied zu nehmen und die Arbeit jüngeren Kräften anzuvertrauen. An Bord des „John Williams“ brachte er Ende November 1874 die Familie Lawes noch nach Port Moresby, ihrem zukünftigen Wohnsitze, um dann am 7. Januar 1885 in Sydney zu landen, das für den Emeritus nun die letzte Station werden sollte. Nur einmal hat er von dort auf einem flüchtigen Besuche das Missionsfeld wieder betreten, als er im Jahre

Kranke erwachsen oder noch ein Kind ist. „Zuerst muß unterrichtet werden", so sagte einer unserer krausköpfigen Christen, als er ein sterbendes Kind taufen wollte. Das Würmchen lag aber noch in den Windeln, und doch soll der Taufe unbedingt ein Unterricht vorangehen. Diesem Übelstande war bald abgeholfen, die Mutter des Kleinen mußte herhalten. Sie mußte Akte des Glaubens, der Reue erwecken, energisch dem Satan absagen, daraufhin erst erhielt der kleine Sterbende die Taufe.

Vor der Zulassung zur heiligen Taufe lernen alle unsere Schwarzen eine Formel auswendig, bestehend in einem Akt des Glaubens an die wichtigsten Wahrheiten unserer heiligen Religion. Dieser Art Credo bedienen sie sich alsdann zur Unterweisung der Kranken. Mehrmals konnte ich mich später selbst überzeugen, daß die Belehrung völlig hinreichend war."

Und schon früher (1903, 223) schrieb ein Missionar derselben Genossenschaft von der Insel Ukerewe:

„Die Zahl der in der Kirche regelrecht Getauften beläuft sich auf 975. Sie machen uns große Sorgen. Da sie zerstreut wohnen, kann man sie nur schwer überwachen. Sie haben von ihrem ersten Eifer verloren. Und wenn wir zuweilen diese Schar Neubekehrte von ihrer Schattenseite betrachten, so sind wir versucht mit dem Propheten zu seufzen: „Unglückliches Jerusalem, wie ist das Gold verdunkelt?" Sie kommen nicht mehr so regelmäßig wie ehemals. Die Entfernung, der Mangel an Kleiderstoffen mögen sie einigermaßen entschuldigen; die religiöse Gleichgiltigkeit bleibt trotzdem Tatsache. Nur schwer können einige den Aberglauben und ihre ehemaligen Flüche lassen; den Lockungen zu verbotenen Tänzen und andern sinnlichen Reizen des Heidentums vermögen sie die Spitze nicht zu bieten. Andere sind bei Ehehindernissen einfach eine wilde Ehe eingegangen. Beschränkt ist die Zahl derjenigen, welche jede religiöse Übung über Bord geworfen. Mit Hilfe unserer treugebliebenen Christen suchen wir sie auf bessere Gesinnungen zurückzubringen; wir wenden besonders die geistige Waffe der Predigt an: zur gelegenen und ungelegenen Zeit. Wir ermahnen und belehren sie am Sonntag, wo sie zahlreicher erscheinen, über die Messe; in der Woche halten wir den umliegenden und entfernteren Bewohnern Katechismusunterricht. Endlich haben wir in diesem Jahre diejenigen, welche am weitesten wohnen, besucht und vor der versammelten Menge die Messe gelesen, ihnen die Sakramente gespendet und Katechismusunterricht erteilt. Man sollte diese Besuche öfters wiederholen. Wenn die Umstände, die Trägheit, die Sorglosigkeit unsere Neubekehrten hindern zu uns zu kommen, müssen wir zu ihnen gehen und es machen wie der gute Hirt, welcher sein verlorenes Schaf sucht, bis er es wiederfindet.

Erfolge: 8388 Beichten und 7991 Kommunionen. Außer diesem Empfange der Sakramente, welcher zeigt, daß der Glaube unter unsern Christen noch lebendig ist, legen sie regen Eifer an den Tag, die Kinder und erwachsenen Heiden in Todesgefahr zu taufen. Fast alle unsere Neubekehrten können dieses Sakrament spenden. Es kommt sogar vor, daß solche, auf welche wir nicht mehr gezählt, eine Taufliste bringen und uns bitten, die von ihnen gespendeten Taufen ins Taufregister einzutragen. Eines Tages berichtete uns ein zweifelhafter Christ von seiner in der Todesnot gespendeten Taufe, um sie dann eintragen zu lassen. Ich fragte ihn, wie er dabei vorgegangen wäre. Es handelte sich um ein unmündiges Kind. „Ich fing an", sagte er, „es zu fragen, ob es an Gott, den Schöpfer, glaube usw." „Das wäre nicht nötig gewesen, ein Kind, das die Verstandsjahre noch nicht erreicht, so zu fragen", sagte ich staunend. „Ja, ich habe diese Fragen nicht an das Kind, sondern an seine Mutter gerichtet mit der Bemerkung, sie sollte für ihr Kind die Akte des Glaubens erwecken, da es noch nicht dazu fähig sei. Ich habe ebenso dieses Kind gefragt, ob es dem Teufel entsage und getauft werden wollte, indem ich der Mutter bedeutete, sie müßte in seinem Namen antworten." Auch die Taufen von Heiden in Todesgefahr waren ziemlich zahlreich: 498 in diesem Jahr."

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

George Turner, mit dem wir uns in diesen Zeilen besonders beschäftigen, war in Semington, im Norden Englands, am 6. März 1816 geboren und hatte sich, schon frühzeitig regen Anteil an der Ausbreitung des Evangeliums in der Südsee nehmend, der Londoner Mission zur Verfügung gestellt, die ihn zusammen mit seinem Freunde Nisbet für die Neuhebriden-Mission bestimmte.

Als an jenem Julitage des Jahres 1842 die „Camden" ihren Blicken entschwunden war, lenkten Turners und Nisbets samt ihren samoanischen Gehilfen ihre Schritte wieder bergabwärts dem im Rohbau ziemlich vollendeten Missionshause zu, an dem noch manche notwendige Arbeit unternommen werden mußte, um es wohnlich zu machen. Von seiten der Eingeborenen konnten sie auf keine Unterstützung rechnen, obwohl dieselben Tag für Tag in großen Scharen herbeieilten, um die Fortschritte des ihnen wunderbar erscheinenden Bauwerkes zu überwachen; im Gegenteil mußten die Missionsgeschwister immer auf der Hut vor den Diebesgelüsten der Eingeborenen sein. Mit einer unglaublichen Gewandheit stahlen sie, was ihnen vor die Hände kam, sodaß Turner und seine Mitarbeiter kein Werkzeug aus der Hand legen konnten, sondern immer bei sich im Gürtel tragen mußten. Beklagten sich die Missionare bei den Häuptlingen der in der Nähe der Station gelegenen Dörfer über die Diebereien ihrer Untergebenen, so nahmen diese eine sehr entrüstete Miene an und bedrohten jeden Dieb, dessen sie habhaft werden konnten, mit dem Tode; aber all ihre Entrüstung war nur eine Komödie, die sie den Missionaren vorspielten; denn derselbe Häuptling, der eben noch gegen einen Dieb gewütet hatte, entwendete selber aus dem Missionshause einen großen Nagel, den er mit den Fußzehen heimlich an sich zog und dann in seine auf den Rücken gelegten Hände gleiten ließ. Die Missionare wunderten sich anfänglich sehr über die großen Lasten welche die eingeborenen Frauen auf ihre Rücken geladen hatten, wenn sie in ihre Pflanzgärten oder an die Quellen zum Wasserholen gingen; aber schließlich kamen sie dahinter, daß sie, sobald sie das Haus verließen, alles einigermaßen Wertvolle, selbst ihre Hühnerbrut, mitnehmen mußten, wenn es ihnen in ihrer Abwesenheit nicht gestohlen werden sollte.

Es kam auch nicht selten vor, daß die Missionare ihre Bauarbeit unterbrechen und sich als Friedensstifter unter die Eingeborenen begeben mußten, wenn unter ihnen Streit ausbrach und eine

einige Zeit, einen regelmäßigen Schulbesuch der Kinder aus den benachbarten Dörfern zu erreichen. Schwieriger noch war es für die Frauen der Missionare, der weiblichen Jugend habhaft zu werden. Das Los der Frauen ist in Tanna noch drückender als in anderen Teilen Melanesiens. Fast alle schwere Arbeit lastet auf ihnen, da die Männer für gewöhnlich durch ihre Stammesfehden in Anspruch genommen sind. Da sich die weibliche Jugend offenbar davor scheute, das Missionshaus zu betreten, so beschlossen Frau Turner und Nisbet die Schule solange im Freien zu halten, bis jene Furcht überwunden war. Sie machten es in den Dörfern bekannt, daß sie eine Nähschule halten wollten, und ließen sich mit ihrem Arbeitsmaterial vor dem Missionshause im Schatten einiger Bäume nieder. Am ersten Tage fand sich eine mutige Schülerin ein, die von den beiden Frauen in die Geheimnisse der Nähkunst eingeweiht wurde. Einige eingeborene Frauen traten herzu, um das Wunder anzustaunen, und brachen schließlich in helles Gelächter aus, weil ihnen die Sache zu komisch vorkam. Sofort warf die kleine Schülerin, die sich gekränkt fühlte, Fingerhut und Nähnadel hin und stürzte flüchtend in das nächste Gebüsch. Doch sammelten sich allmählich mehr Schülerinnen, die sich schnell die nötige Handfertigkeit aneigneten und gern in den Unterricht kamen.

Nach den ersten paar Sonntagsgottesdiensten, die von den Eingeborenen leidlich besucht waren, schauten sich Turner und Nisbet vergeblich nach einer Gemeinde aufmerksamer Zuhörer um. Es war den Eingeborenen offenbar zu viel, jede Woche einen Tag dem Gottesdienste zu widmen, da ja ihre eignen Götter — die zu Gottheiten erhobenen Geister ihrer Ahnen — nur ein- oder zweimal im Jahre Opfer und Gebete beanspruchten. Auch waren damals die mit der Yamsernte verknüpften Festlichkeiten und Nachttänze eben erst vorüber und es galt, die neue Pflanzung vorzubereiten; dazu kam, daß ein feindlicher Überfall von seiten der im Innern der Insel wohnenden Stämme drohte. Auf verschiedene Weise suchten die Eingeborenen ihr Fernbleiben vom Gottesdienste Turner gegenüber zu entschuldigen. Auf seine Frage: „Warum seid ihr heute nicht zum Gottesdienste gekommen?“ antwortete der eine: „War nicht meine Frau da?“ und der andere: „War nicht der Häuptling unseres Dorfes anwesend?“ und ein dritter: „War nicht mein kleiner Junge dort?“ Andere wiederum, welche die Missionare nach dem Gottes-

Eines Morgens erwachte Turner von einem ungewöhnlichen Lärm, und als er zum Fenster hinausschaute, sah er die Eingeborenen mit Speeren und Keulen bewaffnet zusammenströmen. Ein benachbarter Häuptling war von den Leuten eines entfernteren Stammes getötet worden. Sofort eilten beide Missionare an Ort und Stelle, in der Hoffnung, weiteres Blutvergießen verhindern zu können. Mitten in dem Dorfe des ermordeten Häuptlings wartete ihrer eine ergreifende Szene. Auf dem freien Platze des Dorfes, aus dem alle waffenfähigen Männer dem Feinde nachgeeilt waren, waren 30—40 Frauen mit ihren Kindern wehklagend und jammernd um die Leiche ihres Häuptlings versammelt, der mit rotbemaltem Gesicht auf eine Matte gebettet in den Armen seiner Hauptfrau ruhte. Die Missionare drückten der Witwe ihre Teilnahme aus und überzeugten sich, daß kein Leben mehr in dem Körper war. Von den Frauen wurden sie himmelhoch gebeten, ja nicht weiter zu gehen, da sonst ihr Leben auf dem Spiele stehe. Trotzdem eilten beide noch dreiviertel Stunde weiter, bis sie das Geheul der Kämpfenden ganz in der Nähe hörten. Turner erkletterte einen Baum, um Umschau zu halten, konnte aber vor dem dichten Laubwerk den Kampfplatz nicht ausfindig machen. Doch wurde er von einigen befreundeten Häuptlingen bemerkt, von denen er erfuhr, daß es für die Missionare unmöglich sei, mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen. So mußten sie sich damit begnügen, den Eingeborenen zuzureden, daß sie sich auf die Verteidigung beschränken möchten. Sie knieten mitten im Busch nieder, beteten mit den Eingeborenen, daß Gott in Gnaden weiteres Blutvergießen verhüten wolle, und eilten dann zu ihren in Angst schwebenden Frauen auf die Station zurück.

Vier Monate lang zog sich dieser beklagenswerte Krieg hin und das Ende war, daß sich schließlich die Tannesen gegen die Missionare selbst wandten. Als sie nämlich trotz der Abmahnung der letzteren monatelang einander befehdet hatten, brach unter ihnen eine verheerende Dysenterie-Epidemie aus. Um jene Zeit machten die Missionare auch die Entdeckung, daß eine Anzahl von Zauberern, welche in der Nähe des zu den Naturmerkwürdigkeiten Tannas gehörenden Vulkans wohnten, und sich durch die von den Missionaren den Eingeborenen in Krankheitsnöten gespendete Hilfe in ihren Einnahmequellen bedroht sahen, ihre Ermordung planten. Eines Tages machte sich Turner zusammen mit Nisbet und einem Samoaner auf,

Mann mit seinen Augen fixierte, sodaß letzteter sich nicht getraute, die Mordtat auszuführen. Dafür herrschte er mit rauher Stimme Turner, als sich dieser von den Knien erhob, an: „Gib mir Perlen dafür, daß ich dir den Weg gezeigt habe!“ Er erhielt das Verlangte, aber da sich die Eingeborenen ungewöhnlich scheu zeigten, beschlossen die Missionare, diesmal nicht weiter vorzudringen, sondern luden die Eingeborenen ein, sie auf der Station zu besuchen, wo sie mehr von Jesus und von dem Wege zum Himmel hören könnten. Als sie dann wieder durch Jarosi, wo Teman ihre Rückkehr ängstlich erwartete, hindurchkamen, erspähte Turner mit einem male zur Linken Narimeta, wie er eben sich fertig machte, einen Kawa auf den Missionar zu schleudern. Die Eingeborenen pflegen mit unfehlbarer Sicherheit ihr Opfer auf 60 Schritt Entfernung mit diesen Steinen zu töten. Im letzten Augenblick aber stürzte sich eine alte Frau auf den Wütenden und hielt seinen Arm fest; eine Stunde zuvor hatte diese Eingeborene eine Scheere vom Missionar zum Geschenk erhalten. Narimeta, der in der andern Hand seine Keule hielt, suchte sich von der Umklammerung zu befreien, als eine junge Frau aus ihrer Hütte herauseilte und den andern Arm festhielt. Alles das war das Werk eines Augenblicks. Der alte Häuptling Teman, der sich zwischen Narimeta und Turner stürzte, flüsterte letzterem zu: „Schnell vorwärts!“ und die Missionare traten rasch den Heimweg an. Hinterdrein erfuhren sie, daß die Leute von Ratobus kurz vor ihrer Landung drei Eingeborne von Port Resolution getötet und aufgefressen hatten, aus keinem andern Grunde, als weil sie von den samoanischen Missionslehrern eine fremde Religion angenommen hätten. Natürlich waren die um die Station herumwohnenden Eingeborenen sehr aufgebracht, als sie von dem Mordanschlage hörten, und hätten am liebsten jenes Dorf mit Krieg überzogen; doch gelang es endlich den Bemühungen Turners und seines Freundes, sie auf friedlichere Gedanken zu bringen.

Während die Missionare an den Wochentagen ihre Wanderungen gemeinsam zu unternehmen pflegten, trennten sie sich am Sonntage, um möglichst viel Dörfer in der Nachbarschaft mit dem Worte Gottes zu erreichen. Auf einem dieser Predigtausflüge wurde der in Begleitung des Missionars befindliche Samoaner Jamie von einem durch die Zauberer aufgestachelten Eingeborenen mit einer Keule niedergeschlagen, so daß er vier Tage zwischen Leben und Tod schwebte;

Hinterhalt, indem sie Turner und Nisbet aufforderten, mit ihrem Boote hinüber zu kommen, um ihnen einen Vorrat vom Yams, den sie aufgespeichert hätten, abzukaufen. Die Missionare, die keine Gelegenheit zu friedlichem Verkehr ungenützt vorübergehen lassen wollten, sandten ihre samoanischen Dienstboten mit reichlichen Tauschwaren an den angegebenen Ort. Zum Glück schöpften diese rechtzeitig Verdacht und konnten sich im Boote vor der am Ufer versteckten Kriegerschar retten. Und wer stand an der Spitze jener Feinde? Derselbe alte Häuptling Teman, der wenige Wochen zuvor den freundlichen Geleitsmann der Missionare gemacht hatte. Übrigens wurde der verräterische Alte von der Dysenterie gepackt und war vier Tage nach jenem geplanten Überfall eine Leiche.

Dieser plötzliche Todesfall veranlaßte die Partei der Zauberpriester, mit noch größerem Nachdruck als bisher auf ganz Tanna auszupredigen, daß die Missionare Gewalt über Leben und Tod hätten. Tag und Nacht schlichen Sendboten jener missionsfeindlichen Partei um die Station herum, und die Missionare erwarteten immer, daß man ihnen das Haus über dem Kopfe anzünden werde; doch fürchteten sich jene Meuchelmörder vor den beiden Stationshunden, die Nachts losgelassen wurden und bei dem Heranschleichen Eingeborener sofort Alarm machten. In einer Nacht hatten sich vier Feinde in der Nähe der Gartenpforte der Missionsstation versteckt, in der Erwartung, daß Turner und Nisbet im Mondenschein einen Spaziergang an den Strand machen würden. Da glaubten sie zu hören, wie das Tor sich öffne, als ob jemand heraustrete; sofort waren sie auf den Beinen und schleuderten ihre Speere und Wurfsteine in jener Richtung. Als sie aber weder einen Schrei noch Fall hörten, nahmen sie an, daß es ein Geist gewesen sei und rannten spornstreichs nach Hause. Kurz darauf hörten die Missionare, daß jene vier von der Dysenterie hingerafft worden seien.

Da entschlossen sich die von den Zauberern beeinflußten Stämme zu einem Gewaltschritte, um mit einem male die Missionare zu vernichten. Sie musterten eine Streiterschar von 2000 Mann und stellten an die der Mission freundlich gesinnten Eingeborenen das Ansinnen, mit ihnen gemeinsam die Missionare zu überwältigen, widrigenfalls sie mit denselben zugleich abgeschlachtet würden. Der Häuptling Viavia setzte die Missionare von dem geplanten Überfall in Kenntnis und bat sie, während der zwischen den beiden Parteien auf einem

In der Nacht wurde scharfe Wache auf der Station gehalten; am anderen Morgen, es war ein Sonntag, teilten die Missionsgeschwister unter die 12 angesehensten Eingeborenen der Nachbarschaft Geschenke aus, um sie bei guter Stimmung zu erhalten und hielten dann in der ein wenig abseits von dem Missionshause gelegenen Kapelle den Vormittagsgottesdienst ab, ohne vom Feinde belästigt zu werden. Dieser hatte die sonst von wenig Zuhörern besuchte Nachmittagsbetstunde dazu ausersehen, die Missionsgeschwister zu ermorden; aber die freundlich gesinnten Eingeborenen mußten etwas derartiges geahnt haben; denn sie kamen in großer Anzahl und gut bewaffnet zur Kapelle, sodaß der Anschlag nicht zur Ausführung kam. Um wenigstens in etwas ihre Wut zu stillen, schlugen die Feinde eine halbe Stunde später einen harmlosen Knaben, der in der Nähe der Station wohnte, mit ihren Keulen tot. Dies war gleichzeitig eine Kriegserklärung an die missionsfreundliche Partei.

Am nächsten Morgen bereits marschierte die bewaffnete Mannschaft des Stationsbezirkes, Taru, einen 80jährigen Kriegsheld an der Spitze, vor dem Missionshause auf, um Turner und Nisbet die Bitte vorzutragen, sie möchten mit ihnen gegen ihre gemeinsamen Feinde in den Krieg gehen und nicht vergessen, ihre Flinte mitzunehmen. Sie wußten nämlich, daß Missionar Heath, eine Vogelflinte auf Tanna zurückgelassen hatte. Als die Missionare mit großer Mühe ihnen begreiflich gemacht hatten, daß sie als Friedensboten sich nicht daran beteiligen könnten, andere Menschen zu töten, wünschten die Krieger, daß sie dann wenigstens einen ihrer samoanischen Diener mit der Flinte mitlassen sollten. Als ihnen auch diese Bitte abgeschlagen werden mußte, fanden sie sich endlich in das Unvermeidliche und versprachen, sich dem Feinde gegenüber in der Defensive zu verhalten.

Nun folgten stürmische, angstvolle Tage; am nächsten Morgen rückte der Feind heran. Von ihrem Fenster aus konnten die Familien Turner und Nisbet sehen, wie anfangs das Kriegsglück unentschieden hin- und herschwankte; endlich aber wurde die christliche Partei immer mehr zurückgedrängt, und ein befreundetes Dorf ging in Flammen auf. Zahlreich waren die Verwundeten, die auf der Station Linderung ihrer Schmerzen suchten.

2. Zweimal auf der Flucht.

Das Ende schien nahe. Da gingen Turner und Nisbet unter Gebet mit sich zu Rate, ob sie sich nicht mit ihren zwei Booten lieber

an Bord, ehe es die feindliche Partei hindern konnte. Am schwersten ward Turners der Abschied von dem weinenden Kuanuan, der den Missionaren das Versprechen gab, auch fernerhin den Gottesdienst in seinem Dorfe abzuhalten. Die Fahrt ging nun nach Samoa; unterwegs wurde das Schiff im Witi-Archipel von einer Windstille befallen; schon sammelten sich die starkbemannten Kriegskähne der Witianer mit ihrer beutegierigen Besatzung um das Schiff; da sandte Gott zur rechten Zeit einen Wind, der die Segel blähte und Ende Februar 1843 lief der „Highlander" sicher in den Hafen von Apia ein, wo Missionar Mills die Geretteten mit offenen Armen aufnahm.

3. In Samoa und auf Reisen.

Von seinem ersten Aufenthalte her war Turner schon mit den samoanischen Verhältnissen halbwegs vertraut, so daß ihm seine älteren Kollegen den Missionsbezirk Safata als sein neues Arbeitsfeld anvertrauen konnten. Dieser Bezirk umfaßt auf der Südseite der Insel Upolu eine Küstenlänge von 8 Stunden mit 16 Dörfern und 3000 Einwohnern. In jedem Dorfe war ein Missionslehrer stationiert, dessen Tätigkeit von dem in der Mitte seines Bezirks wohnenden Missionar überwacht und geleitet wurde. Außer dreimaliger Predigt am Sonntag hatte Turner den eingeborenen Lehrern und Predigern Fortbildungsunterricht zu erteilen, die Dorfschulen zu revidieren und je einmal im Monat eine Betstunde für die Abendmahlsgemeinde, eine Missionsstunde und einen Kommuniongottesdienst zu halten. Seine Gattin hatte eine Mädchenschule eingerichtet und hielt wöchentlich eine Zusammenkunft mit den Frauen des Missionsbezirkes.

Schon nach anderthalb Jahren wurde Turner ein neuer Wirkungskreis in Samoa angewiesen; er sollte zusammen mit dem Missionar Hardie ein Missionsseminar zur gründlichen Ausbildung eingeborener Lehrer und Geistlicher eröffnen. Die Wahl des Ortes fiel auf Malua, ein Stück Land, 4 Stunden westlich von Apia gelegen. Zunächst fanden Turner und Hardie an Ort und Stelle nichts anderes vor als ungerodeten Buschwald, ein paar Brotfruchtbäume, Kokospalmen und eine Quelle. Die Häuptlinge in der Nachbarschaft boten den Missionaren soviel Land, als sie für die Anstalt benötigten, umsonst an. Diese maßen 30 Acker ab, baten aber, das Land vergüten zu dürfen. Bald meldeten sich 25 junge Samoaner im Alter von 10—20 Jahren, welche ins Seminar einzutreten wünschten und

der christlichen Partei umgeschlagen war. Im Sommer 1848 und im Herbst 1859 wiederholte er an Bord des „John Williams“ diese Reise, fast überall mit Freuden die Fortschritte des Missionswerkes schauend.

Im Jahre 1860 verlebte Turner mit seiner Familie ein wohlverdientes Urlaubsjahr in England, um dann von 1861—1882 in in seinem geliebten Malua noch weiter der samoanischen Jugend zu dienen. Es wurde ihm und seiner Gattin unsäglich schwer, infolge seiner zusammengebrochenen Gesundheit im Sommer 1882 Samoa Lebewohl sagen zu müssen. Geleitet von den Segenswünschen der Inselgemeinden kehrten Turners, die einen Sohn als Missionar auf Samoa zurückließen, nach England zurück, wo die Universität Oxford seine Verdienste um die Volkskunde Samoas mit der Doktorwürde belohnte. Noch war es bei aller Leibesschwachheit Turner vergönnt, hier und da in Missionsversammlungen die Londoner Südsee-Mission den Freunden des Werkes auf betende Herzen zu legen, bis auch für ihn am 8. Februar 1894 der Feierabend hereinbrach. Wie ein Träumender ging er durch des Todes Tore hinüber in seines Vaters Reich.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Erste gab ihm als Erbteil „eine glühende Vaterlandsliebe und eine innere Freude an kühnen Taten", das Zweite leitete ihn an, dieses Erbe Gotte dienstbar zu machen und rüstete ihn aus mit Märtyrermut. Tiefer noch war der Einfluß seiner Eltern. Es waren Menschen von nicht nur ererbter, sondern persönlicher Frömmigkeit. Des Vaters Gesicht strahlte von Freude und Glück; das war, sagt Paton, der Widerschein der Nähe Gottes, in deren Bewußtsein er stets lebte. Es ist rührend, mit welcher Dankbarkeit der Sohn von der christlichen Hausordnung seiner Eltern und ihrer ganz in Freude an Gott getauchten Feier des Sonntags erzählt, mit welcher Ehrfurcht er besonders von dem Gebetsleben des Vaters berichtet. Einer von den 3 Räumen der väterlichen Hütte war das Gebetskämmerlein. „Hierher sahen wir unsern Vater sich mehrmals täglich, gewöhnlich nach jeder Mahlzeit zurückziehen; wir hörten ihn die Tür verriegeln und wir Kinder errieten durch eine Art geistigen Instinkt, denn die Sache war zu heilig, um sie zu besprechen, daß unser Vater dort für uns bete, wie der Hohepriester im Allerheiligsten. Mitunter hörten wir den ernsten Ton der bewegten Stimme, die bat, als ob es unser Leben gelte, und wir lernten es, nur auf den Zehen an dem Zimmerchen vorüber zu schleichen." „Wenn wir um ihn knieten und er sein ganzes volles Herz in das Gebet um Bekehrung der Heiden zum Dienste Jesu legte, wenn er alle persönliche und häusliche Not ihm vortrug, so war es uns allen, als seien wir dem lebenden Erlöser ganz nahe, und wir lernten ihn als unsern persönlichen Freund kennen und lieben." Paton meint, daß er jeden ihn später etwa bestürmenden Zweifel überwunden haben würde durch den Schluß: „Er ging mit Gott um; warum dürfte ich es nicht auch tun?"

Nachdem diesem vorzüglichen Manne der Wunsch, Geistlicher zu werden, nicht hatte erfüllt werden können, lag ihm um so mehr daran, seinen Söhnen die Bahn dazu zu eröffnen. Aber nur mit großen Unterbrechungen war des ältesten, unseres John, Ausbildung möglich. Die Mittel des Vaters waren bei der großen Kinderzahl zu gering, als daß er ihn den gewöhnlichen Weg der Ausbildung hätte gehen lassen können. Der Schulbesuch mußte früh zum Zweck des Eintritts in das väterliche Gewerbe abgebrochen werden; dann folgte wieder kurzer Schulbesuch, hierauf Beschäftigung bei kartographischen Vermessungen, sodann bei landwirtschaftlichen Arbeiten, bis Paton endlich zu Glasgow eine kleine Stelle im Dienst der inneren

II.

Am 16. April 1858 begann er mit seiner jungen Frau und einem Gefährten die Reise nach den Neu-Hebriden und landete am 30. August in Aneityum. Dort fand er ein Missionsfeld, das schon nach kurzer Bearbeitung reiche Frucht trug. Erst 1839 waren überhaupt die Neu-Hebriden von der Mission in Angriff genommen. Aber die ersten Missionare, Williams und Harris, waren bald nach ihrer Landung von den Eingeborenen erschlagen und gefressen. Dann besetzten 1842 zwei Missionare die Insel Tanna, mußten aber schon nach 7 Monaten vor der Mordlust der Wilden fliehen. Erst mit der 1848 vollzogenen Niederlassung auf Aneityum faßte die Mission in jenen Gegenden festen Fuß und brachte es bald zu überraschenden Erfolgen. Welcher Geist sich der einstigen Kannibalen bemächtigt hatte, ist z. B. aus der Opferwilligkeit zu ersehen, mit der sie die zum Druck der Bibel in ihrer Sprache nötigen Gelder zusammenbrachten. 15 Jahre lang bauten sie Arrowrot „für den Herrn", d. h. sie verzichteten auf den Genuß und ließen ihre ganzen Ernten durch Missionsfreunde in Australien und Schottland verkaufen, bis 24000 Mark zusammen waren. Was Paton hier sonst von der Wirkung des Evangeliums sah, erfüllte ihn mit Freude und Hoffnung. Allein ihm selbst waren zunächst andere Erfahrungen beschieden.

Mit der Ansiedlung auf der kleinen Insel Tanna die er zusammen mit einem andern Missionar in Angriff nahm, begannen 5 Jahre schwerer und anscheinend fruchtloser Arbeit. Er fand eine in jeder Beziehung tiefstehende Bevölkerung vor. Die Dieberei der Eingeborenen, die mit großer Geschicklichkeit und verblüffender Frechheit betrieben wurde, ihre Habgier, Unzuverlässigkeit, Verlogenheit übertraf alle Gedanken. Dazu entbehrten sie, die von der ganzen andern Welt abgeschlossen, an Weißen bisher nur geldgierige, sie nur noch mehr verderbende Händler kennen gelernt hatten, jeglicher, auch der geringsten Kultur, wie sie denn in fast völliger Nacktheit, jedoch am ganzen Körper bemalt, einhergingen. Das Schlimmste war die hauptsächlich bei Siegesfeiern und kultischen Festen ganz unverhohlen betriebene Menschenfresserei. Die Opfer dieser schauerlichen Liebhaberei lieferten die fortwährenden Kriege zwischen den einzelnen Stämmen; doch schlachtete man gelegentlich auch ein paar Frauen, wobei sich der Nebenvorteil ergab, daß dann die andern Frauen eine Zeitlang Ruhe hielten. Daraus ist zugleich die niedrige Stellung der Frau

Land sein, in dem er sein Liebstes begraben hatte! Aber es verschloß sich ihm und seinem Wort. Die anfängliche Neugierde der Eingeborenen schlug bald in Feindschaft um. Ihre schlechten Erfahrungen mit den Sandelholzhändlern scheinen die Wut gegen alle Weißen entfacht zu haben. Dazu führte man verschiedene Todesfälle auf den Zorn des bösen Geistes über die Anbetung eines andern Gottes zurück. So beschloß eine Partei unter den Wilden den Tod der Fremden. Doch hatten sie einige, wenn auch wankelmütige Freunde; und es ist merkwürdig, wie diese oft in der äußersten Not plötzlich für den Missionar eintraten, in Augenblicken, wo es ihrem Wankelmut viel näher gelegen hätte, sich auf die Seite der Majorität wider die Fremden zu stellen. Eine Zeit fortwährender Lebensgefährdung hatte für Paton begonnen. Oft konnte er der angelegten Flinte und dem erhobenen Tomahak nur durch die unausgesetzte furchtlose Beobachtung der Feinde entgehen. Sie konnten den ruhigen und festen Blick nicht ertragen; regte sich darunter ihr Gewissen? Das gelegentliche Erscheinen englischer Kriegsschiffe und die ernsten Warnungen ihrer Kommandeure machten zwar auf die Tannesen augenblicklich einen großen Eindruck, wurde aber ebenso schnell wieder vergessen, denn Flatterhaftigkeit gehört zu den hervorstechendsten Charakterzügen dieser so lebhaft veranlagten Stämme. Gelegentlich vergaßen sie aber auch über den langen Reden, mit denen sie in ihren Versammlungen zu paradieren liebten, den Zweck ihres Kommens und ließen die anfängliche Mordlust im Geschwätz verrauchen.

Unbeirrt durch dieses alles fuhr Paton im Kampf gegen die gröbsten sittlichen Schäden fort. Er suchte zunächst den Frauen eine bessere Behandlung zu sichern, wenngleich ihm immer wieder geantwortet wurde: Tannesische Frauen vertragen die Güte nicht; er suchte auch die große Zahl der Kriege zu verringeren — alles nur mit vorübergehendem Erfolge. Brüderlichen Trost und Hilfe in seiner schwierigen Lage, die durch die immer wiederholten Malaria-Anfälle noch erschwert wurde, bot ihm allein der Verkehr mit einem treuen Lehrer aus Aneityum, Abraham. Die persönliche Anhänglichkeit und die Märtyrerbereitschaft dieses früheren Kannibalen kann Paton nicht genug rühmen. Was das Herz dieser eingeborenen Lehrer so stark machte, hat einer von ihnen ausgesprochen: „Wenn *ich* diese Unglücklichen nach meinem Blute dürsten sehe, so erkenne *ich mich selbst* in ihnen. Ich wollte den ersten Missionar, der zu

Händler veranlaßt, für welche die Eingeborenen, alle Weißen begreiflicher Weise als verbündet betrachtend, auch Paton verantwortlich machten. Händler und Kapitän hatten schon durch ihr und ihrer Leute böses Beispiel sowie durch die Einfuhr von Branntwein zur Demoralisierung der Wilden beigetragen; ja es fehlte nicht von blutigen Gewalttaten. Alles wurde aber übertroffen durch die Ruchlosigkeit, mit der einige Kapitäne vier Masernkranke an verschiedenen Stellen der Insel aussetzten, um die Krankheit dort zu verbreiten, wie sie nachher frech genug waren, dem Missionar lachend zu erzählen: „wir verstehen es, Ihre stolzen Tannesen zu beugen, wir werden sie Ihnen gehorsam machen." „Unsere Parole ist — diese Geschöpfe vertilgen, damit der Weiße sich des Landes bemächtige!" Wir entsetzen uns über solche Brutalität der Gesinnung; ob sie aber heute ausgestorben ist? Bald verbreitete sich die Krankheit über die ganze Insel. Da ärztliche Hilfe fehlte, auch die des Missionars aus Mißtrauen und Haß zurückgewiesen wurde, starben nach Patons Schätzung wohl ein Drittel der ganzen Bevölkerung. Die Händler verstanden aber die große Erregung der Eingeborenen auf die ihnen höchst unbequeme Mission zu lenken mit dem beliebten Vorgeben, daß die Epidemie die Strafe der Götter für die Duldung des Missionars sei. Einige schürten die Feindschaft noch durch die Drohung, sie würden nicht wieder Pulver, Blei, Tabak bringen, so lange die beiden Missionsstationen beständen. Dazu kam von der Insel Erromanga, wo nach erfreulichen Missionsanfängen die Masern gewütet, die Orkane getobt und die Händler den abergläubischen Haß gegen den Missionar aufgestachelt hatten, im Mai 1861 die traurige Nachricht von der Ermordung Gordons und seiner Gattin. Bewohner jener Insel versäumten nicht, die von Tanna zur Nachfolge zu ermuntern, und die Mordlust der Tannesen wuchs umso mehr, als die blutige Tat von Erromanga ohne Strafe seitens britischer Kriegsschiffe blieb. Daher denn Paton ernstlich zu überlegen anfing, ob er weiter sein Leben dieser steten Gefahr aussetzen dürfe. Aber die Erwägung, daß sein Fortgang die Preisgabe des bisher Erreichten bedeuten würde, da er auf lange die Erlaubnis zur Niederlassung nicht wieder zu erlangen hoffen durfte, ließ ihn doch noch weiter ausharren; denn etwas war doch immerhin erreicht, wenn zwei Stationen mit Missionaren besetzt und durch sechs, an der Küste liegende, von Lehrern verwaltete Stationen verbunden waren. Schließlich aber

zu beschränken. Dafür also sollte Paton durch eine Vortragsreise in Australien die nötigen Mittel sammeln, sollte dann überhaupt das Interesse der australischen Presbyterianer für die Neuhebriden-Mission gewinnen, zu der sie als die zunächst Wohnenden auch die nächst Verpflichteten waren. Paton erkannte selbst in seinen bisherigen schweren Erlebnissen die gottgewollte Schulung für diese große Aufgabe. „Ich hätte niemals die Teilnahme der Tausende, die von da an diese Mission erhalten, in dem Grade erwecken können, wenn nicht meine Erfahrungen so bitter, mein Mitleid mit den armen Unwissenden so tief gewesen wäre, wie es die Gefahren und die völlige Kenntnis dieser Unglücklichen mir einflößten."

Paton erzählt von seinen zahllosen Ansprachen und ihrem großen Erfolge. Besonders die Kinder wußte er durch ein eigentümliches Mittel zu interessieren. Er ließ Anteilscheine im Werte von je 50 Pfg. drucken, durch deren Erwerbung man Mitbesitzer des neuen Schiffes werden konnte. Sie wurden unter den Kindern der Sonntagsschulen zu tausenden verbreitet und erhielten so in vielen Familien das Interesse an Patons Unternehmung dauernd wach. Manche seiner Zuhörer verpflichteten sich zur Unterhaltung eines eingeborenen Lehrers, wozu 120 Mk. jährlich erfordert wurden, und hatten so, wie Paton sagt, die Freude, einen persönlichen Vertreter unter den Heiden zu haben. — Interessant sind seine Bemerkungen über die bei dieser Gelegenheit kennen gelernte australische Urbevölkerung, der man alle religiöse Veranlagung abgesprochen hat, von der selbst ein Mann wie Kingsley, dem doch der Sinn für Barmherzigkeit nicht abging, glaubte sagen zu können: „die Schwarzen Australiens sind nicht imstande, das Evangelium zu verstehen . . . Arme Tiere in Menschengestalt müssen sie wie Tiere vom Erdboden nach und nach verschwinden." Paton widerspricht solchem Urteil auf Grund seiner Beobachtungen, und die Geschichte der australischen Mission bestätigt seinen Widerspruch. Auch hier klagt er den Branntwein als den größten Feind des armen Volkes an. — Nachdem er in Australien seiner Aufgabe genügt, ging er auf Wunsch der dort gegründeten Missionsausschüsse nach Schottland, um noch einige Missionare zu werben. Die Reise brachte ihm außer vier neu gewonnenen Helfern zugleich ein Wiedersehen mit seinen Eltern, von denen er sich nun für dieses Leben auf immer trennte, und führte ihm zugleich seine zweite Frau zu, deren Kinder sich später sämtlich der Mission gewidmet haben.

hundertmal an uns sein Versprechen gehalten: ich will dich nicht verlassen noch versäumen".

Allmählich gewann der Missionar an Einfluß. Es gelang seiner Vermittlung, die steten Kämpfe einzuschränken, sodaß sogar eine Art Landfriede eingeführt wurde. Seine ärztliche Hilfsbereitschaft bei allen Krankheiten und seine stete Freundlichkeit gewannen ihm Liebe und Vertrauen. So hatte er auch nach Herstellung des eignen Hauses ein paar Hütten für Waisenkinder gebaut. Den entscheidenden Umschwung aber führte ein merkwürdiges Ereignis herbei, welches erkennen läßt, wie Gott auch Armut und Unwissenheit der Menschen benutzt, um seinen Segnungen den Weg zu bereiten. Da es der Insel an Quellwasser mangelte, sodaß man auf Regen angewiesen war und sich oft Monate lang mit schlechtem, ungesunden Wasser begnügen mußte, beschloß Paton einen Brunnen zu graben. Es war freilich ein ungewisses Unternehmen, da das Wasser, das etwa gefunden wurde, bei der Nähe des Meeres salzig sein konnte. Brunnen kannte man aber auf der Insel noch garnicht. Als deshalb der Missionar seinen Plan zwei ihm freundlich gesinnten Häuptlingen mitteilte, erwiderten sie erstaunt: „Der Regen kommt nur von oben," und sagten schließlich, als er auf seinem Vorsatz beharrte, traurig: „euer Kopf ist krank, sonst könntet ihr nicht so schrecklich sprechen. Ich bitte, laßt nur die Leute nicht hören, daß ihr nach Regen in der Erde sucht, sonst werden sie euch nicht mehr ein Wort von Jehova und Jesus glauben, welches ihr zu ihnen redet." Es ist bezeichnend für Patons unerschütterlichen Glauben, daß er trotz dieser doppelten Bedenklichkeit seines Vorhabens den unsichern Versuch wagte in der fröhlichen Hoffnung, Gott werde ihm auch in dieser Sache helfen. Anfangs war sein Graben vergebens, bis ihm endlich nach mehrtägiger Arbeit das ersehnte süße Wasser entgegensprudelte. Inmitten der Versammelten, in der größten Aufregung harrenden Menschenmenge warf er sich nieder, dem Herrn für seine Hilfe zu danken. Dann reichte er einen Krug mit geschöpftem Wasser dem ungläubigen Häuptling, der dann, es prüfend, erstaunt ausrief: „Regen, Regen! Ja, es ist wirklich Regen. Aber wie ist das möglich?" Die Kunde von „Jehovas geheimnisvollem Regen" erfüllte alle so sehr mit staunender Begeisterung, daß die Aniwaner selbst, die vor ein paar Jahren nicht einmal für Bezahlung hatten arbeiten wollen, nun freiwillig die Vollendung des

Eine große Begebenheit war der Druck des ersten aniwanischen Büchleins, den Paton selbst mit einer Handpresse besorgte. Es bestand aus Hymnen, einem Teil der Genesis, und einigen kleineren Schriften, wobei wir uns wohl wundern, daß statt der Genesis nicht lieber neutestamentliche Stücke gewählt sind. Paton beschreibt den Eifer, mit dem der alte Häuptling noch das Lesen lernte, damit er das Buch auch „sprechen machen" könne. Großen Eindruck machte von Anfang an Gesang und Harmoniumspiel von Patons Gattin. Der musikalische Teil des Gottesdienstes hat nach Patons Meinung zuerst in den Herzen der Kannibalen Anklang gefunden, als das Verständnis für Gottes Wort noch sehr gering war. Bald stellte sich nun auch das Bedürfnis einer entsprechenden Kirche ein. Es gelang Paton, die Leute zu überzeugen, daß ein Bau, der ihnen allen dienen solle, auch von ihnen selbst beschafft werden müsse. Nach vielen Versammlungen mit langen Reden waren alle — mit Ausnahme eines Häuptlings — einig, das große Werk zu unternehmen. Auf dem Boden dieser gemeinsamen Aufgabe vergaßen sie ihre bisherigen Streitigkeiten und in völliger Eintracht errichteten sie einen einfachen, aber soliden Bau. Die Arbeit verlief trotz ihrer Ungeübtheit ohne Unfall; als einmal ein junger Mann aus ziemlicher Höhe herabgestürzt war und unverletzt wieder aufstehen konnte, rief er freudig: „ich arbeitete ja für Jehova; er hat mich beschützt; mir fehlt nichts." Und alsbald war er wieder oben, um weiter zu hämmern. Aber kaum war die Kirche vollendet, als einer der entsetzlichen Orkane der Tropen sie fast der Erde gleich machte. Der allgemeinen Trauer trat der Häuptling mit der Aufforderung entgegen: „laßt uns nicht weinen wie Knaben, deren Bogen und Pfeile zerbrochen sind. Laßt uns eine noch stärkere Kirche für Jehova bauen!" Diese von den Aniwanern wieder völlig aus eigenen Mitteln erbaute Kirche, an der sich schließlich auch jener fern gebliebene Häuptling beteiligte, hat dann manchen Orkan ausgehalten.

Wie tief die Umwandlung bei vielen ging, zeigen einige Beispiele innigen Gebetes. In einer Zeit großer Dürre hörte Paton einen Vater in herzlichem Tischgebet Gott danken „für die von Gott gegebene Speise und die Gnade, welche er ihm und den Seinen in Christo geschenkt habe"; das armselige Gericht der Leute hatte aber, wie sich bei Patons Eintritt in die Hütte zeigte, aus aufgelesenen und gekochten Feigenblättern bestanden. Als in dieser Zeit schwerer

noch mit! Es gehört zu den Freuden, die die Lektüre seines Buches gewährt, die Jesusliebe zu sehen, die in die Herzen dieser einstigen Kannibalen ausgegossen war. Und wie treu haben während der zweiten großen Kollektenreise, die den Missionar seiner aniwanischen Arbeit vier Jahre lang entzog, die Presbyter und Lehrer, nur gelegentlich von anderen Missionaren besucht, über der Gemeinde gewacht und sich am Herrn festgehalten! Aniwa und andere jener Inseln sind leuchtende Beweise für die Kraft des Christentums, wie sie so leuchtend eben nur inmitten jener heidnischen Finsternis sich finden können. Denn dort kann man keiner anderen Macht, etwa der Kultur, diejenigen ethischen Wirkungen zuschreiben, die aus dem Christentum entsprungen sind.

V.

Die wachsende Mission jener Inseln erforderte nun die Anschaffung eines Schiffes, das leistungsfähiger war als die „Morgenröte." Paton wurde wiederum mit der Beschaffung der nötigen Mittel beauftragt und nach Großbritannien gesandt, wo er statt der erforderlichen 120000 Mk. die Summe von 180000 Mk. zusammenbrachte, der Erfolg lediglich seiner zahllosen Ansprachen, nicht etwa persönlicher Bitten bei einzelnen Reichen, auf die er sich trotz vieler gegenteiliger Ratschläge nicht einließ. Daß diese Methode ihm angemessen war, zeigt ja ihr Resultat. Es muß eine wunderbar begeisternde und den Einzelnen persönlich anpackende Kraft in seinen Worten gelegen haben. Worin ihr Geheimnis bestand, verrät folgendes Bekenntnis. „Überall, wo ich zu reden hatte, suchte ich den Boten des Evangeliums mit dem Missionar in mir zu verbinden. Ich suchte jede Einzelheit meiner Mitteilungen zu dem Gewissen der Hörer sprechen zu lassen; ich suchte den Sünder für Christum zu gewinnen, dem Gläubigen aber den Trieb einzuflößen, sein Leben und seine Kräfte noch mehr als bisher dem Herrn hinzugeben zum Dienst in seinem Reiche. Wußte ich doch, daß, wenn ich diese höheren Ziele erreichte, die Gaben für die Arbeit des Herrn an den Heiden gern mitgeteilt werden würden." Schöne Erfahrungen machte er in dieser Tätigkeit. Einst traf er einen Kaufmann, der nach Gewinnung eines ihm und seiner Familie genügenden Vermögens sich nicht vom Geschäft zurückzog, sondern dessen ganzen Ertrag von nun an im Dienste Gottes und seiner armen Mitmenschen verwandte. Ein andermal erhielt er einen umfangreichen Geldbrief, welcher die Mit-

graphie in einem Nachtrage von fremder Hand über Paton berichtet, ist dies, daß der im 80. Jahre stehende Missionar noch auf dem von ihm gewonnenen Aniwa in treuer Arbeit steht. Möge ihm Gott eine selige Heimfahrt bescheren. Möge auch dieser kurze Abriß einen Eindruck davon gegeben haben, wie herrlich die Wahrheit und Kraft des Christentums sich in diesem Leben bewiesen haben.

Der Mord auf der Gazellen-Halbinsel.

Auf der Gazellen-Halbinsel im Norden Neupommerns (Bismarck-Archipel) sind, wie aus den Zeitungen bekannt, fünf katholische Missionare und fünf Missionsschwestern von den Eingeborenen ermordet worden, ein Blutbad, das wir mit schmerzlicher Teilnahme registrieren. Über die vermutlichen Gründe derselben schreibt die „Köln. Ztg.“: „Auf Veranlassung der katholischen Mission war vor etwa einem Jahre eine Verordnung über die Ehen unter den Eingeborenen erlassen worden, wonach jeder Eingeborene fortan nur ein Weib haben darf und Zuwiderhandelnde mit Gefängnis und Zwangsarbeit von beträchtlicher Dauer bestraft werden. . . . Der stärkeren Macht gehorchend, mußten die Eingeborenen sich dem Gesetze fügen, aber sie grollten innerlich. Die stetige Überwachung durch die Missionare hielt sie in Furcht vor dem Gefängnis, aber der innere Trieb und die Gewohnheit erweist sich in vielen Fällen stärker als die Furcht vor Strafe, und so füllt denn eine große Anzahl von Übertretern das Regierungsgefängnis. In den meisten Fällen waren es Missionare gewesen, welche die Anzeige erstattet hatten. Daher wandte sich der Groll der Eingeborenen vor allem gegen die Missionare als die Urheber allen Unglücks. Es half keine noch so große Freundlichkeit der Missionare gegen die Eingeborenen, und es verschlug nichts, daß in vielen anderen Fällen von Gesetzesverletzungen dieselben Missionare mit Erfolg die Verteidigung gegenüber dem Richter übernahmen“. — Australische Quellen behaupten, daß ein Eingeborener der dem Polygamie-Verbot zuwider gehandelt, von den Missionaren durchgepeitscht worden sei, worauf das „Neue Münchener Tageblatt“ entschuldigend erwidert: „Wenn es so wäre, so wird, wer Land und Leute auf Neupommern auch nur annähernd kennt, zugeben müssen, daß bei jenen großen Kindern eine empfindliche Strafe die besten Wirkungen erzielen kann.“

Ich enthalte mich z. B. jedes Urteils über die etwaigen Gründe des traurigen Vorgangs, und daher auch der Reflexionen über die Erklärungs- und *Entschuldigungsversuche*; aber mit Indignation muß ich eine Beschul-

schreibt derselbe: „Dennoch — obgleich er ein Feind der Mission ist — bin ich überzeugt, daß die Missionare große Verdienste um die Wohlfahrt der Eingeborenen sich erworben haben. Despotie und Kannibalismus, gegenseitige Furcht, Unsicherheit des Lebens und des Eigentums, ein Kriegszustand aller gegen alle lag ehemals schwer auf der Bevölkerung. Jetzt, in der christlichen Zeit, ist Friede und Ordnung bei ihr eingekehrt. Wenn man auch nicht alles buchstäblich zu glauben braucht, was in den Berichten der Missionare steht, so ist doch nicht zu leugnen, daß in der vorchristlichen Zeit die Zustände schlimm genug waren und daß die Christianisierung einen höchst erfreulichen Fortschritt herbeigeführt hat."

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.